



Danskernes Historie Online

Danske Slægtsforskeres Bibliotek

Dette værk er downloadet fra Danskernes Historie Online

Danskernes Historie Online er Danmarks største digitaliseringsprojekt af litteratur inden for emner som personalhistorie, lokalhistorie og slægtsforskning. Biblioteket hører under den almennyttige forening Danske Slægtsforskere. Vi bevarer vores fælles kulturarv, digitaliserer den og stiller den til rådighed for alle interesserede.

Støt vores arbejde – Bliv sponsor

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her: <https://slaegtsbibliotek.dk/sponsorat>

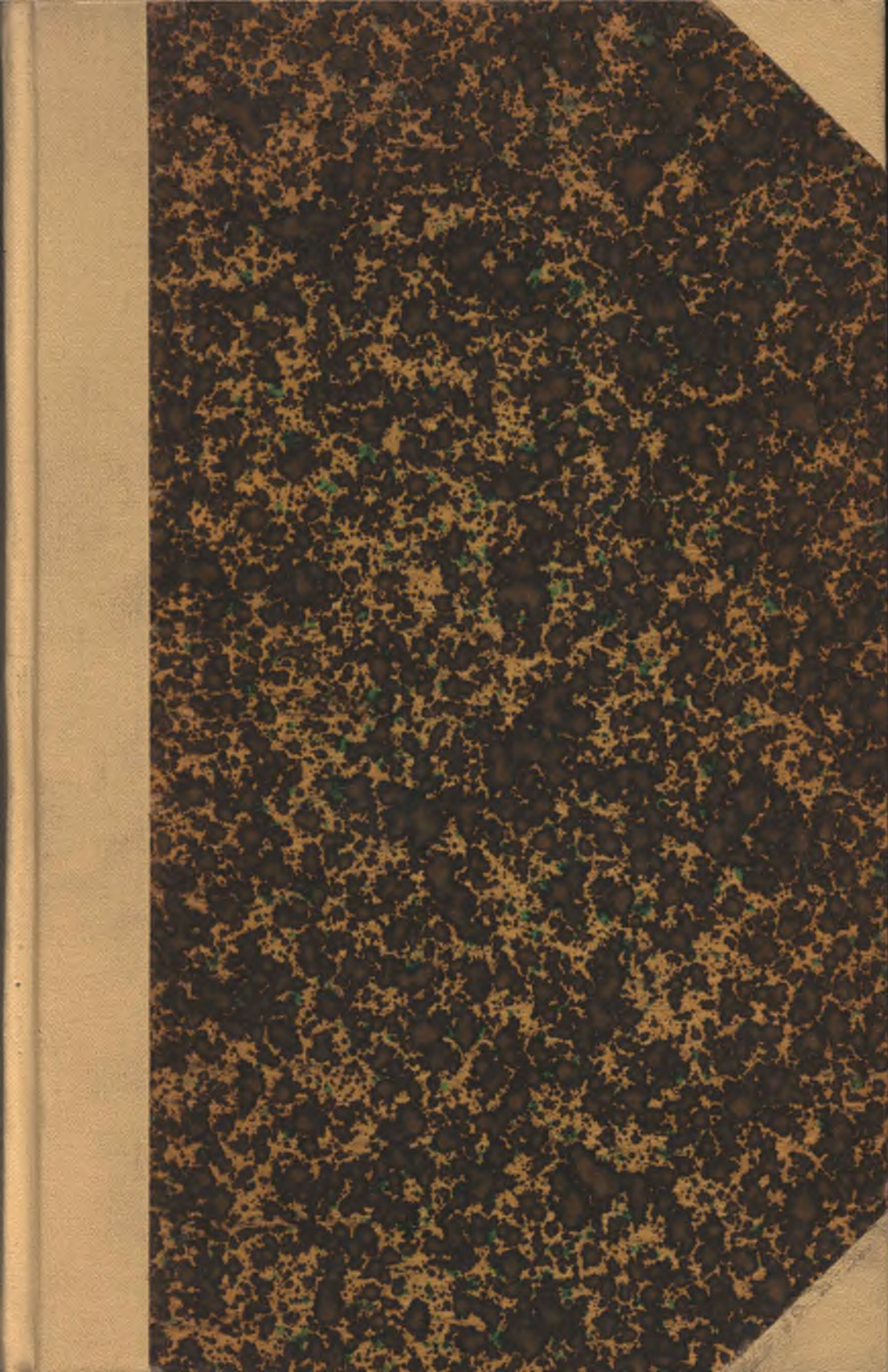
Ophavsret

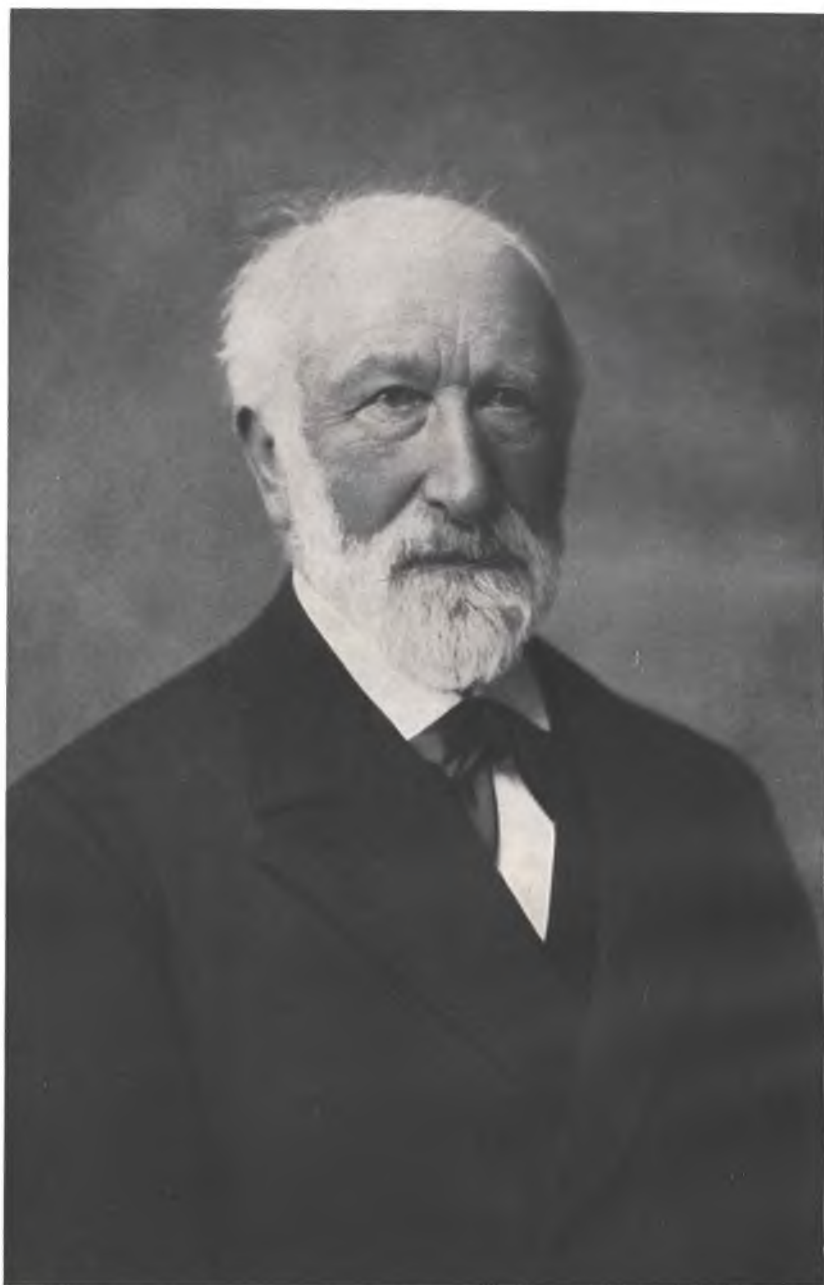
Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug.

Links

Slægtsforskeres Bibliotek: <https://slaegtsbibliotek.dk>

Danske Slægtsforskere: <https://slaegt.dk>





Dr. With Ahlmann

Wilhelm Ahlmann

Das Lebensbild eines Schleswig-Holsteiners

Von

Hermann Hagenah

Als Manuskript gedruckt



1930

Im Verlage der Familienstiftung von Dr. Wilhelm Ahlmann

Inhaltsübersicht.

	Seite
1. Buch	1
Kap. I. Heimat, Elternhaus, Jugendjahre	1
Kap. II. Im Kaufmannsberuf	15
Kap. III. Berlin	29
Kap. IV. Lübingen	51
Kap. V. „Schleswig-Holstein“	70
Kap. VI. Vor der Entscheidung	82
2. Buch	97
Kap. VII. Der Völkerfrühling	97
Kap. VIII. Deutsche Politik	117
Kap. IX. Am Neubau des schleswig-holsteinischen Staates	136
Kap. X. Zeitungsbefitzer und Verwaltungsbeamter	149
3. Buch	167
Kap. XI. Im Tale der Niederlage	167
Kap. XII. Nationaler Wiederanbruch	180
Kap. XIII. Die nationale Erhebung	194
Kap. XIV. — 1864 —	214
Kap. XV. Wirrungen — Irrungen	232
Kap. XVI. Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage	242
Kap. XVII. Auf neuen Bahnen zum alten Ziel	253
Ueberblick und Ausblick	285

1. Buch

I.

Heimat, Elternhaus, Jugendjahre.

Der Strich deutschen Landes, in dem Wilhelm Ahlmann geboren wurde, seine über alles geliebte nord-schleswigsche Heimat, ist heute durch die neue Grenze von den Stätten geschieden, an denen er später lebte und wirkte.

Es ist nicht nationaler Eifer, der diesen Satz an die Spitze der Lebensbeschreibung Ahlmanns gesetzt hat, überhaupt keine Erwägung, die im Politischen wurzelt. Aber dem, der dies reiche und streitbare Leben rückschauend mitlebt, drängt sich jene Feststellung und die Tragik, die sie enthüllt, mit ursprünglicher Macht ins Bewußtsein. Und unwillkürlich gleitet der Blick zurück über die letzten hundert Jahre zu den Anfängen Wilhelm Ahlmanns, zu der Zeit, als es noch keine „Schleswigsche Frage“ gab.

Abseits vom Strom des Lebens, unbekannt in der großen Welt lag damals die liebliche Landschaft zwischen Flensburger und Apenrader Förde und dem Alsensund. „Umarmt von drei Meeresbuchten, bedeckt mit prachtvollen Buchenhainen, in deren goldgrünen Laubdomen früh und spät die Nachtigallen flöten; von wellenförmigen Hügeln durchzogen, nicht steil genug, um unbequem zu werden und doch vollkommen ausreichend, um dem Lande Reiz und Mannigfaltigkeit zu gewähren, . . . so gehört das Sundewitt zu den gesegnetsten und romantischsten Gegenden Deutschlands.“ Mit diesen begeisterten Worten schildert 1849 der Kriegsberichterstatter der Kölnischen Zeitung die Heimat Ahlmanns. Zu der Zeit freilich, als dieser geboren wurde und aufwuchs, dachte noch niemand im großen Vaterlande daran, sich um Nord-schleswig zu kümmern.

Und doch — möchte man sagen — war das eine glücklichere Zeit für diese Gegenden, als noch nicht wie 1848, 1852, 1864, 1919, europäische Diplomaten, deutsche und dänische Militärs, Patrioten und Zeitungsleser das Sundewitt auf der Karte zu finden wußten. — „Bene vixit, qui bene latuit“ setzt der Hauptpastor von Brodner einer Schrift als Motto, die er 1850 über die letzte Geschichte des Sundewitts veröffentlichte¹.

In der Tat, friedlicher und harmloser lebten damals, im 2. und 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dort die Menschen, in einem Zustande, der sich gegen den heutigen fast wie ein Leben in paradiesischer Harmonie ausnimmt. Unberührt waren sie noch von dem grellen Schein und Schall des Krieges, der später mehrfach ihre stillen Täler durchtoben sollte — denn die Zeit, als der große Kurfürst bei dem Rißter in Satrup im Quartier gelegen hatte, war längst aus dem Bewußtsein der Bewohner geschwunden. Unberührt waren sie auch von dem Toben und Wühlen nationaler Leidenschaften, die in den kommenden 100 Jahren die Volksseele aufregen und Haß und Erbitterung in die Herzen der Bevölkerung säen sollten, wo vordem selbst die wirtschaftlichen Gegensätze des Kampfes ums Dasein sich nur in abgeschwächten Formen kundgaben.

Den fruchtbaren Ackerboden der Halbinsel bebaute ein kräftiger und in den sozialen und wirtschaftlichen Formen der Altvorderen friedlich dahinlebender Menschenschlag, ein gesunder Zweig im Baume des Volkstums, das die cimbrische Halbinsel seit mehr als anderthalb Jahrtausenden besiedelte. In ihrem Berufe gingen sie auf, und kaum weiter reichte ihr Gesichtskreis als Alpenrade im Norden und Flensburg, die lebhafteste Handelsstadt Schleswigs, im Süden.

Wo aber die goldgelben und fastgrünen Streifen der Kornfelder und Weiden, eingefäumt von den dunkleren Bändern der Acker, in sanft geschwungenen Bögen zu den blauen Fluten des Alsenfudes und der Flensburger Förde abfallen, die in mancherlei Buchten und Krümmungen tief ins Land eindringt, da fand sich in Dörfern und Flecken neben der ackerbauenden eine handeltreibende, seefahrende Bevölkerung. Deren Blick reichte weiter, als der der Sundewitter Bauern, aber sie war doch mit

¹ Die Physiognomie Sundewitts in den Kriegsjahren 1848—49. Von Chr. Wollesen. Schleswig 1850.

diesen fest verwachsen durch die Bande des Blutes, der wirtschaftlichen Beziehungen und der Liebe zu der gemeinsamen Heimat.

Zu diesen Kreisen gehörten die Ahlmanns. Sie waren ein Alfinger Geschlecht, das sich, wie viele Familien der Insel, in Zweiglinien über das Sundewitt und die angrenzenden Teile des schleswigischen Festlandes verbreitet hatte. Seit Jahrhunderten lebten sie auf der Insel als Schiffahrttreibende, die mit eigenen Schiffen oder für fremde Rechnung in der Ostsee und im Mittelmeer, später auch nach Uebersee, fuhren, ein gesunder Schlag Menschen, langlebig und kinderreich, arbeitsam und rührig.

Ein starker Familienfenn zeichnete immer die einzelnen Zweige des weitverästelten Stammes aus und ließ sie ihre Familienüberlieferung zurück verfolgen bis zu jenem Michael Ahlmann, der zur Zeit der Reformation vom Süden her (von Westfalen) ins Land eingewandert sein soll. Das Leben dieses Mannes ist allerdings in ungewisses Dunkel gehüllt und seine mitteldeutsche Abstammung, wenn auch wahrscheinlich, keineswegs verbürgt. Aber wenn es damit auch seine Richtigkeit haben mag, so ist doch sein Geschlecht auf der Insel seitdem durchaus eingebürgert. Die direkten Vorfahren nahmen sich Frauen stets aus den ansässigen Familien, wie deren Namen bezeugen; und so ist dem Geschlecht der Ahlmanns soviel Alfinger und Sundewitter Blut zugeführt worden, daß man es als ein heimisches schleswigisches bezeichnen darf.

Sehr rasch jedenfalls sind die Nachkommen Michael Ahlmanns zu Ansehen in ihrer Vaterstadt Sonderburg gekommen. Sein Enkel gehörte um 1640 dem Räte der Stadt an, in welchem übrigens in jedem der folgenden Jahrhunderte ein Ahlmann gefessen hat: um 1740 Hans Michelsen Ahlmann und um 1840 Conrad Ahlmann, der Bürgermeister war. Ihrem Berufe nach waren sie sonst, wie erwähnt, Seeleute, wengleich im Laufe der Zeit sich nicht wenige Glieder der Familie auch den gelehrten Berufen, hauptsächlich dem der Geistlichen und Verwaltungsbeamten zugewendet hatten.

Mit dem Sonderburger Ratsheern Hans Michelsen Ahlmann, 1649—1734, beginnt die genauere Kenntnis der Familie¹. Er hinterließ vier Söhne und zwei Töchter, die sämtlich auf Alfens Familien gegründet und Nachkommenschaft hinterlassen haben — mit Ausnahme eines Sohnes, der als Amtsverwalter

¹ Vergleiche Stammbuch der Familie Ahlmann.

von Arroe kinderlos starb. Zwei seiner Söhne waren Schiffskapitäne in Sonderburg, die eine Tochter heiratete einen Kapitän Rarberg, dessen Geschlecht auf der Insel und auf dem Festlande noch heute blüht. Das sechste Kind Hans Michelsens war Otto Friedrich Ahlmann, ein Seemann wie seine Brüder. Dieser ließ sich im späteren Mannesalter, wie die Kapitäne es vielfach zu tun pflegten, als Kaufmann auf der Insel nieder. In Norburg gründete er ein Handelsgeschäft. Zwei seiner Söhne wurden wieder Kaufmann. Jürgen Ahlmann brachte es in Apenrade zu einer angesehenen Stellung als Kaufmann und Bürger der Stadt. In seiner Nachkommenschaft machte sich das Seemannsblut dieses Geschlechtes wieder geltend: die Söhne Jürgen Ahlmanns gingen zur See. Auch sonst war der Seemannsberuf im Norburger Zweige der Familie zu finden: die Schwester Jürgen Ahlmanns heiratete einen Kapitän Drescher, dessen Söhne auch wieder zur See fuhren.

Der zweite Sohn des Norburger Kaufmanns Ahlmann war Otto Friedrich Ahlmann, der Stammvater der Grabensteiner Linie des Geschlechtes geworden ist. Er ist der Vater Wilhelm Ahlmanns.

In dem Flecken Grabenstein auf der Halbinsel Sundewitt gründete Otto Friedrich Ahlmann am 31. Januar 1810 ein Handelshaus. Der Ort liegt an einer Meereshucht, die nur durch den engen Stensund Verbindung mit der Flensburger Förde und dadurch mit dem Meere hat; er bot die günstigsten Vorbedingungen für ein Geschäft, wie Ahlmann es betreiben wollte.

Sein Handel erstreckte sich in An- und Verkauf auf die Erzeugnisse und Bedürfnisse der heimischen Landwirtschaft¹. Auf diese war der ganze Betrieb eingestellt. Roggen, Hafer, Gerste (weniger Weizen), Rappsaat und Butter, auch Obst und Honig wurden aufgekauft, gelagert und zu gegebener Zeit auf dem Wasserwege ausgeführt. In dem fruchtbaren und wohlangebauten Sundewitt hatte man ein gutes Hinterland; es kam nur darauf an, sich dies Gebiet vor den Sonderburger und Flensburger Firmen zu sichern. In zäher Arbeit, klein anfangend, hat der alte

¹ Für das Folgende waren die Hauptquelle mündliche und schriftliche Mitteilungen von Herrn Direktor Johannes Ahlmann, Carlshütte.

Vergl. jetzt auch: Allerlei aus Grabenstein, insbesondere ein Lebensbild unseres Stammvaters Otto Friedrich Ahlmann. Gef. von Johannes Ahlmann.

Ahlmann das so vollständig wie nur möglich erreicht. Dabei wurde auch in späteren Jahren der Zuschnitt des Geschäfts nicht geändert. Das Ladengeschäft, in dem die Sundewitter Bauern alles kaufen konnten, was sie brauchten: Kolonialwaren, Saatgut, Geräte, Jagdbedarf, bildete auch dann noch, als das Exportgeschäft bedeutend war, den Grundstock des Betriebes, wie es dessen erster Anfang gewesen war. Die Waren wurden in den wenigsten Fällen gegen bar erstanden, sondern meist von dem Preis der Korn- usw. Lieferungen in Abzug gebracht.

Der Export ging nach dem Süden, hauptsächlich nach Kiel, aber auch nach Hamburg, später bestanden Beziehungen wohl auch zu den russischen Ostseehäfen. Hamburg war für den Getreidehandel maßgebend, was die Festsetzung der Preise anging; und durch den Gang der Post, die von dort über Flensburg kam, war Ahlmann dem Sonderburger Hause von Karberg gegenüber im Vorteil. In den kritischen Zeiten, wenn die neuen Preise von Hamburg erwartet wurden, stand an den Posttagen stets ein Pferd gesattelt und einer der Handlungsdienere oder Ahlmann selbst wartete reisefertig, um sofort reiten zu können, wenn der Hamburger Geschäftsfreund, meist C. Rée, die Preise mitgeteilt hatte. Auf diese Weise konnte er Abschlüsse machen, ehe der Sonderburger die Kenntnis der Preise hatte. Als das Ahlmannsche Handelshaus auf ein 20jähriges Bestehen zurückschauen konnte, gehörte es mit Lassen-Flensburg und Karberg-Sonderburg zu den führenden Firmen des südlichen Nord-Schleswig. Neben dem Handel betrieb Ahlmann auch noch eine nicht unbedeutende Landwirtschaft, die besonders an Wichtigkeit gewann, als eine neu von ihm angelegte Branntweinbrennerei Schlempe zum Füttern liefern konnte. — In späteren Jahren wurde auch noch ein Lager schwedischer Hölzer angelegt.

So hat Otto Friedrich Ahlmann mit zäher Ausdauer an der Entwicklung des von ihm begründeten Hauses gearbeitet, ein tüchtiger arbeitsamer Geschäftsmann. Ungesunde Profitgier lag ihm dabei ebenso fern, wie ein unbedenklicher kaufmännischer Wagemut. Darin, wie in seinem ganzen Wesen, war er ein Kind seiner Zeit, des bedächtigen Zeitalters, in dem die Postkutsche und der Überlandfuhrmann den Verkehr zu Lande vermittelten, und das Segelschiff noch nicht durch den Dampfer verdrängt war. Das sich in der zweiten Hälfte seines Jahrhunderts ausbildende hastige Tempo des Lebens und Verdienens hat er nicht mehr

erlebt, er hätte sich wohl auch schwerlich darein finden können. Gegen neue Geschäftsverbindungen hegte er ein unüberwindliches Mißtrauen. „Mit Née will ich ohne des guten Hanssen¹ Gegenwart nichts zu thun haben,“ schrieb er 1840 seinem Sohn². „Ich traue nun einmal den Juden nicht. Du magst es Vorurteil nennen oder wie Du willst.“ Solidität und Pflichtbewußtsein! das war sein Grundsatz.

Keineswegs aber war er der Typus des trockenen Geschäftsmannes und verknöcherten Zahlenmenschen. Ein gut Teil seiner geschäftlichen Erfolge beruhte eben darauf, daß er sich nicht so gab und nicht so war. Sonst hätte er nicht der Vertrauensmann und Ratgeber der ganzen Landschaft werden können, der er war. Die Bauern des Sundewitt unternahmen nichts Wichtiges, ohne sich bei „Gammel Ahlmann“ Rats geholt zu haben. Sie gaben ihm ihr Erspartes z. T. ohne irgend eine schriftliche Sicherheit als Kapitalanlage. Jovial und heiter, einem heiteren Gespräch und einem guten Trunk geneigt, trat er seinem Kundenkreis auch menschlich und gefellig nahe. Daher war denn auch der Hofraum des Hauses, das er 1821 gebaut, fast täglich voll von Gespannen der Landleute aus der Umgegend. Seine Fröhlichkeit entsprach seinem innersten Wesen. Wenn die befreundeten Familien: Dithmers von Kennberg, Jakobsens-Munkmühle, Bachmanns-Grüngrift, Michelsens-Buschmoos, Feddersens-Kieding in Grabenstein zu Gaste waren, dann wurde beim Glase Punsch manch' heitere Geschichten erzählt, dann wurden Liederbücher hervorgeholt und ein frohes Lied erschallte ums andere! —

Schließlich aber würde man Otto Friedrich Ahlmann doch nicht richtig einschätzen, wenn man ihn nur als Geschäftsmann und Gesellschaftsmenschen kannte: seine schätzenswertesten Eigenschaften enthüllen sich uns, wenn wir ihn als Familienvater kennen lernen. Seine Familie, seine Kinder gaben seinem Leben und Arbeiten erst Zweck und Ziel.

Am 11. August 1810 hatte er sich verheiratet mit Anna Maria Magdalene Lorenzen. Sie entstammte einer angesehenen einheimischen Sundewitter Familie, die ihren Stammbaum bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgt. Ihr Vater war

¹ Jürgen S. Hanssen, ein Vetter des Nationalökonomens G. Hanssen, war Prokurist bei der Firma Née-Hamburg.

² An Wilhelm, 9. 2. 40.



D. F. Ahlmann-Gravenstein 1786—1866.

Ziegeleibesitzer in Etenfund, das Gravenstein gegenüber auf der Halbinsel Broader liegt. — Sieben Knaben und drei Mädchen entsproßten dem Ehebunde D. F. Wlmanns, von denen indessen zwei Knaben früh starben. Die 8 Kinder waren es, um die sich die Gedanken der Eltern bewegten. Madame Wlmann war eine zarte Frau, der alle mit großer Liebe anhängen. Rührend ist die Bärtlichkeit, mit der sie alle, Mann und Kinder „die gute Mutter“ umforgen. Auf einen Brief von ihr aus dem Jahre 1834¹ schrieb Wilhelm Wlmann: „Von meiner Mutter, eine so süße, gute Mutter, wie es nur eine gab!“

In der Erziehung der Kinder trat allerdings der Einfluß der vielfach kränkenden Mutter hinter der kräftigeren Natur des Vaters zurück. Dieser nahm es ernst mit seinen Vaterpflichten. Er nahm die Sorgen und Mühen seines Berufes nicht eigentlich auf sich um seiner selbst, um seines eigenen leiblichen Wohles willen, sondern um seinen Nachkommen demaleinst die gesicherte Grundlage einer bürgerlichen Existenz geben zu können. Aber er wußte, daß der Besitz allein das Wohl eines Menschen nicht verbürgt, daß es vielmehr das wichtigere ist, wenn er ihn richtig zu gebrauchen weiß. Darum ging sein Streben dahin, den Kindern eine sorgfältige Erziehung zuteil werden zu lassen. Er beschränkte sich auch nicht darauf, sie mit Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet zu sehen, seine Haupt Sorge war, ihren Charakter zu bilden.

Hierbei lernen wir den alten Wlmann nun erst richtig kennen. Was schon an dem Geschäftsmann in die Augen fiel, der deutlich ausgeprägte Konservatismus, zeigt sich hier noch deutlicher. Er faßte seine Stellung durchaus als den Hausvater früherer Zeit auf, den vor allem die Autorität kennzeichnet. Aber wenn er so von seinen Kindern Gehorsam und Unterordnung forderte, wenn in seiner Erziehungsweise eine gewisse Strenge vorwaltete und er in Strafen hart sein konnte, so geschah das nicht aus Bequemlichkeit: etwa weil er sich nicht die Mühe gegeben hätte, auf das Eigenleben seiner Kinder einzugehen. Die Strenge e r s e z t e bei ihm nicht die Anteilnahme an seinen Kindern, sondern sie ging aus dieser hervor. Wir dürfen es ihm glauben, daß er das Beste der Kinder zu fördern meinte, wenn er von ihnen „Gehorsam und wieder Gehorsam“ forderte, auch in Außerlichkeiten. Gegen eine

¹ 23. 2. 34.

² In vielen Briefen an Wilhelm, besonders aus den Jahren 1835—36.

Verletzung der ihm heiligen Formen des Verkehrs zwischen Eltern und Kindern war er sehr empfindlich. Ehrerbietung gegen Eltern und Obere, treue Pflichterfüllung, Strenge gegen sich selbst, das forderte er. Tüchtige, arbeitsame, nüchterne und sparsame Menschen sollten seine Kinder werden; Tugenden, in denen er ihnen gewiß ein Vorbild sein konnte.

Dieses Erziehungsideal kennzeichnet ohne Frage eine gewisse Nüchternheit, die wir auch sonst an dem alten Ahlmann bemerken. Höhere geistige Interessen waren ihm eigentlich fremd. Die Kunst in allen ihren Formen spielte eine geringe Rolle im Ahlmannschen Hause. Ebenso war auch dessen Religiosität gekennzeichnet durch das Zurücktreten des Innigen und das Vorwiegen des Sittlichen: man ging regelmäßig zur Kirche, man gab auch sonst Gott, was Gottes war, ohne jedoch in ein näheres, gefühlsmäßig begründetes Verhältnis zu ihm zu treten — auch hier wieder der Einfluß der Zeit, des rationalistischen Zeitalters.

Aber doch war das Leben in Wilhelm Ahlmanns Elternhause nicht ohne Innigkeit: der Anteil, den das Gemüt hier hatte, erschöpfte sich in der Liebe zu den Familienmitgliedern. Daß diese Liebe nicht in überschwänglicher Weise laut wurde, liegt ganz im Charakter der Menschen, wie wir sie eingangs geschildert haben, in der Natur des Schleswig-Holsteiners. Laut wird sie ja eigentlich nie. Aber aus diesem Mangel an Gefühlsäußerungen auf einen Mangel an Gefühl überhaupt schließen zu wollen, wäre ganz verfehlt. Man weiß es wohl hier zu Lande, und man wußte es auch bei Ahlmanns, was man aneinander hatte. Und es gab auch bei ihnen im Laufe des Jahres Augenblicke, wo man die Last des Alltags abwarf und die Außenwelt vergaß und sich ganz dem beglückenden Gefühle der engsten Gemeinschaft mit geliebten und liebenswerten Menschen hingab. Es gab auch Stunden der Feier im Ahlmannschen Hause in Grabenstein.

Tiefinnerliche Freude durchzitterte die Herzen der Eltern, wenn an ihrem Geburtstage die Kleinen „als Beweis ihres Fleißes so zierlich wie möglich geschriebene Glückwünsche überreichten, ihnen herzlich dankten und versprachen, ihr ganzes Leben zum Wohlgefallen der Eltern zu führen und den lieben Gott um Segen für sie zu flehen“. Diese Freude strahlte zurück auf die Kinder, die „es gewiß so aufrichtig meinten, wie Kinder es thun können“.

¹ Wilhelm Ahlmann an die Eltern, Dez. 1840.

Die Erinnerung an solche Stunden war dem erwachsenen Wilhelm später das „Teuerste und Liebste und hielt das Gefühl der Dankbarkeit bis zuletzt in ihm wach“. Daher auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie alle beseelte, auch wenn sie längst dem Elternhause entwachsen waren. Diese Einheit der Familie fand ihren stärksten Ausdruck in der Feier des Weihnachtsfestes. Auch die erwachsenen Kinder, z. T. auch die Verheirateten, kamen trotz der wenig angenehmen, weiten und kostspieligen Reisen dann nach Haus, wenn es ihnen irgend möglich war. In althergebrachten Formen feierten sie dann mit den Eltern das Fest — und wer nicht dabei sein konnte, feierte es in Gedanken mit und *s e h n t e* sich nach Haus. Welch stimmungsvoller Augenblick, wenn am Weihnachtsabend der Vater das Kontor abschloß und herauftam in den Saal, wo sich die Hausgenossen inzwischen versammelt hatten bis auf die Mutter und Töchter, die Älteste, die noch in der Küche beschäftigt waren. Dann kamen auch sie herein, und nun brannten auf zwei Tischen Tannenbäume, und auf den einzelnen Tischen war allen besetzt. Wenn dann alles genügend besetzt war: die Handarbeiten, die „die Mädchen“ für die Eltern gearbeitet hatten, die Noten und die Bücher, die für diese unter der sachkundigen Beihilfe der Madame Flügge aus Hamburg besorgt waren, der Pfeifenkopf von besonderer Art für einen der Brüder, den der geschickte Dreher anfertigte, „der zwischen Kolding und Beile wohnte“¹ — wenn das alles genügend bewundert war, dann setzte man sich um den runden Tisch zu der Weihnachtsabendfestmahlzeit: Langkohl und Schweinskopf.

Jahr für Jahr schreiben sie Wilhelm all dies in die Fremde mit derselben genauen Ausmalung der Einzelheiten. In späteren Jahren, als die jüngsten Töchter größer waren, wird dann wohl noch hinzugefügt, daß nachher die Tische weggeräumt und fröhlich getanzt wurde; einmal sogar wurde unter Anleitung „der Flügge“ und unter Mitwirkung einer von den Schwestern in ihren Briefen sehr gelobten Freundin, Dora Feddersen, die Wilhelm freilich nicht kannte, ein französisches Theaterstück aufgeführt. — Am Christtag ging es dann regelmäßig in die Kirche, und dann folgte noch eine Reihe guter, festlicher Tage². Erst nach Neujahr, wenn die großen Brüder wieder abgereist waren, wurde es wieder Alltag.

¹ Konzept o. D.

² Die Schwestern an Ahlmann in manchen Briefen.

Aber auch im Sommer gab es Festtage: wenn die Verwandten besucht wurden auf Broader, in Sonderburg oder in Upenrade. Oder gar, wenn an einem taufreichen Sommermorgen die Reise nach Zütland unternommen wurde. über Tal und Höhen trug sie der Reisewagen, durch Buchenwälder, grüne Wiesen und goldene Saatkelder, vorbei an blauen Seen und Meeresbuchten, durch Dörfer und Städte zu Bruder Thomas in Friedericia und endlich zu Bruder Otto nach Uffinggaard, dem alten Herrenhof mit dem prächtigen Park.

Ein schleswig-holsteinisches Bürgerhaus haben wir so geschildert, wie es wurde und bestand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In vielen Teilen sind die Farben des Bildes andere, als der Schilderer des heutigen Lebens im mittleren Schleswig sie geben muß; in keinem Punkte aber ist der Unterschied zwischen damals und jetzt so groß wie in dem Verhältnis der Menschen zum Staat und zur Nation. Wenn wir soweit dem Leben der damaligen Menschen nachgehen konnten, wie wir es getan haben, ohne auf diese Fragen zu stoßen, so zeigt schon das diesen Unterschied deutlicher als alles andere. Denn heute müßte eine Schilderung schleswigischen Familienlebens vor allem anderen die Frage beantworten: „Deutsch oder Dänisch?“ Das Entweder — Oder würde für heute dem Gemälde den Grundton geben. Für jene ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ist die Frage noch gar nicht gestellt. Nirgends kann man besser erkennen, was unter „Erwachen des Nationalgefühls“ verstanden wird, als in dem deutsch-dänischen Zwischenlande Schleswig. Hier ist diese Veränderung der Volksseele später erfolgt als anderswo, liegt uns also zeitlich näher. Wenn auch in dem vierten Jahrzehnt der Kampf um die schleswigische Braut¹ schon begonnen hatte, so ahnte die Braut selbst, das schleswigische Volk, davon noch kaum etwas. Es wurde anfangs nur des Wirbels gewahr, der durch die einander begegnenden Ströme der nördlichen und der südlichen Kultur sich zu bilden begann. Denen, die sich über geistige Bewegungen sonst keine Gedanken machten, zeigte sich das am deutlichsten in der Vielgestaltigkeit des sprachlichen Lebens. Ein Enkel des alten Ahlmann, Otto Friedrich Ahlmann in Friedericia, bemerkte als Knabe mit Erstaunen, daß der Großvater auf

¹ Wollesen, a. a. O. S. 76.

einem einzigen Spaziergange sich in vier Sprachen unterhielt: mit einem Arbeiter plattdänisch (den jütisch-schleswigschen Dialekt), plattdeutsch mit dem Schlachter Paulsen, hochdänisch mit dem Hardeßvogt (Der Gewährsmann berichtet aus etwas späterer Zeit nach dem Erhebungskriege) und hochdeutsch mit dem Arzt Dr. Clausen. Hier drängt sich, sieht man, zuerst das Bewußtsein von einem Unterschied zwischen deutsch und dänisch auf — freilich noch nicht von einem Unterschied der G e s i n n u n g. Aber doch zeigt sich schon die Notwendigkeit zu w ä h l e n auf dem Gebiet der Sprache, die ja das Eingangstor ist zu fast all dem, was wir unter Kultur verstehen. Die Sprache des Verkehrs im Ahlmannschen Hause war wohl die jütische, mit den Kindern sprachen sie jedoch deutsch. Die Sprache des schriftlichen Verkehrs unter den Familienmitgliedern ist bei den Ahlmanns ausschließlich hochdeutsch. Schriftdänisch beherrschte keins der Geschwister, bis auf diejenigen, die ihren Wohnsitz in Dänemark aufschlugen. Die Bildung, die er den Kindern angedeihen ließ, war eine rein deutsche.

Bei dem allen wäre es nun doch ganz verfehlt, in D. Fr. Ahlmann d. A. einen Verfechter des Deutschtums sehen zu wollen. Wenigstens in Wilhelm Ahlmanns Jugendzeit kann davon nicht die Rede sein. Der Begriff Nationalität spielt garnicht mit hinein. Er bestand wohl schon in Europa, aber, wie schon angedeutet, nicht für die Schleswiger. Sie sahen keinen Widerspruch darin, wenn sie sich als deutsche Untertanen des dänischen König-Herzogs bezeichneten, der alte Ahlmann tat dies schon aus Konservatismus und Gesetzhlichkeit: er war untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte. Deshalb kann man ihn aber ebensowenig für das Dänische beanspruchen. Der oben erwähnte Gewährsmann hat völlig recht, wenn er glaubt, „daß Politik ihm ganz gleichgültig war.“ Und wie ihm, ging es der erdrückenden Mehrzahl seiner Landsleute. Wer die Ausdrücke „Deutsch“ und „Dänisch“ für die damalige Zeit in dem Sinne faßt, wie sie h e u t e in jenem Gebiet das öffentliche und private Leben beherrschen, der begeht einen ähnlichen Fehler, als wenn er etwa unter dem „Belagerungsgeschütz Cäsars“ Kanonen verstehen wollte. Darum ist es selbstverständlich auch ein grober Zeitfehler, wenn man etwa sagt, daß die Mutter Wilhelm Ahlmanns aus einer dänischen Familie stammte. Man muß richtig sagen, sie entstammt einer Familie, die später, als die Schleswiger auch national-politisch sich entschei-

den mußten, auf die dänische Seite gegangen ist. Gerade die Geschichte des bekannten Veters der Madame Ahlmann, B. S. Lorenzen, der ja erst im Laufe seiner politischen Wirksamkeit auf die Seite des Dänischen übertrat, zeigt das schlagend.

Zu der Zeit, von der wir gesprochen haben, ist aber die Alternative deutsch-dänisch überhaupt noch nicht vorhanden. Dieser Gegensatz entwickelt sich erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte und unter tätiger Anteilnahme des Mannes, dessen Leben auf diesen Blättern an unserem Auge vorüberziehen soll.

Am 13. Juli 1817 wurde dem Ahlmannschen Hause ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Hans Wilhelm erhielt. Dieser, der viertälteste, war eigentlich von Geburt an dazu bestimmt zu studieren, und die ersten Äußerungen des erwachenden geistigen Lebens scheinen den Eltern und Verwandten eine Intelligenz des Knaben versprochen zu haben, die diesen Plan rechtfertigte. Jedenfalls war es, als er noch bei dem alten Schullehrer Loeß in Gravenstein in die Geheimnisse des ABC eingeführt wurde, die allgemeine Überzeugung, die sich auch dem Kinde selbst mitteilte: er würde dereinst ein studierter Mann sein.

Bald schien dem Vater der Unterricht in der öffentlichen Schule nicht mehr zu genügen, er nahm für seine Söhne Privatlehrer an. Indessen der zweite dieser Lehrer verleidete Wilhelm durch seine unfreundliche Art alles Lernen ganz und gar. Der Knabe war nämlich sowieso kein Bücherwurm, sondern ein lebhafter, unternehmungslustiger Junge, der mit 12 Jahren die ganze Umgebung seines Heimatortes genau kannte. Auf den Streifereien, die er mit seinen Gespielen Fritz Görrißen Hanssen aus Sonderburg, Fritz Dithmer, Rennberg und Fritz Mommsen, dem Sohn des Flensburger Kaufmanns, zusammen in jenen frühen Jahren ausführte, ist ihm schon die Schönheit seines Sundewitt aufgegangen, die später durch nichts in seiner Seele verdrängt wurde. Die er im lieblichen Medartal ebenso rühmt wie angesichts der Schneeriesen der Alpen.

Ein gern gesehener Gast war Wilhelm Ahlmann auf dem Gut „Gravensteiner Hof“, das damals Verwandte seiner Mutter inne hatten. Später erinnerte er sich noch des Umstandes, daß er einst beim Brande einer Scheune die Lorenzen-Mädchen, die ganz in Tränen aufgelöst waren, ritterlich trösten wollte und es in seiner knabenhaften Unbeholfenheit doch nicht anzufangen wußte.

Das freie Leben in Garten und Feld und auf dem Wasser erreichte jedoch bald sein Ende. Studieren wollte er freilich nicht mehr, er brauchte also nicht mehr auf die Lateinschule in Flensburg. Aber er sollte doch etwas Tüchtiges lernen, und sein Vater gab ihm auf die Günrothsche Schule in Apenrade, ein Privatinstitut, das damals von dem Schullehrer Hansen geleitet wurde. Dieser Mann hat auf die Entwicklung des Knaben einen großen Einfluß ausgeübt. Drei Jahre, bis zu seiner Konfirmation, blieb er in dessen Hause und genoß seinen Unterricht. Hansen scheint die Erziehung des lebhaften Knaben nach Grundsätzen geleitet zu haben, die heute durch das Schlagwort: „freie Entfaltung der Persönlichkeit“ gekennzeichnet werden¹, eine Erziehungsart, die zu der des väterlichen Hauses in großem Gegensatze stand.

1833 wurde Wilhelm Ahlmann in Apenrade durch Propst Paulsen konfirmiert und trat danach in das väterliche Geschäft ein. Er entwickelte dort freilich keine sehr fruchtbare Tätigkeit, wenigstens nach Ansicht des Vaters. Dieser fand, daß Hansen in Apenrade keinen günstigen Einfluß auf Wilhelm ausgeübt habe und fand ihn vorlaut und schalt weidlich auf „den verdammten Schulmeister“, der ihm das „Opponiren“ beigebracht habe, anstatt ihn zum Gehorsam zu erziehen¹.

Im Herbst des Jahres kam Wilhelm schon wieder fort, zum ersten Male nun ganz aus der Heimat weg: sein Vater gab ihn in das Knabeninstitut, das ein Herr Thomsen mit seiner Frau, einer geborenen Engländerin, in Plön leitete.

Die Briefe aus dieser Zeit, die reichlich vorliegen, zeigen einen lebhaften, für alles Neue empfänglichen Geist, eine überraschend scharfe und klare Beobachtungs- und Darstellungsgabe, daneben aber eine starke kritische Veranlagung; alles Eigenschaften, die wir bei dem Manne nachher wiederfinden. Ebenso wie die Liebe zu seiner Heimat, die sich hier, wo er ihr zum ersten Male fern ist, schon stürmisch und leidenschaftlich äußert. Daneben fehlen auch nicht die Anzeichen, daß Wilhelm Ahlmann sich im Entwicklungsalter befand: der Vater wenigstens machte ihm häufig ernste Vorhaltungen wegen des übertriebenen Selbstbewußtseins, das er als einen Charakterfehler seines Sohnes ansah.

Die Plöner Monate sind für den jungen Ahlmann in mehr als einer Beziehung bedeutend und wertvoll gewesen. Durch den

¹ Otto Fr. Ahlmann an Wilhelm Ahlmann 1. 11. 35, 21. 2. 36.

Aufenthalt in der Fremde wurde er, der in äußerer Erscheinung und Auftreten unbeholfene und etwas häßliche schleswigsche Junge, wie man sagt, abgeschliffen. Freilich war er eher geneigt, das ihm eigene Wesen noch zu betonen, als sich unter der Einwirkung der neuen Umwelt innerlich zu ändern. Ihm selbst unbenutzt geschah das doch. Sein geistiger Gesichtskreis weitete sich. In den Unterhaltungen der Erwachsenen im Hause tat sich ihm die große Welt mit ihrem bunten Treiben auf. Die seltsame Historie von Kaspar Hauser, die damals ihren Weg durch die Zeitungen machte, ergriff das Gemüt des leichterregbaren Knaben mächtig. Auch für die Vorgänge der Politik, freilich der großen Politik, hat er hier schon ein erstes Interesse bekundet: er hatte gehört, daß der dänische Staat in die Wirren hineingezogen werden könnte, die durch die orientalischen Sündel damals 1833 zwischen England und Rußland entstanden, und er hielt sich verpflichtet, den Vater auf die Bedeutung dieser Vorgänge für den Getreidehandel aufmerksam zu machen! Wohlgeföhlt aber hat er sich in Plön keinen Augenblick. Besonders empfand er die Leere und Kälte des Weihnachtsabends bei Thomsens, der ihm zum Weinen trostlos erschien. Lichtblicke waren allein die gelegentlichen Besuche auf Bredeneek und bei dem jovialen Karl Drescher auf Sophienhof.

Wilhelm wollte nicht in einem Ladengeschäft lernen, sondern auf einem Kontor. Die anfänglichen brüskten Zurückweisungen, die er durch den Vater erfährt, der Vorwurf des „Dünkels“, der Hinweis auf die Brüder, die „es nicht so gut gehabt“ hätten wie er — alles beirrte ihn nicht. Als der Vater ihn zurechtweisend fragt: „Was kannst Du eigentlich, um solche Ansprüche zu stellen?“ stellt er kurz entschlossen ein Examen mit sich an und gibt sich folgendes Zeugnis:

- „1. Deutsche Sprache: hinreichend um Correspondence zu führen,
2. Englische Sprache: das gleiche,
3. Französische Sprache: das gleiche um zu lesen,
4. Geographie, Technologie, Geschichte: kann man ja in keinem Fache zu viel wissen und studiere ich deshalb,
5. Schreiben: wie Du siehst, muß noch besser werden,
6. Rechnen: hat Herr Thomsen mir seine Zufriedenheit geäußert,
7. Buchhalten: hoffe ich, noch das Hinreichende zu erlangen,

8. Calculiren: ist ja nur eine Kleinigkeit,
9. Waarenkunde: ist theoretisch schwer sich anzueignen,
10. Ordnung, die Hauptsache, soll mein Hauptstudium sein.“

Sicherlich hat der alte Ahlmann den zuversichtlichen Ton, in dem dieses Schriftstück gehalten ist, wieder für vermessen ansehen müssen. Schließlich hat er aber doch, als nun auch Herr Thomsen sein Wort für Wilhelm in die Waagschale warf, diesem nachgegeben: er hat im Grunde genommen sicherlich Achtung vor der Art gefühlt, in der sein Sohn die Frage seiner Lebensgestaltung selber zu lösen suchte: der Junge wußte, was er wollte.

II.

Im Kaufmannsberuf.

Hoch zu Roß zog Wilhelm Ahlmann an einem kalten, unfreundlichen Apriltage 1834 in Lübeck ein. Sein zukünftiger Prinzipal hatte seinen baldigen Antritt gewünscht, und da keine Fahrgelegenheit zu haben gewesen war, hatte er sich kurz entschlossen ein Pferd gemietet. — Fünf Jahre sollte er bei P. Scheele lernen. Aber es kam anders. Nach kaum 5 Wochen warf ihn eine böseartige Fieberkrankheit aufs Lager, eine Krankheit, deren Keim er sich wohl bei dem Ritt durch Ostholstein zugezogen hatte. Als er nach einigen Wochen aufstehen konnte, war er so schwach, daß an eine berufliche Tätigkeit noch nicht zu denken war. Der Arzt hatte ihm Seebäder in Travemünde verordnet. Aber sein Vater war der Ansicht, das könne er ebenso gut daheim haben in Munkmühle. Der Lehrvertrag war ohnehin schon in beiderseitigem Einvernehmen gelöst worden. So kam er denn rasch wieder nach Hause.

Fast ein halbes Jahr blieb er dort, neben seiner Badekur sich auch im väterlichen Geschäft betätigend. Zum Herbst trat er dann seine erste Stelle an.

Martin Thorsen Schmidt ist ein Name, der den Schleswig-Holsteinern nicht fremd ist: „M. T. Schmidt“ ist eins der Mitglieder der nachmaligen Provisorischen Regierung. Damals, 1834, dachte noch niemand daran, daß diesem Mann noch einmal eine

¹ An den Vater 29. 2. 34.

solche Rolle beschieden sein werde, wemgleich Ahlmann schon damals merkte, daß er eine mehr als rein kaufmännische Bildung besaß. Er hat seinem ersten Prinzipal, dem er später unter so ganz anderen Verhältnissen wieder begegnen sollte, Zeit seines Lebens ein ungeschwächtes Gefühl der Achtung und Dankbarkeit bewahrt¹ trotz vieler wenig günstiger Urteile, die über jenen Mann und Kaufmann gefällt worden sind.

M. L. Schmidt war Mitinhaber der Getreidefirma Schneekloth und Schmidt in Kiel und als solcher ein Geschäftsfreund von D. Fr. Ahlmann. Es war nicht ohne Grund, daß der letztere einen guten Bekannten als Lehrherrn seines Sohnes gesucht hatte, denn er schaute mit Besorgnis auf die geistige und die Charakterentwicklung des Jünglings. Bei Schmidt nun glaubte er ihn gut aufgehoben. Trotzdem ging die Lehrzeit nicht ohne Reibungen vorüber. Wilhelm Ahlmann hatte inzwischen innerlich die Wandlung vom Jungen zum jungen Mann durchgemacht. In Kiel schloß er sich im Gegensatz zu seinem Blöner Aufenthalt keineswegs von dem Umgang mit seinesgleichen aus. Mehr und mehr, in je höherem Maße er sich in der Holstenstadt heimisch fühlte, wurde er in einen Strudel von Vergnügungen gezogen, die seinen Berufspflichten nicht gerade förderlich waren. In den ersten anderthalb Jahren bestand sein Umgang vorwiegend aus Studenten. Er hatte von seiner Heimat her verschiedene Bekannte unter den Musenföhnen und deren feuchtfröhliches Treiben hatte für ihn viel mehr Anziehungskraft als der Kontorbock und die Grammatiken der verschiedenen Fremdsprachen, deren Studium sein Vater ihm empfahl. Dieser studentische Verkehr, der für einen Kaufmannslehrling durchaus ungewöhnlich war, erregte das Mißfallen seines Lehrherrn und vor allem seines Vaters; dieser freute sich daher, daß sich nach Beendigung der Lehrzeit keine Stellung in Kiel bot und Wilhelm Volontär bei Roed & Co. in Hamburg wurde.

Ahlmann hatte in Hamburg kaum Bekannte, eigentlich nur einen, seinen Jugendfreund F. G. Hansen, dessen Bekanntschaft er aber auch erst erneuern mußte. Als er nun so einsam in seiner Dachstube saß, vier Treppen hoch, im Hause Roecks, wollte ihn doch die Sehnsucht nach dem lustigen Leben in Kiel beschleichen. Aber er hat der Neigung widerstanden, sich in Hamburg einen

¹ Autobiographische Aufzeichnung aus späterer Zeit. Nachlaß.

ähnlichen Freundeskreis zu bilden. In ganz neue Verhältnisse verpflanzt, in die freieren, weiteren der Seestadt Hamburg, begann er bald einzusehen, wie eng doch sein Interessentkreis in Kiel gewesen, wie nichtig die Dinge, die dort seinen Kopf angefüllt hatten. Die Hamburger Luft ernüchterte ihn, und nachdem der Raizenjammer der ersten Zeit geschwunden war, erkannte er klar, was er in Kiel zuletzt schon dumpf gefühlt: daß dies ganze seichte Treiben im Grunde seinen Neigungen gar nicht entsprochen hatte. Schließlich hatte er es nur mitgemacht, weil er in seinem Beruf keine Befriedigung fand. Hier in Hamburg wirkte mancherlei auf ihn ein, was seines Vaters Mahnungen wesentlich unterstützte: hier gab es edlere Erholungen, als er sie bei Bruhn in Dorfgarten und an anderen Vergnügungsstätten Kiels gefunden hatte. Er sah mit einem Male so viel Gutes und Schönes auf seinem künftigen Lebenswege liegen, das er freilich erst erringen konnte, wenn er sich den Zugang in die Welt des Geistigen bahnte. Und, gänzlich umkehrend, wandte er sich von den Menschen zu den Büchern, um durch deren Umgang später des Verkehrs mit solchen Menschen würdig zu werden, die im Geistigen lebten. Benjamins Leihbibliothek und das Hamburger Stadttheater, das waren fürs erste die Sterne, die sein Leben erhellen. Was er an Taschengeld verausgabte, ging zu einem sehr großen Theile für das Leseabonnement und die Theaterkarten drauf. Besonders das Theater wurde seine Leidenschaft. Und das Hamburger Theater konnte auch verwöhnteren Ansprüchen genügen: Christine Enghaus, die spätere Gattin Friedrich Hebbels, sah er in ihren Glanzrollen. Was die Bücher angeht, so hatte er das Glück, daß ein Bekannter während seiner Abwesenheit von Hamburg seine Bücherei bei ihm unterstellte, und die Gelegenheit nahm er wahr. Freilich, so eifrig er sich zu bilden strebte, ein Büchertwurm zu werden, wie er selbst vielleicht jetzt glaubte, hatte er doch keine Anlagen. — Ganz ohne Umgang mit Menschen war er nicht. Zunächst hatte er seine Lieblingschwester Kathrine in Hamburg, die bei dem Prokuristen F. S. Hanffen ein Jahr in Pension war. Manchen Nachmittag und Abend verbrachte er bei den Leuten am Kreienkamp. Mehr aber noch war er mit F. Görrissen Hanffen zusammen. Zuletzt bewohnten sie beide ein Zimmer. War der Kreis der Freunde

kleiner, so war die Freundschaft viel größer und tiefer als in Kiel: eine innige, dabei überschwänglich-gefühlvolle Neigung verband die beiden Jünglinge. Sie wurden unzertrennlich: sie gingen zusammen bummeln auf dem Jungfernstieg, sie machten sommertags „Ausflüchte“ in die Umgegend — sie nahmen zusammen Tanzunterricht und spielten zusammen Karten — bis Hanssens Ueberfiedelung nach Christiania sie vorläufig trennte.

Nach dem Fortgang seines Freundes begann Ahlmann noch gradliniger in der Entwicklung fortzuschreiten, die ihm seine Neigungen vorschrieben. Schritt für Schritt entfernte er sich dabei innerlich von seinem Beruf. Wenn er Stunden in den Sprachen nahm, mehr sogar jetzt, als seinem Vater recht war, so hatte er dabei kaum die praktische Auswertung des Gelernten für das Kaufmannsleben im Auge. Das Kontor nahm ihn sehr wenig in Anspruch. Er hatte bei Koed & Co. als Volontär fast nichts zu tun und war auch nicht böse darüber. Es bewegte ihn weiter nicht, daß das Geschäft im Herbst 1838 in Konkurs geriet und er dadurch stellenlos wurde. Im April erst fand er eine Stellung wieder, bei Köper & Cie., wo der Chef zunächst wohl mit ihm zufrieden war und ihm nach nicht allzu langer Zeit Gehalt bewilligte, ihn auch mehrfach auf Geschäftsreisen schickte: in die Herzogtümer¹ und elbaufwärts nach Boizenburg. Trotz dieser Erfolge in seinem Beruf, als die er seine Tätigkeit bei Köper & Cie. jedenfalls buchte, konnte er sich für diesen auf die Dauer nicht erwärmen. Der Unterricht, den er nahm, brachte ihn mehr und mehr in Berührung mit dem geistigen und öffentlichen Leben der Zeit. Dies nahm seine Gedanken bald so vollkommen in Anspruch, daß seine Tätigkeit auf dem Kontor darunter leiden mußte.

Geistig-wissenschaftliches und öffentlich-politisches Leben standen damals in Deutschland in einem ganz anderen Verhältnis als heutzutage. Die mitteleuropäische Welt stand unter dem Druck der Metternichschen Stillstandspolitik. Ein öffentliches Leben im Sinne eines mehr oder minder freien Austausches politischer Meinungen bestand nicht. Das gesprochene Wort befand sich unter der scharfen Aufsicht einer rücksichtslos und kleinlich zu-

¹ Ueber seine Reise gibt er in tagebuchartigen Aufzeichnungen einen kulturhistorisch interessanten Bericht.

gleich vorgehenden Polizei, das geschriebene fand seine Grenze an dem Machtpruch einer nach denselben Grundsätzen arbeitenden, keineswegs großzügiger denkenden Zensur. Es war eine unheimlich gärende Welt, in die Ahlmann, als er für diese Dinge sehend wurde, hineinschaute und bald selbst hineintauchte. Unheimlich deshalb, weil an der Oberfläche alles glatt erschien. Neufßerlich hatten Metternich und die ihm gleichgesinnten Staatsmänner der anderen Länder erreicht, was sie wollten: es herrschte Ruhe. Niemand wagte etwas zu sagen. Und kam einmal ein Schrei aus der Menge, so wurde er schnell unterdrückt. Die gewöhnliche Tagespresse jener Zeit hatte sovieler üble Erfahrungen gesammelt, daß sie nicht mehr wider den Stachel zu löden wagte: je d e geistige Regsamkeit war verdächtig. Wie weit diese Fürsorge vonseiten mancher Zensoren ging, darüber war und ist manche lustige Geschichte im Umlauf. Ahlmann erzählt 1843 seinem Schwager einen solchen Geniestreich, der dem Berliner Zensor damals unterlaufen sein sollte: in einem Gedichtbände kam ein Vers vor, der von „Rußlands Kälte“ sprach. Der Zensor strich das und setzte dafür das seiner Meinung nach unverfänglichere: „des Ostens Kälte“. — Gerade diese Feindseligkeit gegen jedes, auch das unpolitische Denken, ist zum großen Teil die Ursache zu der ungeheuer tiefen und breiten Front der Gebildeten gegen das System Metternichs.

Dies ganze Wesen der Zeit erschließt sich uns Späteren am getreuesten durch einen Blick in die damalige Presse. Ebenso bezeichnend wie ihr Inhalt, ist das, was man dort nicht findet. Selbst große Zeitungen, wie die Hamburger Blätter es doch waren, kennen keinen Leitartikel, keinen politischen Aufsatz. Außerdem: über hamburgische Angelegenheiten unterrichtete der „Hamburgische Correspondent“ so gut wie gar nicht. Offenbar, weil der Zensor hier strenger zugegriffen haben würde, als bei den „ausländischen“ Berichten. Der Raum, der heutzutage die Erörterung politischer Fragen in den Blättern einnimmt, wurde damals größtenteils ausgefüllt durch die Behandlung allgemeiner, wissenschaftlicher, vornehmlich philosophischer Gegenstände. Philosophische Streitereien nehmen im Inhalt der Zeitungen einen Umfang ein, der uns unverhältnismäßig groß erscheint, der aber tatsächlich im Verhältnis steht zu dem Interesse, den diese Dinge in den Kreisen der Gebildeten beanspruchten. Außerdem aber

benutzten politisch interessierte Kreise immer wieder die Philosophie, um, durch deren wissenschaftlichen Charakter gedeckt, staatsrechtliche Fragen vor der Öffentlichkeit behandeln zu können.

Der junge Ahlmann, der Ende der dreißiger Jahre aus der Enge seines Berufes hinausverlangte in die Welt geistigen und allgemeinen Strebens, sah sich ganz von selbst auf die Philosophie verwiesen. Sie war das einzige Eingangstor zu dem Bezirk, auf den er damals schon zustrebte: der Betätigung für das Allgemeinwohl. So ist es aus den Verhältnissen der Zeit erklärlich, daß die Politiker, die in der Restaurationszeit groß geworden sind, auf dem Wege über die Philosophie zur Politik kamen. Daher denn auch der doktrinaire Charakter, der den meisten von ihnen anhaftet: sie hatten zu lange nur Theorie treiben müssen, als daß diese nicht in ihnen die Vorherrschaft über die Praxis gewonnen hätte.

Daß Ahlmann sich in Hamburg so ganz der Philosophie in die Arme warf, ist noch aus einem anderen Grunde erklärlich: als Reaktion gegen seine praktisch-nützliche Berufstätigkeit, in der er kein Genüge fand, griff er nach dem, was ihr am fernsten stand, der Weisheit, die ihren Wert nur in sich selbst trägt.

Die Neigung zu den Wissenschaften war kein Strohfeuer: mit zäher Ausdauer bemühte er sich, die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen und darüber hinaus ein weiteres hinzuzufügen. Außer in den Sprachen nahm er Stunden im Deutschen bei Dr. H. Schleiden, der später durch die Gründung eines Knabeninstituts in Hamburg bekannt geworden ist, einem Bruder des bekannten Botanikers. Seine Beschäftigung mit „gelehrten“ Dingen ging schon bald über das weit hinaus, was etwa sonst junge Kaufleute zu ihrem Fortkommen und zur Vervollständigung ihrer gesellschaftlichen Vorzüge sich an Sprachen und deutscher Literatur anzueignen pflegten. Noch auffälliger war seinem Freunde Hanssen Ahlmanns vollständige Ablehnung dessen, was er als die einzige Erholung und Ausspannung kannte: er mied den Verkehr mit gleichaltrigen Kollegen und den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Er sah den Freund auf dem Wege, ein Sonderling zu werden und tat sein Bestes, ihn aus „den Regionen der Phantasie“ zu „bernünftigen Vergnügungen“ zurückzuführen. Jedoch ohne Erfolg. Denn Ahlmann seinerseits sah mit Schmerz, daß Hanssen ihm in diese Regionen, in

denen doch sein wahres Leben sich abspielte, nicht zu folgen vermochte. Er empfand die innere Trennung von seinem Freunde mit Schmerz, aber er konnte auf das Leben im Geistigen nicht mehr verzichten. Es gab ja solches Leben in Hamburg vielleicht mehr als anderswo. Gerade sein Lehrer Schleiden hatte Anteil an den philosophischen Fehden der Zeit. Seine Schrift gegen die eines Unbekannten: „Philalethes“ war 1838 erschienen, und auch in den nächsten Jahren veröffentlichte er Zeitungsartikel, in denen er die Lehre des Philosophen Fries verteidigte¹. Ahlmann hat das alles gelesen, ohne natürlich der Sache richtig auf den Grund kommen zu können. Verständlicher war ihm schon das, was es an Politischem in der Öffentlichkeit gab. Und in Hamburg bekam man bei der verhältnismäßigen Milde des Zensors immerhin Politisches zu lesen. 1837 hatte Gutzkow, eins der vielgenannten Mitglieder des „jungen Deutschland“ sein Blatt „Der Telegraph“ von Frankfurt, wo ihm die Zensur zu sehr zugesetzt hatte, nach Hamburg verlegt. Es erschien hier bis zu seinem baldigen Ende im Verlage der Seine-Verleger Hoffmann und Campe. 1838 gründete Mundt, ein zweiter von den Fünfen, in Altona seinen „Freihafen“. Diese Blätter versuchten in stetem Kampfe mit der Zensur, immer wieder die Gemüter aufzurütteln. Und daß das nicht ohne Erfolg gewesen ist, zeigt das Beispiel Ahlmanns. Gewiß war er überhaupt jetzt ernster als in Kiel. Aber es ist doch ungewiß, ob er, den in Kiel z. B. der Lornsensche Handel gänzlich unberührt gelassen hatte, ohne solche äußeren Anregungen so bald den Zusammenhang mit politischen Fragen gewonnen haben würde.

Unter diesen weitergehenden geistigen Interessen Ahlmanns begann indessen seine Berufstätigkeit sehr zu leiden. Es kam soweit, daß J. Röper, bei aller persönlichen Vorliebe für seinen Angestellten, ihm gegen den Ausgang des Jahres 1839 kurzer Hand mitteilte, einen politisierenden und philosophierenden Comtoiristen könne er nicht gebrauchen, Ahlmann möge sich nach einer anderen Stelle umsehen². Das war nun freilich nicht so böse gemeint gewesen. Als Ahlmann ihn um Verzeihung bat wegen seines Versehens, nahm er die Kündigung zurück. Erst nach drei Viertel Jahren haben sie sich endgültig getrennt. — Ahlmanns

¹ Hamb. Corr. 1838 Nr. 211 (151; 166).

² Röper an Ahlmann 14. 12. 39.

neue Stellung war kein Glückswurf. Sein Vater, der gewiß seine Söhne nicht veräzerte, hatte doch beim Anblick des neuen Chefs — er war in Hamburg auf einer Geschäftsreise gewesen — sein Mißbehagen über die mürrische und verkniffene Physiognomie des Mannes nicht unterdrücken können¹. Nach wenigen Monaten war Wilhelms Tätigkeit bei Colberg & Cie. schon wieder zu Ende, und er war wieder ohne Stellung — freilich nicht ohne Beschäftigung; denn mehr noch als in seiner ersten Vakanz pflegte er die Wissenschaften.

Als er nun trotz seiner Bemühungen so bald keine Stellung wieder erhalten konnte, da ist erst schüchtern, dann immer bestimmter der Gedanke in ihm aufgetaucht, den Kaufmannsberuf an den Nagel zu hängen. Wenn er es nur mit sich selbst zu tun gehabt hätte, wäre sein Entschluß bald gefaßt gewesen: aber der Vater! Er wußte so schon, ohne ihn erst gefragt zu haben, daß der mit seinem Wunsch nicht einverstanden sein werde. In langen Ausarbeitungen² hatte er das Für und Wider des für sein Leben entscheidenden Schrittes erwogen, um sich selbst Klarheit über sich zu verschaffen. Dann erst legte er, im Januar 1841³ dem Vater die Sache vor und harrete nun im hangen Zweifel, wie die Antwort ausfallen würde. Lange mußte er warten, denn dem alten Ahlmann kam diese Sache ganz unerwartet. Er war zunächst geneigt, hier wieder einen Rückfall Wilhelms in die alte, von ihm so oft getadelte Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit zu erblicken. Wenn er aber den Ernst erwog, der aus dem Schreiben des Sohnes sprach, konnte er in dessen Wunsch, nun studieren zu wollen, doch nicht, wie ein Teil der Brüder es tat, einen „Hochmut“ erblicken. „Der gute Junge“ tat ihm leid mit seinen Nöten. Besonders machte wohl das Argument Wilhelms, er werde sicher ein schlechter Kaufmann, viel eher ein guter Gelehrter werden, Eindruck auf seinen die Verhältnisse nüchtern erwägenden Sinn. Als dann noch studierte Leute der Umgegend seine Zweifel über die technische Möglichkeit eines Studiums in einem so vorgeschrittenen Lebensalter zerstreut hatten, war er im Grunde schon

¹ An Ahlmann 14. 9. 39.

² „Soll ich studieren oder soll ich nicht studieren?“ und andere Abhandlungen. Er tat sie später in einen Umschlag und schrieb darauf: „Als ich umfattelte“.

³ Konzept o. D.

gewonnen'. Auf eine Mahnung, die Sache doch wohl zu überlegen, konnte Wilhelm Ahlmann nur antworten, daß das geschehen sei. Er sei nicht mehr der Bruder Leichtfuß, der er in Kiel gewesen. „Habt Vertrauen zu mir!“ bat er. Daß ihm der Vater riet, sich erst noch wieder um eine Stellung zu bemühen, beunruhigte ihn nicht zu sehr, hatte er doch durch seine Schwester Kathrine Nachricht über dessen wahre Stimmung. Und als er dann Ende Februar die endgültige Einwilligung seines Vaters hatte, eilte er nach Hause, um das Geschäftliche, den Geldpunkt, mit den Angehörigen zu besprechen — und um Abschied zu nehmen; denn er war sich wohl von vornherein klar darüber, daß das auf Jahre hinaus der letzte Besuch in Gravenstein sein werde; er wollte sich dort erst wieder zeigen, wenn er durch Erfolge die Berechtigung des „Umfatteln^s“ bewiesen haben würde.

Anfang Mai begann er das planmäßige Studium, um zunächst die Universitätsreise zu erlangen. Er trat in das Hamburger Johanneum ein. Aber die Schule bot ihm nur den äußeren Rahmen für seine Arbeit. Bei regelrechtem Fortschreiten mit dem Unterricht der Klassen hätte er viel zu weit unten anfangen müssen. Er nahm zur Hauptsache Privatunterricht. Am Johanneum scheint er nur hospitiert zu haben. Die freiere Gestaltung dieses „akademischen Gymnasiums“ erleichterte diesen Ausbildungsgang. Durch seine Begabung und einen staunenswerten Fleiß ist es ihm so möglich geworden, in reichlich 2 Jahren das Reifezeugnis zu erwerben.

Von seinen wenigen Freunden, auch von F. G. Hanssen, zog er sich ganz zurück, und nur bei F. J. Hanssen am Kreienkamp blieb er Hausfreund. Dafür aber gewann er den Umgang mit anderen Menschen, der für ihn viel bedeutungsvoller wurde. „Ich kam in literarische Kreise“ sagt er in einer späteren autobiographischen Aufzeichnung. Es waren die Kreise seiner Privatlehrer.

Viel mehr hat er ihnen zu danken, als nur die Kenntnis von Lateinisch und Griechisch, die ja sein Hauptstudium bilden mußten. Er wurde von ihnen eingeführt in die Welt des geistigen Lebens, in das er durch seine Lektüre doch nicht so recht hatte eindringen können. Besonders einer von ihnen, Dr. Kaufel, wie die übrigen ein Kandidat des Lehramts ohne Anstellung, ist ihm ein treuer

¹ Der Vater 8. 3. 41.

Führer geworden, ja ein Freund. Ein solcher tat ihm not bei seiner vielfach mangelhaften Vorbildung. Über vieles hatte er sich im Unklaren befunden, was er jetzt verstehen lernte. Vor allem auf dem Gebiet der Religion hatte der junge Kaufmann gegenüber den streitenden Ansichten ziemlich ratlos dagestanden. Durch die Kieler Zeit, in der wohl religiöse Gedanken ihn am wenigsten von allen berührt hatten, war ihm doch noch der einfache kindliche Glaube an Gott geblieben, vielleicht gerade, weil er nicht nachgedacht hatte. Dann aber war er in Hamburg zuerst durch das Lesen der Zeitungen, mehr aber noch durch Streitschriften der Zeit darauf aufmerksam geworden, daß ein Zweifeln an den Anschauungen der Kirche möglich sei, ja sogar — eine Tatsache, vor der er zunächst fassungslos stand — ein Zweifeln an Gott selber. Die Namen David Friedrich Strauß, Feuerbach und Ruge, dessen Hallische Jahrbücher 1838 zu erscheinen angefangen hatten, begegneten ihm. Der Rationalismus seines Lehrers Schleiden und dessen Freundes Gravenhorst und die Ansichten ihrer Gegner von rechts und links — alles war ihm zunächst eine verworrene Vielheit von Meinungen, aus denen ihm als Eindruckvollstes eben die Tatsache entgegenschlug, daß von einer Seite, der er sich verwandt fühlte, Gott geleugnet wurde. Schlagworte nachzusprechen, ohne sie verstanden zu haben, lag nicht in seiner Art, die alles gründlich erfassen wollte. Der Umgang mit Kaufel und dessen Freunden setzte ihn instand, sich von diesen Dingen ein Bild zu machen, das ständig an Klarheit wuchs.

Er wurde schließlich auch in den „Freitagklub“ junger Akademiker eingeführt, der im Ratskeller tagte, Lehramtskandidaten, Juristen, Architekten, die sich als einen geistigen Vortrupp der guten Vaterstadt betrachteten. Mit dem bürgerlichen und beamteten Patriziate Hamburgs, den „Philistern“, lebten sie in heftiger Fehde¹, die von ihrer Seite deswegen nur um so erbitterter geführt wurde, weil sie von den Gegnern nicht eben groß beachtet wurden. Im Grunde genommen war ihr Gegensatz zu den „Berüchten“ nicht bloß wissenschaftlicher Natur. Ahlmann gewann aus den Unterhaltungen in ihrem Kreise zuerst auch einen tieferen Einblick in den politischen und sozialen Aufbau der Gesellschaft, in der er lebte. Er gewann einen Eindruck von der in über-

¹ Vergl. den Briefwechsel Ahlmanns mit Kaufel und Fuchs während seiner Berliner Zeit 1842—44.

lebten Formen erstarrten oligarchischen Verfassung des Freistaates. Er lernte auch die Reformbestrebungen der „Patriotischen Gesellschaft“ beurteilen und — beurteilen. Denn dem Kaufelschen Kreise war der bedächtige, rücksichtsvolle Fortschrittswille der „Patriotischen“, wie sie sie verächtlich nannten, nur lächerlich. Indessen ist gerade dieser radikale Freitagklub bezeichnend dafür, wie unpolitisch die Deutschen damals waren. So gewiß wir in ihm den Keim zu der späteren radikalen politischen Partei Hamburgs zu sehen haben, so wenig waren seine Mitglieder damals schon bereit, den Übergang von der theoretisch-wissenschaftlichen Debatte zum politischen Handeln oder auch nur Wollen zu vollziehen. Es sind verschiedene unter den Mitgliedern dieser Runde, die später eine Rolle im politischen Leben Hamburgs gespielt haben, wie z. B. Wille, der Redakteur an der Börsenhalle, Dr. Bönninghausen und andere. Damals aber wagte sich ein Denken in großen politischen Begriffen bei ihnen noch nicht hervor. Teils verzehrten sie sich in persönlichen Händeleien, und schwebten zugleich, wie Dr. Fuchs, in höheren philosophischen Regionen. Teils wagten sie sich mit ihren politischen Meinungen nicht hervor. Der Neuling Ahlmann hat bezeichnender Weise früher und entschiedener als sie die Folgerungen aus der Theorie auf das Praktisch-politische gezogen. Er mit seiner aktiven Natur hat sie, als er schon in Berlin war, von der Staatsphilosophie zum lebenden Staat der Gegenwart und auf den Weg der Parteibildung zu drängen gesucht¹. Wie weit ihm das gelungen ist, haben wir hier nicht zu untersuchen, denn ihn hat sein Weg weiter geführt, und Hamburg ist doch nur Episode für ihn geblieben. —

Das Umsatteln, so reiflich er es sich überlegt, hatte ihn zunächst doch aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen. Mehrere Monate dauerte es, bis er die innere Unruhe überwunden hatte, die aus der dauernden Selbstbeobachtung seiner Fortschritte erwuchs. So fieberhaft er arbeitete und lernte, es ging ihm doch noch nicht schnell genug; und die Unsicherheit, ob er auch wirklich imstande sei, das gesteckte Ziel zu erreichen, quälte ihn. Wie sehr die Ermahnungen seines Vaters auf fruchtbaren Boden bei ihm gefallen waren, zeigt eine Stelle seines Tagebuches vom 17. Juli 1841. Er ist mit seinen Fortschritten zwar zufrieden, aber — er ist „ängstlich sich selbst zu beurteilen“, denn er könnte den Fehler

¹ An Kaufel; 12. 7. 43 und anderswo.

haben, sich selbst zu überschätzen, zumal da man ihn dessen oft bezichtigt hat. Erst im Herbst kommt er zur „Harmonie mit sich selbst.“

Neben der Arbeit für seine Stunden und das Gymnasium her geht eine eifrige Privatlektüre meist geschichtlicher Werke; aber er liest auch Schiller, Lessing, Goethe. Das Theater vernachlässigt er auch jetzt nicht, wie er daneben auch einen Verkehr in Familien pflegt, in die er eingeführt worden ist. Anfang 1842 hatte er ein Erlebnis, das für die damaligen Sitten und Gewohnheiten der Schüler am Johanneum bemerkenswert ist: ein Primaner Fellmer forderte ihn¹, weil er sich über die Schüler verächtlich ausgesprochen habe. Und diese Forderung scheint tatsächlich ausgetragen worden zu sein. Wie allerdings, wissen wir nicht. Eine Bemerkung in seinem Notizkalender deutet nur an, daß er „mit Fellmer los“ gegangen sei und daß die Geschichte ihn 4 T. 2 f. gekostet habe.

Jener Kalender gibt auch die einzige schriftliche Nachricht Ahlmanns von dem Ereignis des Jahres 1842, das nicht bloß für ihn so wichtig gewesen ist: vom großen Brand Hamburgs. „In der Nacht 1 Uhr brach das große Feuer in der Deichstraße aus“ verzeichnet er unterm 6. Mai, dem Tage nach Himmelfahrt. Dann, am nächsten Tage, hat er „für Kaufel an den Fuhrmann ausgelegt 9 T. 11 f.“. Die nächste Woche ist dann eine Lücke in den Eintragungen. Die Hilfeleistung für Kaufel war nicht seine einzige Anteilnahme am Rettungswerk. Tag und Nacht war er mit den anderen tapferen Helfern auf den Beinen, um zu bergen und zu retten, was möglich war. Sogar die regelmäßigen 10 oder 11 f. für Mittagessen stehen während der nächsten Woche nicht verzeichnet. Das alltägliche Leben war durch das Wüten des entfesselten Elements aus den Bahnen gerissen. Wir besitzen, wie angedeutet, keine Beschreibung des Brandes von Ahlmanns Hand. Das Ereignis ist oft genug geschildert worden, am besten wohl durch seinen Lehrer Schleiden². — Die Medaille des Senats für die Teilnehmer am Rettungswerk, die auch ihm verliehen wurde, bewahrte für ihn zeitlebens die Erinnerung an diese großartig-schrecklichen Tage.

¹ Fellmer an Ahlmann 24. 6. 42.

² Schleiden: „Versuch einer Geschichte des großen Brandes in Hamburg“. 1843.

Eine große Freude erlebte Ahlmann einige Wochen nach dem Brande: Seine Eltern besuchten ihn mit Kathrine und deren Bräutigam, dem Pastor Valentiner. Mit großem Eifer spielte Wilhelm den Führer und zeigte ihnen alles, was Hamburg zu bieten hatte: dreimal waren sie im Theater; Ausflüge nach Blankenese — zu Röpers — und nach Eppendorf wurden unternommen. Der Haupttrumpf aber war eine Fahrt nach Bergedorf auf der neuen Eisenbahn, deren Eröffnung gerade vor dem großen Feuer schon hatte erfolgen sollen¹.

Er war besonders gespannt auf den neuen Schwager gewesen und freute sich nun, in ihm, wenn nicht eine gleichgesinnte, so doch eine wesensverwandte Seele zu finden. Er war durch seinen Entschluß, studieren zu wollen, in der Familie, wenigstens zwischen den Brüdern, etwas vereinzelt worden. Sie sahen seine Absicht zum Teil immer noch so an, als ob er etwas Besseres sein wollte als sie, die Kaufleute und Landwirte²; und Briefe, in denen er seine Selbstbeobachtungen, wie es seine Art war, niederlegte, ohne die Wirkung solcher Betrachtungen zu bedenken, bestärkten sie noch in dieser Auffassung. „Ja, ja“, schrieb er z. B. Anfang März 1842 an seinen Bruder Otto³, „Du verdienst täglich Dein gutes Geld und mir geht es immer aus der Tasche und ich werde immer ärmer, das ist der Unterschied. Nun, das ist ja nun einmal nicht anders. Wir haben ja auch nicht einerlei Bestrebungen. Du hast am Erwerb für ein sorgenloses Alter und für eine Quelle zum Wohlstand ein nicht zu tadelndes Vergnügen. Ich habe an geistiger Arbeit mein Vergnügen und mein Ehrgeiz und besonders ein ungestillter Wissensdrang treibt mich weniger an, auf Erwerb für ein sorgenloses und bequemes Leben als an wissenschaftliche Bestrebungen zu denken.“

Darum freute er sich, auch in der Familie jemand zu haben, mit dem er über Feuerbach und Strauß reden konnte, wenngleich ihre Ansichten hier auseinandergingen.

Im Sommer 1842 beendete Ahlmann seine vorbereitenden Studien in Hamburg. Groß ist die Veränderung, die mit ihm während der Hamburger Jahre vor sich gegangen ist: er ist über das Jünglingsalter hinausgewachsen. Wir haben von ihm ein

¹ An den Vater 13. 7. 42.

² Thomas Ott. 39, 7. 3. 41, Otto 12. 3. 41.

³ Konzept o. D.

Selbstporträt aus jener Zeit, in dem er sich scherzend so beschreibt¹: „Ihr zukünftiger Schwager Wi. ist ein Jüngling von 24 Jahren, groß und schlank gewachsen, mit etwas ernstem Gesicht, in dessen Mitte ein blonder Schnurrbart prangt. Er hat ein gutes Herz, reiches Gemüt und freundlichen Sinn. Früher der Handlung Beflissener, jetzt seit einem halben Jahr für den gelehrten Stand sich ausbildend, lebt er nur den Wissenschaften.“

Eine Abiturientenprüfung hat Ahmann nicht abzulegen brauchen. Er hat nicht einmal sein Reifezeugnis persönlich in Empfang genommen. Ziemlich überstürzt nahm er von Hamburg Abschied, um auf einem großen Umwege seine erste Universitätsstadt *Berlin* zu erreichen. Mit seinen Brüdern Hans und Otto wollte er eine große Reise unternehmen². Der Plan war, über Holland, Belgien, das Rheintal, Süddeutschland, Osterreich, Sachsen nach Berlin zu reisen. Briefe und ein Tagebuch von der Reise geben anziehende Schilderungen seiner Eindrücke und sind zugleich geeignet, sein Denken und seine damalige Auffassungsart zu beleuchten. Holland gefiel ihm nicht. Eine gewisse schläfrige Grazie fand er über dem Lande ausgebreitet, etwas Gegenwartsfremdes: Museumsluft. Das pulstrende Leben in dem Industrielande Belgien begeistert ihn dagegen, „das ganze Land ein Blauer Blumenmann³!“ Großen Genuß fand er andererseits in den Meisterwerken der Malerei, die er in Museen und Kirchen beider Länder bewundern konnte. Die großen Niederländer, vor allem Rembrandt, Rubens, Van Dyk und „der treffliche Potter“ erregten seinen staunenden Beifall. Er bedauerte nur, nicht alles gründlicher genießen zu können, denn man hatte nirgends viel Zeit. Gewissermaßen den Spuren Gilde Harolds folgend, machte man indessen doch einen Abstecher nach Waterloo. Dann ging es mit der Eisenbahn nach Lüttich und von da hinüber ins Rheintal, das noch widerhallte vom Jubel des Dombaufestes. Der Name Friedrich Wilhelms IV., der dabei den ganzen Zauber seiner blendenden Persönlichkeit entfaltet hatte, war noch in aller Munde! Während ihrer Anwesenheit in Köln machte er, durch eine Empfehlung seines Hamburger Freundes Lüders bei ihm eingeführt, die Bekanntschaft des Redakteurs Dr. Rutenberg von der „Rheini-

¹ An Marie Hundewadt, Konzept o. D.

² Tagebuch der Reise im Nachlaß.

³ An Kaufel, Konzept o. D.

sehen Zeitung“. Sie unterhielten sich über die Bestrebungen und Leistungen „der jüngeren Männer Deutschlands“, also über die Arbeit der sogenannten „Bewegungspartei, der Radikalen“. — Den Rhein hinauf kam man bis Mainz. Weiter in den Süden vorzudringen, ließ sich nicht ermöglichen, denn Otto Ahlmann wurde geschäftlich nach Hause gerufen. So bog man denn „links ab“ durch das deutsche Mittelgebirge nach Sachsen, wo in Leipzig bei dem Freunde der Familie Ahlmann, dem Professor G. Hanssen, Station gemacht wurde. Bei dieser Gelegenheit befestigte Wilhelm die für ihn so bedeutungsvolle Bekanntschaft mit dem berühmten National-Ökonomen. In Magdeburg trennten sich die Wege der Brüder. Otto und Hans fuhren nach Norden, er selber nach Berlin.

III.

Berlin.

Zu Beginn des Winter-Semesters 1842—43 ließ Ahlmann sich als stud. phil. an der Berliner Universität einschreiben. Es hatten zwischen ihm und seinem Vater längere Verhandlungen stattgefunden über die Frage, welches Studium er wählen sollte. Gewiß hätte der Vater ihm freie Hand gelassen, wenn es sich um die Vorbereitung zum Arzt, zum Juristen, zum Pastoren gehandelt hätte. Aber auf all dies stand Wilhelms Sinn nicht. Er wollte kein Brotstudium, er wollte der Wissenschaft dienen: er beabsichtige Philosophie zu studieren, schrieb er. Dabei konnte sich nun sein Vater garnichts denken. Und die studierten Leute, die er befragte, besonders Pastoren der Nachbarschaft, pflichteten ihm darin bei, daß ein Studium der Philosophie als Hauptfach eine sehr windige Sache sei, die nur auf Abwege führen könne¹. Vergebens wies Wilhelm darauf hin, daß die Pastoren nicht die Leute seien, das beurteilen zu können, daß sie außerdem durch ihren Beruf Partei seien, nämlich „Antiphilosophen“². Wilhelm rettete für seine geliebte Philosophie nur die ersten Semester. Er

¹ Der Vater 7. 8. 42.

² An den Vater 16. 8. 42.

ließ den Vater in dem Glauben, daß er Medizin studieren wolle. Indem er Philosophie und Naturwissenschaften belegte, wurde er beidem gerecht, seinen Neigungen und dem Wunsch des Vaters.

Obgleich in höherem Alter als die ersten Semester gewöhnlich, trat er doch mit denselben hochgespannten Erwartungen wie sie alle in den Kreis der alma mater ein. An der Berliner Hochschule glänzte damals eine ganze Reihe von Namen, die in ganz Deutschland genannt wurden. Allen voran der alte Schelling, der das am zahlreichsten besuchte Kolleg hatte, dann aber die Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, der Staatsrechtslehrer Stahl, den der König vor nicht langer Zeit nach Berlin berufen hatte, die Theologen Marheinecke und Hengstenberg, ferner die Historiker Ranke und der Geograph Ritter u. a. Bei ihnen allen hörte Ahlmann, wenigstens hospitierend. Aber auch die anderen, weniger berühmten Geister suchte er kennen zu lernen. Nach einigen Wochen konnte er schreiben, es gebe wohl wenige Dozenten an der Universität, „die nicht die Ehre gehabt“ hätten, ihn wenigstens eine Stunde zu ihren Zuhörern zu zählen¹.

Ahlmann war ein sehr kritischer Hörer. Seine zum Teil sehr scharfen Urteile treffen manchmal sehr genau mit den bissigen Bemerkungen zusammen, die beispielsweise in dem Briefwechsel Arnold Ruges über manche Berliner Dozenten jener Zeit fallen². So über Gabler und Michelet. „Widerkäufer Hegels“ nennt er den ersteren und, was der letzte im Kolleg sage, könne man besser zu Hause im Hegel selbst nachlesen³. Viel besser gefiel ihm Trendelenburg, dem als einem Landsmann er später auch persönlich näher trat. Er lobt seinen fesselnden Vortrag und seine Gründlichkeit, z. B. in der Angabe von Literatur. In Schellings Kolleg war er mit großem Vorurteil hineingegangen — bezahlt hatte er es, wie sehr viele Hörer, nicht — aber er war angenehm enttäuscht. Wenngleich Schelling ihm zuerst trivial erschien und er andererseits manches an der „Philosophie der Offenbarung“, die Schelling angekündigt hatte, nicht verstand, so schien ihm diese Philosophie nicht mehr Widersprüche zu enthalten als andere. Es sei die Frage, meint er, ob jemand anders den philosophischen

¹ An Kaufel, Konzept o. D. (1842).

² Ruges Briefe und Tagebücher. Berlin 1886.

³ Vergl. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. Bd. 5. S. 227. „... die Lehren des Meisters in zeitgemäßer Verdünnung!“ — An Valentin. 11. 12. 42.

Lehrstuhl besser ausfülle als Schelling¹. Gegen Ende des Semesters lautete sein Urteil über Schelling sehr viel ungünstiger. Er findet, er habe nicht das gelesen, was er angekündigt habe. Was er eigentlich von ihm erwartet hatte, eine Ausöhnung von Religion und Philosophie, fand er bei ihm nicht². Und wenn etwa Schelling sie erreicht zu haben glaubte, so schien Ahlmann das nur durch das Aufgeben der Philosophie erreicht zu sein. Ihr Kampf galt den Hegelianern. Ahlmann erlebte diese wissenschaftlichen Fehden mit dem Wohlgefallen eines Sportliebhabers mit: Wie es schon in Hamburg gewesen war, fiel ihm auch jetzt wiederum die schroffe und persönliche Form auf, in der von mancher Seite der Streit geführt wurde. Diese „ausfällige“ Art findet er besonders bei den Anhängern Schellings als etwas von ihrem Meister überkommenes. Dieser selbst griff in den Kampf der Parteien nicht ein. Ahlmann findet es besonders bedauerlich, daß er nichts veröffentlicht habe. So war er in der Lage, jederzeit alles, was von seinen Anhängern nach Kollegheften veröffentlicht wurde, widerrufen zu können. Niemand wußte — das ist Ahlmanns Eindruck — wie man mit ihm und seiner Naturphilosophie daran sei. Es geht schon aus dieser Beurteilung hervor, daß Ahlmann auf die Dauer kein Freund Schellings war. Ein Mal stieß ihn je länger desto mehr die selbstbewußte Art Schellings ab. Arrogant nennt er ihn, den „Groß-Mophtha (so!) im Reiche der Philosophie“³! Die Hauptsache war natürlich ein innerer Gegensatz zu Schellings Lehre: Ahlmann stand mit seiner ganzen Art zu denken der Hegelschen Weise nahe. Der Hegelsche Glaube an die Macht des menschlichen Denkens, das sich zutraut, die Welt in ihren Zusammenhängen aus sich zu erbauen, war es gewesen, der ihn, als er das Gesicht zu den Höhen des Lebens erhob, so mit Allgewalt ergriffen hatte. Mit Recht hat man gesagt, daß das Auftreten Hegels und seine Wirkung dem der großen religiösen Führer früherer Zeiten an die Seite zu stellen ist⁴. Ahlmanns Begeisterung für die Philosophie im Allgemeinen und auch für die Hegelsche wurde freilich erheblich abgekühlt, seit er ihren Betrieb

¹ An Valentiner. 30. 3. 43. Vergl. Treitschle a. a. O.: „Als er nun die Vorlesung über die Philosophie der Offenbarung begann, drängte sich alles herzu, . . . einige in der unschuldigen Hoffnung, das größte Rätsel der Menschheit gelöst zu sehen.“

² An Valentiner. 11. 12. 42.

³ S. Duden: Laffalle. Stuttgart 1912.

in Berlin aus der Nähe beobachten konnte. Wenn er auch den Hegelschen Gedankengängen weiter hohe Bewunderung zollte und sie zu den feinigsten machte, so sah er doch in dem Treiben der Jünger Hegels allzuviel Menschliches. Der Streit zwischen Alt- und Junghegelianern war ihm nicht gerade lächerlich, aber er nahm ihn doch nicht so wichtig, wie die meisten der philosophisch Interessierten seiner Zeit. Er stehe, sagte er, so etwa zwischen Alt- und Junghegelianern¹. Von dem Gedanken, die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe machen zu wollen, kam er jedenfalls immer mehr ab. Als Grundlage, als „Mutter aller Wissenschaften“, behielt sie für ihn ihre Bedeutung. Im übrigen erkannte er, daß er sich getäuscht hatte, als er sich zum lebensfernen Gelehrten beanlagt hielt. Sein Hamburger Freund Kaufel hatte ihm das schon gesagt: er sei eine Natur, die praktisch sein, die wirken müsse².

So wandte er sich denn vorzugsweise der Medizin zu. Das wurde ihm um so leichter, weil der Mediziner Johannes Müller, bei dem er im ersten Semester Anatomie gehört hatte — wohl der einzige der Berliner Dozenten war, der ihn wirklich begeistert hatte — vielleicht abgesehen von Jakob Grimm, dessen Wissenschaft ihm aber zu fern lag³. Indessen der Anlauf, den er in der Richtung auf die Heilkunde unternahm, blieb ohne Erfolg. Als er in die Kliniken und den Präparierboden hineinschaute, merkte er, daß er nicht zum Arzt geboren sei⁴; er konnte den Abscheu vor den ekelerregenden Krankheiten nicht überwinden. Bei einer Operation, der er zufah, wurde er ohnmächtig. So gab er den Versuch auf, hier weiter vorzuschreiten, nur die naturwissenschaftlichen Studien fortsetzend, die er, mit gutem Nutzen für sein ganzes Leben, damals betrieb.

An diesem toten Punkt seiner Laufbahn ist ihm Georg Hanßen ein wegweisender Retter geworden, indem er ihn auf das Studium seiner Wissenschaft, der National-Ökonomie, hinwies⁵. Er hat damit dem jungen Freunde einen Rat gegeben, der sich als dau-

¹ An Valentiner. 30. 3. 43.

² An Ahlmann. 20. 7. 43.

³ An Kaufel. Konz. v. D. 1842.

⁴ An Kaufel. März 44. Konz. v. D.

⁵ An die Eltern. 27. 12. 43; an J. J. Hanßen, 15. 1. 43; an Georg Hanßen, Konz. v. D. (43). Georg Hanßen war im Jan. 1844 in Berlin mit Ahlmann zusammen. Vorher hatte dieser sich mit ihm in Leipzig besprochen.

ernst fruchtbar erweisen sollte. Hier war ein Gebiet, das seinen Anlagen entsprach, da er hier seine wissenschaftlichen Neigungen mit seinen praktischen Kräften vereinigen konnte¹. Daß es sich hier um ein noch wenig angebautes Gebiet wissenschaftlichen Strebens und Forschens handelte, lockte seinen Ehrgeiz. Zugleich aber war dieser Umstand zusammen mit der Autorität Georg Hanssens geeignet, des Vaters Zustimmung zu diesem Studium zu bewirken. Und wirklich schrieb dieser ihm, wenn Hanssen meine, daß er, Wilhelm, sich dafür eigne und wenn er auf diesem Wege es zu einer so angesehenen und segensreichen Stellung bringen könne, wie einst Hanssen sie in ihrem (d. h. dem dänischen) Staate bekleidet habe, so sollte es ihm recht sein². So konnte Ahlmann sich denn in seinem dritten Semester dem endgültigen Studium zuwenden, in der Hauptsache freilich durch häuslichen Fleiß. An der Universität hörte er nur die Hilfswissenschaften: Geschichte und Erdkunde, freilich in ihren ersten Vertretern: Ranke und Ritter.

Die Förderung, die Ahlmann in seinen drei Berliner Semestern erfahren, könnte nach dem, was bisher berichtet ist, gering erscheinen. Sie wäre es auch, wenn sie der einzige Inhalt seines Berliner Lebens gewesen wäre. Das war aber keineswegs der Fall. Einmal hatte er von vornherein die feste Absicht gehabt, nicht nur zu studieren, sondern auch Student zu sein. Dann aber war er gerade nach Berlin gegangen, weil es „die Metropole von Preußens Entwicklung“ war. Das studentische und das öffentliche Leben gaben dem Aufenthalt in Berlin, einander schließlich berührend, den Hauptinhalt.

Student sein hieß damals noch politisch verdächtig sein. Seit dem Wartburgfest und der Mordtat Carl Sands war die deutsche Studentenschaft in den Augen Metternichs die Brutstätte aller gegen den absoluten Staat gerichteten Bestrebungen. Er verfolgte sie mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Und welche standen ihm nicht zu Gebote! Polizeiliche Überwachung, Relegation, Kerkerhaft — da wurde nichts unversucht gelassen, um der studierenden Jugend den Einheits- und Freiheitskegel auszutreiben — und doch wurde gerade das Gegenteil erreicht: die Politifizierung der akademischen Jugend wurde zwar aufgehalten, aber zugleich

¹ An Kaufel, Konz. o. D.

² 28. 1. 44.

wurde die Abneigung, ja, der Haß gegen die regierenden Kreise größer und allgemeiner statt geringer. Umso mehr war das der Fall, weil die Jugend von der anderen Seite, die ihrem jugendlichen Selbstbewußtsein schmeichelte, stark umworben wurde. Wieviel Mühe hatte sich nicht Dr. Rutenberg in Köln um den zur Univerſität ziehenden jungen Nordländer gegeben, in dem er die Begabung für den politischen Kampf fühlte! So von einer ordentlichen Ausbildung zum Staatsbürger gefliſſentlich ferngehalten, den Einflüſterungen Unverantwortlicher preisgegeben, kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Studenten zu ſo törichten Handlungen gelangten, wie dem Frankfurter Wachenſturm von 1833.

So wollte Ahlmann nicht Student ſein. Wohl fühlte er mächtig die webenden Kräfte der Zeit. Er merkte, daß etwas Gewaltiges im Werden war. Daß die Jugend, daß er ſelber, berufen ſei, an dem großen Werke mitzuarbeiten, war und wurde von nun an ſeine heiligſte Überzeugung. Aber eben weil er ſo tief davon durchdrungen war, ſah er auch die Gefahr, die in der „politischen“ Betätigung des geiſtig-regen Teils der Studenteſchaft verborgen lag: daß ſie ihre beſte Kraft in unreifen Demonſtrationen oder wichtig genommenen und doch nichtigen geheimen Vereinigungen vergeudete. Er faßte die Aufgabe der Studentenzeit für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit viel tiefer. Eine Führerjugend ſoll aus ihr hervorgehen: „Fürs Leben muß die Jugend begeistert ſein. Sie muß jezt ſchon wiſſen, was ſie dereinſt dem Vaterlande und der Menſchheit ſein will!“ ruft er aus. Während ſeines erſten Semesters hatten ſich die Anſchauungen in ihm geklärt und gefeſtigt. Es entſprach nun aber ſeiner Natur nicht, es mit der Erkenntnis für ſich ſelbſt bewenden zu laſſen. Er mußte ſie in Beziehung zu den tatsächlichen Verhältniſſen ſetzen. Und da erhob ſich eine gewaltige Kluft zwiſchen dem Idealbild des Studenten, wie er es ſich gemalt hatte, und dem Berliner Studenten, wie er ihn um ſich her vegetieren ſah. Denn ein ſtudentiſches Leben in ſeinem Sinne war da nicht. Die „Korps“ beſchäftigten ſich „nur mit Saufen und Pauken“. Da waren keine von Idealen getragene hochſtrebende Jünglinge, ſondern er ſah die große Maſſe der handwerksmäßigen Lehrlinge ihres Faches, die ſich durchaus nicht deſſen bewußt waren, daß ſie einer Gemeinſchaft angehörten, die den höchſten Zielen zuſtreben ſollte. Sie lernten fürs Leben,

¹ An Valentiner. Konz. o. D. (Ende S. S. 43).

ja, aber nur für ihr eigenes kleines Leben. Es fehlte ihnen die Hingabe an eine Idee. Ahlmann faßt diesen Charakter der damaligen Studentenschaft, der durch den jedes Gemeinschaftsleben geflüffentlich ertötenden Druck der Restaurationspolitik bedingt war, in dem Wort: „Indifferentismus“ zusammen¹. Und dieser ist es, den er bekämpfen will. Er von sich aus will ganz eigene Wege gehen. Nicht im Zusammenhang mit dem politischen Radikalismus: „Der Student hat auf dem Felde der praktischen Politik stets nur Unheil angerichtet!“ Die Aufgabe des Studenten darf nicht mit der des Mannes verwechselt werden, die Studienzzeit ist nicht die Zeit der Tat, sondern der Vorbereitung.

Um nächsten von allen vorhandenen Einrichtungen hätte ihm die deutsche Burschenschaft gestanden, die, obgleich streng verboten, doch fast überall bestand. In seinem zweiten Semester war er drauf und dran, sich an der Gründung einer Berliner Burschenschaft, der „Memannia“ zu beteiligen. Er blieb der Sache, die auch im selben Semester noch ans Licht kam, dann doch fern. Denn bei der Heimlichkeit, dem Verschwörercharakter der Burschenschaftler konnte nicht das herauspringen, was er erstrebte: eine Reorganisation der deutschen Studentenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung. Vor allem gefiel ihm auch nicht, daß die Burschenschaftler sich in den aktuellen politischen Kampf mischten.

An sich war er politisch im höchsten Grade interessiert. Die politischen Vorgänge der Zeit verfolgte er mit einem ganz anderen leidenschaftlichen Interesse als die philosophischen Lehrstreitigkeiten: immer unter dem Gesichtspunkt, daß im gewaltigen Gärungsprozeß², als den er die Zeit fühlte, alles auf den Durchbruch der Gewalten hindrängte, die einstweilen nur erst in vereinzelt Vorstößen bis an die Oberfläche gedrungen waren. Es war, wie schon erwähnt, durchaus nicht seine Meinung, sich in dem Kampfe, der da kommen mußte, neutral zu verhalten. Aber, noch war er nicht so weit, er war Student; und Student sein bedeutete für ihn: lernen und beobachten.

Vieles in der Tat erschloß sich ihm in der preußischen Metropole³. Zunächst empfand er stark den Unterschied von Hamburg. Außerlich machte Berlin auf ihn einen kleinstädtischen Eindruck

¹ An Valentiner. Konz. o. D.

² An Valentiner. 30. 3. 43.

³ Er spricht sich in zahlreichen Briefen darüber aus

gegen die Hansestadt. Und er meinte auch in dem Zuschnitt des Lebens einen freieren Zug Hamburgs vor Berlin feststellen zu können. Politisch mag das wohl stimmen, was dagegen das geistige Leben und die Regsamkeit anging, so war darin Berlin Hamburg weit voraus. Das sehen wir gerade aus seinen Briefen. In einem Punkte war jedenfalls Berlin anders als Hamburg. Es war die Stadt des preußischen Königtums. Hier dreht sich alles um den König. Am Rhein schon hatte er etwas von dieser Bedeutung der königlichen Person für das Leben des Volkes gespürt. Wie viel mehr machte sich das in Berlin geltend, wo, abgesehen von der Person des jetzigen Königs das Königtum als solches seit Jahrhunderten mit Stadt und Bürgern verwachsen war. Die Anhänger der Bewegungspartei, die Gegner der Stillstandspolitik, waren keineswegs grundsätzliche Gegner des preußischen Königtums. Sie hatten Friedrich Wilhelm IV. 1840 mit der freudigsten Hoffnung begrüßt. Erst in den anderthalb Jahren, die Ahlmann in Berlin zubrachte, vollzieht sich der Umschwung in der öffentlichen Meinung, wird die Erkenntnis allgemein, daß man dereinst auch das preußische Königtum als Gegner haben werde, wenn der Tag komme, auf den alle hofften. Gleich in den ersten Monaten von Ahlmanns erstem Semester ereignete sich der Vorfall, der der Volkstümlichkeit Friedrich Wilhelms einen starken Stoß gab: der Empfang des radikalen Dichters Herwegh, und seine Folgen: der Brief des Dichters an den König, den die Leipziger Allgemeine Zeitung veröffentlichte und die Ausweisung des Dichters. Ahlmann war für den Dichter Herwegh begeistert, für den Menschen weniger, da ihm dessen Sucht, sich in Szene zu setzen, mißfiel. Den berühmten Brief findet er mäßig¹. — In seiner Beurteilung des Königs weicht Ahlmann durchaus nicht von der landläufigen liberalen Anschauung ab; auch ihm waren dessen altständische Gedankengänge verborgen und seine Äußerungen und Handlungen erschienen ihm insolgedessen widerspruchsvoll. Er sah in den an die liberalen Ideen anklingenden Äußerungen des Königs eine verunglückte Nachahmung des großen Freigeistes auf dem preußischen Thron. „Er spielt den Liberalen und will altentfährlich sein.“ Dazu paßte dann freilich schlecht der Feldzug, der im Anschluß

¹ An Kaufel (Dez. 1842). Konz. o. D. 30. 3. 43.

² An Kaufel (Dez. 1842).

an die Herweghaffäre gegen die oppositionellen Zeitungen, vor allem die „Leipziger Allgemeine“ und die „Rheinische Zeitung“, eröffnet wurde. Das politische oppositionelle Leben in Berlin wurde damit nicht erstickt. Flugblätter und Karikaturen erschienen massenhaft und zwar — charakteristisch für jene Zeit! — „zum Teil politische, zum Teil philosophische und religiöse obschwebende Verhältnisse betreffend“.

Von Monat zu Monat wurde überdies die Situation klarer. Der König sei wenig geliebt bei seinem Volke und sein Minister Eichhorn geradezu verhaßt, schreibt Ahlmann, der selber von dieser Abneigung sein gutes Teil übernommen hatte. Er sah in den Erlassen des Kultusministers die Zeit der Wöllnerschen Edikte wiederum heraufziehen. Die Ernennungen der Theologen Hävernick und Hengstenberg und Stahls waren ihm Zeichen dafür. Aber „die rationelle Richtung ist zu weit und fest verzweigt, es soll ihnen nimmer gelingen!“ In einer Weise freute er sich sogar über den immer stärker werdenden geistigen Druck. „Laß sie nur die Seile recht fest anziehen, desto eher zerreißen sie“.¹ Schon sah er den Augenblick kommen, wo das ganze noch so feste Gebäude der absoluten Herrschaft zusammenbrechen werde. Wie sehr dieses tatsächlich schon innerlich zermürbt war, sieht man, wenn er ohne das Bewußtsein, etwas sonderlich Unerhörtes zu sagen, sich vernehmen läßt: „Man — die öffentliche Meinung — sähe nicht ungern ein gewaltames Moment auf einige Zeit hereinbrechen, damit Preußen wenigstens eine Verfassung erhält, wie andere deutsche Staaten sie haben“.² Aber sein Verfassungsverlangen geht doch nicht, wie man den obigen Satz deuten könnte, so weit, daß er das Konstitutionelle über das Nationale stellt. Arnold Ruge, der durch die Verfolgung der Censur gezwungen worden war, seine Hallischen Jahrbücher zunächst als deutsche Jahrbücher nach Sachsen zu verlegen, und der jetzt eben von Paris aus „deutsch-französische Jahrbücher“ erscheinen ließ, verunglimpfte in diesen Hefen sein Vaterland auf das Schamloseste. Gegen ihn findet auch Ahlmann scharfe Worte des Tadelns, ja des Abscheus.³

¹ An Valentiner. 11. 12. 42.

² An Valentiner, Konzept o. D. (1849).

³ An Valentiner 10. 3. 44.

⁴ An Kaufel 22. 3. 44.

In einen noch größeren Gegensatz geriet er zu einer anderen radikalen Gruppe in Berlin, deren Bekanntschaft er zuerst gesucht hatte.

Es gab in Berlin schon das, was man eine Partei nennen kann: eine Gemeinschaft von Männern zur Erreichung eines politischen Zieles. Und zwar war es die äußerste Linke, die sich in dieser Weise zusammenschloß — im Sommer des Jahres, als Ahlmann im Herbst nach Berlin kam. Er hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht versucht hätte, diesen Bund der „Freien“¹ kennen zu lernen. Durch Rutenberg, der sich jetzt in Berlin aufhielt, wurde er dort eingeführt. Das Haupt dieser „revolutionairen Partei“, wie Ahlmann sie nennt, war der gemäßregelte Bonner Theologe Bruno Bauer, auch wissenschaftlich einer der radikalsten seiner Zeit. Eben in dieser Zeit, im Wintersemester 42—43, erschien der zweite Band seines bibelkritischen Werkes über die Synoptiker. Ahlmann stand diesem Preise genau so kritisch gegenüber, wie seinen Professoren². Er konnte nicht leugnen, daß unter den „Freien“ verschiedene tüchtige und geistreiche Leute waren. Zu den „Freien“ gehörten außer dem erwähnten Rutenberg der Privatdozent Nauwerk, der Philosoph Max Stirner und andere mehr. Am meisten gefiel Ahlmann Bruno Bauer selbst, den er in diesem Preise nicht am Platze fand. Im übrigen aber stieß der Ton, der bei den Leuten herrschte, ihn ab. Sie verleugneten geflissentlich alles, was wie gute Sitte ausseh. „Sie verkommen in Schmutz und Unsittlichkeit,“ sagt er. Der Bruder Arnold Rugeß berichtet eine Episode, die bezeichnend für die Gesellschaft ist. Arnold Rugeß war in ihrem Kreise in der Kneipe. Er saß wortlos. Plötzlich aber sprang er auf und rief: „Ihr wollt frei sein und merkt nicht, daß ihr bis an die Ohren im Schlamm steckt. Mit Schweinereien befreit man keine Menschen und Völker!“ Ahlmann erzählt etwas ganz ähnliches und berichtet außerdem noch eine Reihe unflätiger, in aller Öffentlichkeit getaner Aussprüche der „Freien“³. Bei einem Feste zu Ehren

¹ Über die Freien: Treitschke a. a. O. 5, 233; A. Rugeß Briefe und Tagebücher Bd. 1. S. 286 Anm., S. 286, S. 290; Bruno Bauer: Vollständige Geschichte der Parteilämpfe in Deutschland während der Jahre 1842—46. Charlottenburg 1847.

² An Valentiner und an Kaufel 22. 3. 44.

³ a. a. O. S. 286.

⁴ An Valentiner und an Kaufel 22. 3. 44.

Hoffmanns von Fallersleben habe dieser schließlich das Wort ergriffen, um einen Toast auszubringen: „Deutschland frei, aber nicht durch Schweinehund!“

Mhlmann war mit dieser Gesellschaft schon lange fertig gewesen, als jener Vorfall sich ereignete; er war sogar ihr öffentlich erklärter und gehäßter Gegner geworden. Das war gekommen, als sie sich in sein Werk eindrängten, in den akademischen Leseverein.

Über sein Studium des politischen Lebens hatte er die studentische Gesellschaft nicht aus den Augen verloren. Er war hier nicht bei einer bloßen Ablehnung der Burschenschaften stehen geblieben. Vielmehr hatte er die Überzeugung gewonnen, daß eine Reformation der deutschen Studentenschaft kommen müsse. In einem kleinen Freundeskreise reifte der Entschluß, eine Gemeinschaft zu bilden, die nicht den Zwecken der Tagespolitik dienen dürfe, die vielmehr lediglich die Ausbildung des jungen Studenten zu gemeinsamem Streben für das Wohl des Ganzen zum Ziele haben müsse. Die geplante Vereinigung sollte also das bezwecken, was man heute staatsbürgerliche Erziehung nennt; insofern käme der Gedanke also dem heutigen „Verein deutscher Studenten“ nahe, wenngleich der Leseverein andererseits sich von „Verbindungen“ überhaupt grundsätzlich unterschied.

Mhlmann entwickelte Ende des Wintersemesters 42/43 — so stellt er den Beginn der ganzen Sache dar¹ — zunächst privatim dem Professor Trendelenburg seinen Plan, einen Verein von Studenten zu gründen, der in aller Öffentlichkeit und ohne die Exklusivität der Verbindungen eine möglichst große Zahl von Studenten zusammenfassen sollte, um sie zu bilden in Dingen, die über den Rahmen des Fachstudiums hinausgingen. Kunst, Literatur, theologische und philosophische Fragen, aber auch Politik — lediglich unterrichtend — sollten behandelt werden. Es waren dieselben Ziele und auch dieselbe Arbeitsweise wie die der damaligen Burschenschaften, wie etwa der Breslauer Burschenschaft, in der Laffalle in eben denselben Semestern mitwirkte². Nur war Mhlmanns

¹ An Kaufel 12. 7. 43. Grunholzer [„Heinrich Grunholzer. Lebensbild eines Republikaners.“ v. Traugott Koller] gibt S. 299 ff eine etwas abweichende Darstellung. Vergl. zur Geschichte des „Akademischen Lesevereins“: Lenz: Geschichte der königl. Fr.-B.-Universität Bd. 2, 2 S. 75; Barmhagen von Ense: Tagebücher; Bestrebungen und Leistungen Breslauer Publizisten. Breslau 1844. S. 253 ff.

² Vergl. die Laffalle-Biographie Oudenz.

geplanter Verein insofern anders, als er mit Erlaubnis der Universitätsbehörden tagen wollte. Der Plan setzte allerdings zuviel Einsicht bei den letzteren voraus, wie sich bald zeigen sollte.

Trendelenburg billigte das Vorhaben Ahlmanns, und daraufhin trat dieser mit mehreren ihm bekannten Kommilitonen zusammen, bei denen er Interesse für seine Pläne voraussetzte. Unter diesen befand sich ein Schweizer Grunholzer¹. Dieser junge Schweizer war ein Mensch von selten edlem und reinem Streben; das Empfinden dafür ist es gewesen, das Ahlmann so an ihn gefesselt hat. Er ist ihm von allen Berliner Freunden Ahlmann der liebste gewesen. Ihre Freundschaft hat die Semester ihres Zusammenseins weit überdauert². Wie man es vielfach hat, daß auf Deutschlands hohen Schulen sich Söhne der äußersten Enden des deutschen Sprachgebietes zu besonders enger Freundschaft zusammenfinden. Sie waren trotz des Idealismus, der sie beide beseele, der Charakteranlage nach eher Gegensätze. Der Schweizer ganz ins Philantropische gerichtet, ungewohnt und unbehaglich in dem robusten Treiben der Welt, Ahlmann doch immer auf eine praktische Wirkung ausgehend. Während seine gemeinnützigen Bestrebungen den Staatsbürger zum Ziele haben, er also von Anfang an Politiker gewesen ist, war für Grunholzer die politische Freiheit, die er an seiner Heimat ebenso schätzte, wie Ahlmann ihn darum beneidete, doch nur ein Mittel, um den Menschen zu bilden. Er ist der geborene Pädagoge und als solcher hat er sich in seinem Kreise Ruf und dankbare Anerkennung errungen.

Grunholzer griff Ahlmanns Plan lebhaft auf und nahm sich so feurig seiner an, daß er ihn später für seinen eigenen hielt³. Man zog nun neue andere Studenten hinzu, unter diesen auch den Landsmann Ahlmanns, Dr. Lorenzen. Es wurde ein Satzungsentwurf ausgearbeitet⁴. Man ließ ihn sogar auf eigene Kosten drucken und in 2000 Exemplaren verteilen. Durch Anschlag am schwarzen Brett wurde sodann zu einer Gründungsversammlung eingeladen. Rektor und Senat hatten ihre Einwilligung dazu erteilt.

¹ Biographie Grunholzers. S. 299 ff.

² Tagebuch Ahlmanns (Schweizerreise 1845); Grunholzer an Ahlmann (o. D.) 1863.

³ Vergl. die Biographie Grunholzers.

⁴ Druckschrift im Nachlaß.



Der Akademische Leseverein zu Berlin 1843.

1. Ahlmann. 2. Dr. Lorenzen. 3. Kriege. 4. Freiherr von Richthofen. 5. Becker.
6. Maurer. 7. Dr. Brantl. 8. Hansen, cd. theol. a. Norwegen. 9. Grunholzer. 10. Brinz.

An dreihundert Studenten waren der Einladung nachgekommen¹. Die Leitung der Verhandlungen lag in den Händen Ahlmanns. Es war ein großer Augenblick für ihn, als er das Podium bestieg, das erste Mal, daß er eine öffentliche Ansprache halten sollte. Gewaltig pochte ihm das Herz. Und in der Unruhe, die zuerst im Saal herrschte, konnte er sich zuerst kaum verständlich machen. Dann aber trat Ruhe ein. Schon das Äußere des breitschultrigen, reckenhaften Gefellen auf dem Rednerpulte fesselte und imponierte — eine Erscheinung war es, die die Berliner Studenten von nun an häufiger auf dem Podium sehen sollten. Als die erste Befangenheit gewichen war, redete er frischweg ohne Konzept. Das eigenartig prickelnde Gefühl durchströmte ihn, so viele Menschen durch die Kraft seiner Rede zu beherrschen. Er gab eine Darstellung der Grundsätze, die das Komitee bei seiner Arbeit geleitet hätten. Die weiteren Aufschlüsse über das Beabsichtigte gab dann Grunholzer. Es war im Saal eine Opposition vorhanden, die Ahlmann erwartet und die ihm als Verhandlungsleiter Sorge gemacht hatte. Indessen wurde er leicht mit ihr fertig. Der Widerspruch ging hauptsächlich von inkorporierten Studenten aus, die hier eine Konkurrenz befürchteten. Die Versammlung war trotzdem ein voller Erfolg für die Einberuher. Der Verein wurde gegründet, ein vorläufiger Vorstand gebildet und diesem die Statuten zur Feststellung der endgültigen Fassung übergeben. Der Vorstand ging jetzt frisch an die Arbeit. In diesem Sommersemester noch sollte das Schiff in den Hafen geführt werden. Die Sitzungen wurden durchgesehen, Vorbereitungen getroffen für die Abhaltung der Vortrags- und geselligen Abende, ein Raum wurde gemietet für die Einrichtung eines Lesesaales! Die Universitätsbehörden — es war das Rektoratsjahr Raumers — standen dem Unternehmen freundlich gegenüber. Eine ganze Anzahl Dozenten trat dem Verein bei, denn das war das Besondere an ihm, worauf Ahlmann immer wieder hinwies, daß er auch Lehrende aufnahm, so daß er eine Arbeitsgemeinschaft von Dozenten und Studenten darstellte. Alles war im besten Zuge. Ahlmanns persönliche Freunde schlossen sich dem Verein an, wenn sie irgend Neigung dazu hatten.

Umgekehrt wurden ihm durch den Verein Gleichgesinnte zugeführt, mit denen ihn, wie mit Eduard v. Mohl, dem Bruder des

¹ Das Folgende nach Briefkonzepten Ahlmanns.

damals schon berühmten Tübinger Nationalökonom, fernerhin innige Freundschaft verband.

Möglichlich wurde der Verein von dem Polizeiminister von Arnim verboten. Es war ein Schlag aus heiterem Himmel. Als Grund für die unerwartete Maßregel wurde angegeben, daß zwei Studenten in den Vorstand gewählt worden seien, die kürzlich das Consilium hatten unterschreiben müssen und daß zwei oppositionelle Zeitungen auf der Liste der auszulegenden Zeitungen standen. Diese Gründe waren wenig mehr als Vorwände. Die beiden mißliebigen Studenten, Schauenburg und Kriege¹, waren, weil man schon befürchtete, daß sie Anstoß erregen könnten, bereits vorher durch andere ersetzt. Die Zeitungen waren solche, wie Ahlmann richtig hervorhebt², die in Preußen unverboden waren, die also jeder lesen konnte. — Was in Wirklichkeit gegen den Verein sprach, war eben die Tatsache, daß die Studenten, wenn auch nur lernend, sich mit öffentlichen Angelegenheiten befassen wollten. Das war allerdings nach den Ansichten in Regierungskreisen schon äußerst gefährlich. Die Regierenden beurteilten die Zeit so verkehrt, daß sie glaubten, die Intelligenz ganz von der Beschäftigung mit dem Staat fern halten zu können. Sie sahen nicht, wie sie durch ihre Bemühungen in dieser Richtung nur erreichten, daß die Zahl ihrer Gegner ungeheuer wuchs. Ahlmann sah nun die Sache nicht von diesem Gesichtspunkt. Der Akademische Leseverein war und blieb für ihn eine studentische Angelegenheit. In wie weit er in ferner Zukunft auf politische Verhältnisse Einfluß haben würde, war eine Erwägung, die man seiner Ansicht nach aus dem Spiel lassen müsse. Er sah hier nicht die politische Freiheit angetastet, die ja auch nichts Greifbares war, sondern die akademische. Auf diese sich berufend unternahm die Vereinsleitung weitere Schritte. Aber die Hoffnung, daß die Universitätsbehörden, die durch die Polizei so sehr ins Unrecht gestellt waren, die Sache der Studenten zu der ihren machen könnten, erfüllte sich nicht. Vorstellungen beim Minister schienen gleichfalls aussichtslos³. Als letzten Versuch entwarf Ahlmann ein Immediatgesuch

¹ Über Kriege siehe unten Kriege an A. Ruge 30. 7. 49. Briefwechsels Ruges II, 109; Ahlmann an „?“ Konzept o. D. in den Papieren des Lesevereins im Nachlaß.

² Qu. u. Forschungen z. schlesw.-holst. Gesch. Bd. 4, S. 136.

³ Konzept zu einer Ansprache Ahlmanns an die Kommissionen.

an den König, um diesen von der Harmlosigkeit ihres Vorhabens zu überzeugen¹.

In diesem wenig aussichtsreichen Stadium befand sich die Angelegenheit am Schluß des Semesters. Ahlmann reiste in die Ferien, die er zu einer Reise durch den Harz, Thüringen und Sachsen benutzte. Von Dresden, wo er die Kunstschätze der Stadt eingehender studieren wollte, als es bei seinem ersten Besuch dort der Fall hatte sein können, wurde er indessen dringend nach Berlin zurückgerufen². Was er sah und erfuhr, war nicht erfreulich. Er sah sein Werk in die Hände von Schwarmgeistern gefallen. Die „Freien“ hatten sich der Sache bemächtigt, um den guten Agitationsstoff, den die Überängstlichkeit der Polizei ihnen bot, auszunutzen. Die Polizei sei dumm gewesen, fand Ahlmann, in diese interne studentische Angelegenheit sich einzumischen und sie zu einer politischen Aktion zu stempeln. Inzwischen hatten sich nämlich auch die Zeitungen der Sache angenommen. In lobendem und in tadelndem Sinne hatte die Presse durch ganz Deutschland das Vorgehen der Berliner Studenten und die Gegenhandlung der Behörden besprochen³. Zum größten Teil übertriebene Berichte, die ein ganz verzerrtes Bild der wirklichen Vorgänge boten. Sachlich aufklärende Gegenartikel, die unter andern auch Ahlmann schrieb, wurden nicht oder entstellt aufgenommen. Man beabsichtigte deshalb, die Geschichte des Vereins in einer Flugschrift verbreiten zu lassen. Indessen war noch kein Abschluß vorhanden, der einen solchen Rückblick gerechtfertigt hätte. Es fanden dauernd Versammlungen in Sachen des aufgelösten Lesevereins statt, an denen längst nicht mehr bloß Studenten teilnahmen. Der Ton der Redner wurde immer wilder, die Tendenz immer eindeutiger politisch und zugleich ausschweifender. Vergeblich suchte Ahlmann in den stärksten Worten zur Vernunft zu reden. Grunholzer hatte sich, fein empfindend, wie er war, ganz von der Sache zurückgezogen. Lorenzen war noch nicht aus den Ferien zurückgekehrt. Ahlmann allein war nicht imstande, die Massen zu bändigen. Es blieb nichts übrig, als „das Ding sich auslaufen zu lassen“⁴.

¹ Konzept im Nachlaß.

² An Th. Lehmann, Konzept o. D.

³ Vergl. Grunholzers Biographie S. 301; Konzept einer „Berichtigung“ Ahlmanns an die Eriersche Zeitung.

⁴ An Th. Lehmann 28. 12. 43.

Aus manchen Gründen war ihm diese Entwicklung der Dinge zuwider. Einmal wollte er ja gerade den Anschein vermeiden wissen, als ob die Studenten sich in die praktische Politik hineinmischten. Solange man streng in den Grenzen des studentischen, also des Gesellschlichen, blieb, war man — unangreifbar nicht (das war im Vormärz auch die gesellschlichste Sache nicht, wie eben das Verbot des Lesevereins gezeigt hatte) — aber doch in einer viel gesicherteren Position. Nun war ihm durch das Vorgehen der „Freien“ der Boden unter den Füßen entzogen, die Polizei war in ihrem Vorgehen gerechtfertigt worden. Aber außer diesem taktischen Gegensatz schied ihn von den Leuten um Bruno Bauer auch ein innerer. Er war politisch Demokrat, philosophisch und religiös stand er sehr weit links — aber aller Fanatismus, alle Schwärmerei war ihm verhaßt, ja ganz unverständlich. Bezeichnend vergleicht er in dieser Zeit das Verhalten der Linksradikalen mit dem des Bogels, der gegen das Leuchtfeuer fliegt und sich den Schädel einstößt¹. Zu solcher Unvernunft konnte ihn sein Idealismus, wie groß er auch war, nicht verleiten. Davor bewahrte ihn das Erbteil seines Stammes, das kühle Blut der Schleswig-Holsteiner.

Die Freien und die von ihnen irgeleiteten Elemente der Studenten und Philister waren inzwischen fleißig dabei, „sich die Köpfe einzustoßen“. In den Versammlungen, die oft von mehreren hundert Personen besucht waren, führten bald nur Kadaverbrüder das große Wort. Verschiedentlich wurden die Zusammenkünfte auch von der Polizei gesprengt — kurz, es gab Skandal über Skandal². Und allmählich zogen sich alle besseren Elemente zurück.

Darauf hatten Ahlmann und Lorenzen nur gewartet. Sie hatten ihre Pläne noch nicht aufgegeben, und der Akademische Leseverein hat nun noch eine Fortsetzung gefunden³, in der Lorenzen die Hauptrolle gespielt hat. Ahlmann ordnete sich ihm, dem Älteren, willig unter. Sie erreichten zunächst, daß eine große Anzahl der vernünftig denkenden Studenten sich um sie sammelten, mit denen sie ganz dasselbe auszuführen versuchten, was sie

¹ An Th. Lehmann 28. 12. 43.

² Aufzeichnung im Nachlaß.

³ Von dieser berichtet Treitschke a. a. O. nichts. Vergl. aber die Gesch. d. Berl. Universität a. a. O., wo jedoch der Zusammenhang der „Kranzchen“ mit dem Leseverein nicht klar hervortritt.

mit dem Leseverein gewollt hatten. Nur daß sie es jetzt nicht in der Form einer Vereinsgründung machten. Sie veranstalteten zwanglose Versammlungen der Studenten, in denen nach Art der Kränzchen der Burschenschaftler wissenschaftliche Themen, auch fachwissenschaftliche in einzelnen Sektionen, behandelt wurden. Ein Vortrag wurde gehalten und dieser hernach besprochen. Diese Abende erfreuten sich starker Beteiligung, hatten manchmal bis zu 400 Teilnehmern. Es konnte natürlich nicht lange dauern, bis wieder die Polizei aufmerksam wurde. Rechtlich aber hat sie offenbar keine Handhabe gehabt einzuschreiten, und die Versammlungen verliefen so ordentlich, alle Redner bemühten sich so sehr, sich in „den gesetzlichen Schranken“ zu halten, daß man keinen Grund finden konnte, gegen diese Aktion vorzugehen. Aber die Versammlungen wurden von Universitätsbedellen überwacht. Und jeder, der am Abend vorher etwas Polizeiwidriges gesprochen, wurde am anderen Tage vor den Universitätsrichter geladen. Daß deren Behörden sich zum Büttel der Polizei gebrauchen ließen, bietet kein erhebendes Bild, und man versteht angesichts dieser Zustände die Klage Ahlmanns über den Niedergang der akademischen Freiheit¹.

Allmählich wurde eine ganze Anzahl von Studenten, etwa 10—11, gemäßregelt. Auf diese Weise versuchte man sie mürbe zu machen und von ihrem Vorhaben abzubringen. Dr. Lorenzen erhielt das Confilium, verschiedene andere Parzer. Ahlmann selbst hütete sich, entsprechend seinem Grundsatz, peinlich, etwas zu tun und zu sagen, wodurch er Grund zum Vorgehen gegen sich gegeben hätte. So hat man ihm, obgleich er oft verhört wurde, nichts anhaben können. Zur Vorsicht mahnte ihn schon die Rücksicht auf seinen Vater, der ihn gebeten hatte, sich ja in Acht zu nehmen mit der Politik, denn er habe gehört, daß die Preußen in solchem Falle keine Umstände machen, sondern ihn gleich „beim Wickel nehmen“ würden².

Einmal wäre es aber doch fast soweit gewesen. Der schon erwähnte Nauwerck hatte für das Wintersemester 1843—44 eine Vorlesung über Politik angekündigt. Dies Kolleg wurde Mitte des Semesters auf Anordnung der Aufsichtsbehörde, d. i. des Ministers Eichhorn, geschlossen, „weil er destruktive Tendenzen zeige und sein

¹ An Valentiner. Konzept o. D. (Anf. W.-S. 43—44).

² Der Vater 6. 8. 43.

Vortrag nicht wissenschaftlich sei¹. Die Fakultät protestierte gegen das Vorgehen der Behörde in Wahrnehmung der akademischen Autonomie, vergeblich natürlich. Da trat Ahlmann auf den Plan. Er² brachte eine großes Aufsehen erweckende Demonstration zustande. Keine Demonstration für Nauwerck³. Ahlmann gab den Behörden in ihrem Urteil über den Wert des Kollegs völlig recht⁴. Die Kundgebung sollte auch keine Ovation für den Dozenten, erst recht nicht für die von ihm vorgetragenen Ansichten sein. Ahlmann versichert ausdrücklich⁵, sie sei gedacht gewesen als ein Protest gegen die Verletzung der akademischen Freiheit. Und es scheint als ob die Universitäts-Behörden sie auch so aufgefaßt haben, denn Ahlmann blieb ganz unbehelligt.

Um so auffälliger war das, weil die Polizei ihn seit seiner Tätigkeit im Lesevereine scharf im Auge hatte. Sie nahm nämlich diese Studentenhändel zum Anlaß, um eine richtige Demagogenverfolgung ins Werk zu setzen. Es hatten sich in anderen Universitätsstädten, vor allem Halle, auch Bewegungen unter den Studenten geltend gemacht, die ähnliche Tendenzen zeigten wie die Berliner. Sofort war man mit der Annahme bei der Hand, es handle sich um eine weitverzweigte Verschwörung. Ahlmann war der erste, den man im Verdacht hatte und bei dem man Haus-suchung machte. Er sollte das Haupt dieser hochverrätherischen Gesellschaft sein, deren Spuren man damals auch in Feuerbachs Schreibtisch zu entdecken hoffte, wie dieser in seinen Tagebüchern erzählt. Die Polizei behauptete, Beweise zu haben, daß Ahlmann Emiffäre nach anderen Universitäten gesandt habe. Aber in Wirklichkeit hatte man keine Beweise und konnte auch keine finden. Nicht einmal der Burschenschaft gehöre er an, beteuert Ahlmann, und er glaubte auch nicht, daß eine solche Verschwörung existiere,

¹ An Valentiner 10. 3. 44.

² An Kaufel 22. 3. 44.

³ Ahlmann hatte schon am Anfang des Semesters, als noch von einer Maßregelung Nauwercks nicht die Rede war, an Th. Lehmann geschrieben (8. 12. 44): „Nach meiner Meinung ist N's Wollen mehr zu bewundern als seine Kenntnisse in der Politik, die nicht weit her sind.“

⁴ An Valentiner 10. 3. 44.

An Kaufel 22. 3. 44.

Sein Urteil deckt sich völlig mit dem Treitschkes. Dieser ist also im Irrtum, wenn er a. a. O. meint, daß die Demonstration von Bewunderern Nauwercks veranstaltet worden sei.

⁵ An Kaufel 22. 3. 44.

anders als in der Phantasie der klugen Herren, die sich gewaltig blamiert hätten³. Wenn er ganz ehrlich gegen sich hätte sein wollen, hätte er hinzufügen müssen: und in seiner eigenen Phantasie; denn so war es allerdings: was die Behörden als bestehend annahmen, davon träumte Ahlmann: eine mächtige Bewegung unter der Studentenschaft ganz Deutschlands zu entfachen mit dem Zweck, die Studenten zu einem „allgemeinen Bewußtsein“ zu erziehen. „Aber unter der gesegneten Regierung Fr. W. IV. galten solche Bestrebungen bereits als staatsgefährlich und zum Hochverrath führend“ sagt Constantin Rößler in einem handschriftlichen Bericht⁴. Lorenzen hat sich diese Mitteilung in späteren Jahren offenbar von Rößler ausgebeten. Sie ist für uns deshalb von Interesse, weil sie Ahlmanns Ansicht, es besteht keine „Verschwörung“ vollauf bestätigt. Die damalige Hallenser Studentenbewegung, so ergibt sich nach der Darstellung Rößlers, der einer ihrer Führer war, ist ganz unabhängig von der Berliner und aus ganz intern-studentischen Ursachen hervorgegangen. „Die allgemeine Unruhe der Zeit,“ meint Rößler, „äußerte sich in diesen Erscheinungen.“ Zugleich aber gibt uns seine Aufzeichnung einen Fingerzeig, was wohl mit den Emiffären gemeint sein kann, die Ahlmann ausgesandt haben sollte: Karl Lorenzen war im Anfang des Wintersemesters 1843—44 in Halle gewesen und hatte dort Fühlung mit seinem Freunde Schwarz, gleichfalls einem Schleswig-Holsteiner, genommen, der in der Hallenser Bewegung der Hauptführer war. Aber ein Handeln nach gemeinsamen Grundsätzen, vor allem zur Erreichung politischer Ziele, war dadurch nicht erreicht worden, auch nicht beabsichtigt gewesen.

Es war allerdings damals nicht leicht für die Studenten, nicht in die politische Debatte hineingezogen zu werden. In einer anderen Sache ging es Ahlmann und Lorenzen so, ohne daß wenigstens der erstere es im geringsten beabsichtigte. Auch diese Begebenheit hat Treitschke in seiner deutschen Geschichte verzeichnet. Er erzählt, daß die Studenten den Gebrüdern Grimm einen Fackelzug darbrachten. Während der Reden vor Grimms Haus erschien plötzlich Hoffmann von Fallersleben, der kurz zuvor seines Amtes als Professor in Breslau enthoben war und nun als Barde

³ Ahlmann an Valentiner 10. 3. 44.

⁴ Aufzeichnung Constantin Rößlers im Nachlaß Dr. C. Lorenzens: „Über die Studentebewegungen in Berlin und Halle 1843“.

der Freiheit sich durch die deutschen Lande toastete, an dem Fenster eines Nachbarhauses. Natürlich entfiel nun ein großer Teil der studentischen Begeisterungskundgebungen auf ihn. Die Brüder Grimm fühlten sich bei dem peinlichen Aufsehen, das die Sache machte, bewogen, öffentlich zu erklären, daß sie um die Anwesenheit Hoffmanns nicht gewußt hätten, was ihnen auf Seiten der Demokraten natürlich als Servilität ausgelegt und stark verdacht wurde. Treitschke meint, daß die Anführer der Studenten mit Hoffmann die ganze Sache verabredet hätten, um eine politische Demonstration zu bewirken. Diese „Anführer“ aber sind Ahlmann und Lorenzen gewesen. Aus Ahlmanns Nachlaß (der sogar die Teilnehmerkarte zu dem Fackelzug aufbewahrt), wissen wir über Ahlmanns Absichten in dieser Angelegenheit genau Bescheid. Er zeigte bei dieser Gelegenheit sein Talent und seine Freude am Organisieren. Der Fackelzug kam nämlich — zum ersten Male war das der Fall! — zustande ohne Beteiligung der studentischen Korporationen. Darin lag für Ahlmann die Bedeutung dieses Unternehmens. Von einem Einvernehmen mit Hoffmann von Fallersleben findet sich auch in den Briefen an seine vertrautesten Freunde, z. B. Theodor Lehmann¹, keine Spur. Nur das unliebsame Aufsehen, das die Grimmsche Rechtfertigung in der fortschrittlichen Welt hervorrief, erwähnte er einmal².

Ahlmann fühlte sich nicht als Politiker, aber er wollte einer werden. Wie er seine Tätigkeit in der Berliner Studentenschaft aufgefaßt hat, davon legt eine Eintragung in das Stammbuch eines norwegischen Studenten Zeugnis ab: „. . . Du wirst in Deinem Vaterlande Deinem Volke leben, ich in meinem Vaterlande meinem Volke und wie wir in Berlin bei einem kleinen Unternehmen zusammen wirkten, so hoffe ich, werden wir uns auch in späteren Jahren bei jenem größeren Werke wiederfinden³.“

¹ Konzept o. D.

² An Kaufel 22. 3. 44.

³ Konzept zu einer Stammbucheintragung für cand. theol. Hansen aus Friedrichshall.

Vielleicht ist dieser Hansen der „junge Norweger“, der ein dänisches Guldigungsgebidt für die Brüder Grimm zu dem Fackelzug dichtete. Es zeigt das Gefühl der engen Bundesgenossenschaft zwischen der deutschen nationalen Jugend und den Scandinavisten ebenso deutlich, wie Ahlmanns Stammbucheintragung. Das Gedicht erschien mit einem andern deutschen, von den Studenten bei derselben Gelegenheit als Ständchen gesungenen in der „Rheinischen Zeitung“ 1843 Nr. 66.

Er hatte erst geschrieben: einem größeren Werke. Durch das „jenem“ wollte er die Beziehung auf die kommende Revolution noch deutlicher machen. Dies Stammbuchblatt und die kleine charakteristische Änderung zeigen deutlicher als manche lange Auseinandersetzung, wie fest und allgemein der Glaube an das baldige

Mens tyske Brødre af sit fulde Bryst
om Tysklands Pryd og Stolthed glade sjunge,
i Jubelsange blande sig en Røst
ifra en fremmed, men beslægted Tunge.
Kun klangløs er den — fattigt er dens Sprog —
ei kan den sig mod Himlen mægtigt svinge;
fra Hjertedybet gaæ de Toner dog,
og vil i Hjertesangen ei misklinge.

Alt hisset i min fjerne Fædreland
den grumske Navn jeg hørte hvid gjenlyde;
hvor Runen paa Tuiskons Sjkolderand
de Hædersbrødre vidste snild at tyde;
hvor de forstod med Aand at trylle frem
de dybe Toner ret fra Tysklands Hjerte;
hvor Oldhedsaande aabnede for dem
sin Tankeskraft, sin hemmelige Smerte.

Vi hørte det. Da klarnedes vort Blik;
vi syntes at det var vor egen Tanke,
thi som fra vores Bryst de Toner gik,
og underligt vort Hjerte maatte banke.
Vi følte grant, det var den samme Aand
der bæde hist i vore Klippedale,
den Aand, der nylig sprengte sine Baand
og vaagnet af sin lange Vinterdvale.

Som Ætlinger den kjendte Eder glad;
I førte jo dens Sag med Kraft og Varme.
Den Eders Daad skrev paa sit Mindeblad
og favned Eder huldt med Faderarme.
Da, da fra kjære Hjem I dreves bort
skramt og forfulgt af Døgnets hule Torden —
I fandt et Hjem vel bifold skjønt og stort:
det hele vide, dybe, rige Norden.

Saa tager, ædle Brødre, huldt imod
hvad fremmed, navnløs Yngling her mon kvæde.
Han takker Nornen, at den han tillod
i Eders Nærhed kun engang at træde.
Og naar han vandrer hist som Aandens Præst
— Dertil jo kaldtes alle Musasønner —
da skal med Fryd han mindes denne Fest
og slutte Eder i de varme Bønner.

Kommen der europäischen Freiheitsstunde schon in diesen Jahren war.

Tauchte Ahlmann so in seiner Berliner Zeit in das deutsche Wesen und den deutschen Kampf der Zeit ein, so ist andererseits in der Fremde gerade auch der Schleswig-Holsteiner in ihm geweckt worden. Darüber soll im Zusammenhange gesprochen werden. Nur soviel hier, daß das Bild seines Berliner Lebens, so vielgestaltig wir es schon kennen gelernt haben, doch erst seine Grundfarbe erhält durch den Schleswig-Holsteiner-Stammtisch und was damit zusammenhängt.

Ahlmanns Fachstudium hatte bei all diesen Bestrebungen natürlich nicht sehr gefördert werden können, zumal er auch noch seinen geistigen Horizont durch aufmerksames Studium der Literatur und der Kunst des Tages zu erweitern suchte. Das Theater zählte ihn auch in Berlin, wo Seydelmann wirkte und Debrient gastierte, zu seinen treuen Jüngern. Die Gemäldegalerien durchforschte er sogar systematisch, bei der ältesten Kunst anfangend. Auf dem Gebiet der Literatur schienen ihm die Veröffentlichungen „eines gewissen Heppel“ die meiste Beachtung zu verdienen. Daneben war er auch auf Vällen bei Professoren oder in Vereinen zu finden. Er beschreibt seiner Schwester Kathrine die Genüsse, die einen auf solchem Feste erwarteten, in lockenden Farben. Diese seine Lieblingschwester sollte er zu seinem tiefen Schmerze im Sommer 1843 verlieren. Als sie ihn mit ihrem Verlobten und den Eltern in Hamburg besuchten, hatte er wohl nicht geahnt, daß dies das letzte Mal sein sollte, daß er sie sah!

Es lag nicht in seinem Plan, noch länger in Berlin zu verweilen. So galt es denn Abschied zu nehmen von „der preußischen Metropole“, in der er anderthalb inhaltvolle Jahre verlebt hatte. Unzuführer wurde ihm das Scheiden von der Stadt nicht. Doch mag er seine Bude in der Mittelstraße 26, wo er bei braven Schneidersleuten die ganze Zeit gut aufgehoben war, ein ganz klein wenig wehmütig verlassen haben. Wenn er nämlich an die vielen schönen Stunden dachte, die er mit seinen beiden „Hausknochen“ und Landsleuten Knuth und Langenheim dort verlebt! An die abendlichen philosophischen Dispute nach dem gemeinsamen Tee, bei dem „das Brot, mit vaterländischer Butter beschmiert,“ noch einmal so gut hinunterglitt! An den ersten Weih-

¹ An Valentiner 30. 3. 43.

nachtsabend, den sie dort bei einer Gans gefeiert, wobei er sich mit Wehmut der Gravensteiner Weihnachten mit dem einfachen Langkohl erinnert hatte¹. Die zweite Weihnacht hatten die Schleswig-Holsteiner dann gemeinsam gefeiert. — Indessen ein Student ist nicht gestimmt, sich über das Gewesene allzu viele Gedanken zu machen, und Ahlmann war erst recht nicht sentimental veranlagt. Er zog frohgemut in das „andere Städtchen“; seine Gedanken wurden nicht einmal durch ein Mädchen nach der alten Wirkungsstätte zurückgezogen. Die Berliner Damenwelt hatte auf ihn keinen tiefen Eindruck gemacht. Sein Sinn stand nach anderen Dingen: er dachte an seine eigene und des Vaterlandes Zukunft.

IV.

Tübingen.

„Er geht nach Tübingen, um süddeutsche Politik zu studieren,“ schrieb Eduard von Mohl in einem Empfehlungsbrief, den er seinem Freunde Ahlmann nach Schwaben mitgab¹. Wenn jemand damals Politik am lebenden Objekt studieren wollte, so mußte er freilich nach Süddeutschland gehen, denn hier gab es im Gegensatz zu Preußen ein Verfassungsleben — auf der bescheidenen Grundlage des Artikels 13 der Bundesakte, das sich in einer, wenngleich beschränkten, Öffentlichkeit abspielte. Und aus der Ferne ließ sich damals nichts erkennen, geschweige denn studieren. Die Errungenschaften des Verkehrs und der Nachrichtenübermittlung, die heute uns die entferntesten Ereignisse und Zustände nahebringen, mußten die Menschen von damals entbehren. Aber durch die Notwendigkeit, an Ort und Stelle zu gehen, waren unsere Väter um eins reicher, was uns Heutigen mehr und mehr zu entschwinden droht: um die unmittelbare Wirkung der lebendigen Persönlichkeiten. Sie hatte Ahlmann schon in Berlin zu erfahren verlangt, sei es innerhalb der Dozentschaft der Univerſität, sei es in den Kreisen der Politiker und des geistigen Lebens außerhalb der Hochschule. Das wird in Tübingen nun noch viel deutlicher. Man kann geradezu sagen, er studierte die Dinge durch die Per-

¹ An Dr. Sid-Tübingen (im Nachlaß Ahlmanns).

fönlichkeiten. Das war gerade ein Hauptgrund gewesen, weshalb er nach der großen Universität eine kleine wählte: er empfand es als sehr störend, daß in Berlin der Rahmen zu weit gespannt war, als daß noch von einer persönlichen Anregung und einem persönlichen Umgang mit den Professoren die Rede sein konnte. In Tübingen hoffte er, es in dieser Hinsicht besser zu treffen. Und er ist da nicht enttäuscht worden. Und auch das öffentliche Leben Süddeutschlands hat er durch den Verkehr zwischen Mensch und Mensch kennen lernen dürfen. Die Bildung, die er so erlangte, war vielleicht nicht so abgerundet, wie die auf dem Buchstudium begründete, aber sie war dieser in anderer Weise überlegen.

Daß er von den süddeutschen Universitäten gerade Tübingen wählte, geschah mit Rücksicht auf sein Fachstudium. Die Nationalökonomie war dort glänzend vertreten. Tübingen war wohl die einzige Universität Deutschlands, die eine besondere Fakultät für diesen Studiengang, eine „staatswirtschaftliche“, aufwies. Diese Fakultät umfaßte sechs Lehrstühle, die mit bedeutenden Vertretern ihres Faches besetzt waren. Die Zahl der bei ihr eingeschriebenen Studenten betrug 150.

Am einem frühen Märzorgen 1844 verließ Ahlmann Berlin, die Stadt, der er im Grunde doch viel mehr verdankte, als er jetzt wahr haben wollte. Die Eisenbahn, „wie immer, die dritte Klasse“, brachte ihn bis Leipzig. Von da aus machte er den Weg auf Schusters Rappen, das Felleisen auf dem Rücken, so durch seine Reise ins Semester den Übergang zu neuen Verkehrsformen verdeutlichend, in dem seine Zeit sich befand. Um so schöner war die Wanderung, als er zugleich dem Frühling entgegenging. Als er von der Höhe des Hohenstaufen zum ersten Male das Neckartal überblickte, das ihm so lieb werden sollte, schaute er in den Frühling: grünende und blühende Bäume. Theodor Lehmann hatte ihm eine allerliebste Wohnung gemietet eben vor der Stadt, unmittelbar am Neckar, und mit einer herrlichen Aussicht längs des Tales.

Rasch hat Ahlmann sich in Tübingen eingelebt. Er war im Grunde kein für die Großstadt veranlagter Mensch. In Hamburg hatte er während der Zeit, wo er im Innern der Stadt wohnte, sich durch reichliche Ausflüge in die schöne Umgebung zu beiden Seiten der Elbe in Berührung mit der Natur gehalten. Berlin dagegen konnte ihm diese Erholung nicht bieten. Eine Wande-

zung in der Umgebung der Stadt hatte ihm so wenig gefallen, daß es ihn nach einer Wiederholung nicht gelüstete. Die Schönheiten der Mark waren ihm nicht aufgegangen. Er wußte seiner Schwester die Landschaft nicht besser zu kennzeichnen, als wenn er sie mit der Gegend von Handewitt verglich¹. Da labte er sich nun in der herrlichen Neckargegend an der „frischen, reinen und schönen“ Natur. Die wechselnde Gestaltung und anmutige Mannigfaltigkeit der Landschaft entsprach seinem Wesen. Tag um Tag war er unterwegs und immer neue Schönheiten entdeckte er.

Aber nicht nur geographisch war er im neuen Semester in eine andere Umgebung verpflanzt. Berlin lag auch als *Lebensabschnitt* hinter ihm. Im Herbst schon sprach er von „Berlin mit seinen Wizen“, die „allmählich schal“ würden². In der Tat war sein Lebensinhalt in Tübingen ein ganz anderer geworden. Er lebte nicht mehr in dem Mikrokosmos des Studentenstaates. Freilich hat er einem Verein „Walhalla“ nahegestanden; aber die Verbindung mit dieser Vereinigung hat jedenfalls über die Tübinger Zeit nicht hinausgereicht. Sein Ehrgeiz, ein Erneuerer des deutschen Studententums zu werden, ist verfliegen. Mühl und gelassen bemüht er sich, allen Bestrebungen der Art gegenüberzustellen. Zu den Bemühungen, eine Regelung der Ehrenangelegenheiten herbeizuführen, bemerkt er resigniert: „Die Studenten wollen immer etwas, aber sie bringen es zu nichts!“ Eine andere Bemerkung: „Die Studenten sehen nicht über ihr Bier hinaus“³ ist nicht mehr im Ton des Eiferers gesprochen, sondern gelassen feststellend. Er war rasch über das studentische Wesen hinausgewachsen. Auch die Philosophie mußte jetzt zurücktreten vor dem seine ganze Kraft und Zeit in Anspruch nehmenden Studium seines Faches. Sein Vater, der im vorigen Winter aus Anlaß seiner agitatorischen Tätigkeit geraten hatte, „das zu passen, für das Du Dich bestimmt hast“, konnte jetzt zufrieden mit ihm sein.

¹ An Kathrine A. 31. 3. 43.

² An J. J. Hanßen. 15. 9. 44.

³ Tagebuch. Über die Walhalla. S. Eifert u. Klüfel: Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen, Tübingen 1849. Es handelt sich um eine Burschenschaft, die in den 40er Jahren aus der Verschmelzung zweier anderer Burschenschaften hervorgegangen ist.

⁴ An August Gärtner. Jan. 46.

⁵ An Moritz Mohl. 25. 6. 45.

Die Vorbedingungen dafür, daß er das Studium in seiner persönlichen Weise anpacken könnte, waren in Tübingen die denkbar besten. Durch seine Bekanntschaft mit Eduard von Mohl war er sogleich bei Robert von Mohl eingeführt, dem bedeutenden württembergischen Staatsrechtslehrer, dessentwegen er recht eigentlich nach Tübingen gegangen war. So sehr er Mohl verehrte und dauernd als Menschen und Wissenschaftler geschätzt hat, so trat er mit einem anderen seiner Lehrer, Professor Brunz, von Herkunft Schleswig-Holsteiner, in noch viel engeren, geradezu freundschaftlichen Verkehr, wie dessen Briefe beweisen, wie man auch aus einer Notiz sehen kann, mit der er Ahlmann das gezahlte Kolleggeld zurückschickt: „Sie unter meinen Zuhörern zu sehen, ist mir eine Ehre!“ Auch dem Statistiker Fallati wurde er gut bekannt. In seinem Studium hielt er sich, so sehr ihn auch der abstrakte Teil seiner Wissenschaft, die Staatsphilosophie, locken mochte, zunächst zur National-Ökonomie. „Encyclopädie der Staatswissenschaft“ und „Polizeiwissenschaft“ waren neben einer Vorlesung über den Zollverein seine ersten Hauptkollegs. Das Schwergewicht seiner Arbeit lag aber in seinen privaten Studien, die er mit Eifer betrieb, um die beiden ersten medizinischen Semester einzuholen. Die Veröffentlichung von Nebenius über den Zollverein, Schriften Georg Hanffens, Lehrbücher der National-Ökonomie, namentlich die des Heidelberger Professors Rau, beschäftigten ihn und nehmen seine Zeit voll in Anspruch. Mit den Kommilitonen, vornehmlich den jüngeren unter ihnen, hatte er kaum Umgang. Bei „Hanns Carl“, der beliebten Studentenkneipe, trank er nur gelegentlich seinen Schoppen. Dagegen tagte in der „Post“ eine kleine, aber auserlesene Kunde. Er hatte da seinen Mittagstisch. Freilich, wenn er später feststellte, er habe in jedem seiner drei Tübinger Semester nur je einen Menschen gehabt, mit dem er verkehrt habe¹, so übertrieb er. Vor allem einen vergaß er dann: den Sohn des Stuttgarter Stadtdirektors und Neffen des württembergischen Finanzministers August Gärtner, der ihm während seines Tübinger Aufenthalts und darüber hinaus in herzlicher Freundschaft zugetan war. Ahlmann ist durch diese Bekanntschaft in die Kreise der höheren Beamtenerschaft eingeführt worden, und er hat das nicht nur ausgenutzt, um in den Familien der Gärtners

¹ 4. 2. 45.

² An Gram. November 1845.

angenehme Tage zu verleben und Feste zu feiern, sondern auch um sich einen Einblick in die Verwaltung zu verschaffen. Das war eine Art zu lernen, die ihm besonders zusagte.

So verwandte er auch die Sommerferien zu einer Reise durch das schwäbische Land, die er unter den Gesichtspunkt des Lernens stellte. „Exkursionen zu Studienzwecken“ — von der Universität veranstaltet — gab es damals noch nicht. Ahlmann aber sagte sein Sinn für das Gegenständliche, daß das Bücher- und Hörsaalkstudium nicht fruchtbar werden könne, wenn es nicht in Beziehung gesetzt werde zu der lebenden Wirklichkeit. Er durchstreifte also das Land nicht bloß als Naturschwärmer. Der Volkswirt in ihm hatte fast noch mehr Vorteil von diesen Ferien. Schon die Umgebung Tübingens bot dem aufmerksamen Beobachter viel Interessantes. Wenn es auch nur die Kirchweih in Lustnau ist, so weiß er ihr eine wirtschaftlich bedeutsame Seite abzugewinnen¹. Reutlingen, um nur einiges anzuführen, machte mit seinen Gerbereien und Leimsiedereien ihm den Unterschied zwischen dem wirtschaftlichen Habitus einer solchen Stadt des Südens und dem der norddeutschen Städte klar. An einer anderen Stelle, nahe Teinach, bot sich ihm ein nur zu gutes Anschauungsmaterial zu dem Thema: Retinismus. — Den Abschluß der Sommerreise bildete Stuttgart.

Im Winter erst, als er bei Volz Technologie hörte, hatte er den vollen Nutzen von dem, was er alles gesehen. Der Gegensatz zwischen seiner Heimat und den Gebieten, die er durchwandert hatte, wurde ihm immer deutlicher. In den Herzogtümern stand das Gewerbe weit hinter der Landwirtschaft zurück. Verglich er dann noch mit beidem den wirtschaftlichen Zustand Belgiens, wie er ihn auf einer Reise von Hamburg kennen gelernt, so waren ihm die Stufen der Entwicklung, wie sie List lehrte, an Beispielen einleuchtend. Zugleich damit die Überzeugung, daß der rein agrarische Zustand Norddeutschlands eine Stufe wirtschaftlicher Entwicklung sei, die überwunden werden müsse, indem man gewerbliches Leben dorthin verpflanze. In diesem Zusammenhange erschien ihm nun auch die politische höhere Entwicklung des Südens verständlich: sie war eben abhängig von dem wirtschaftlichen Fortschritt.

Hier ist nun der Punkt, wo seine beiden Ziele sich vereinigten, das Fachstudium und sein Anteil an der Entwick-

¹ Tagebuch.

lung des politischen Lebens. Deswegen war ihm gerade das Studium der Volkswirtschaft so angemessen, weil er hier die wissenschaftliche Erkenntnis sogleich umsetzen konnte in praktische Wirksamkeit. Immer noch hatte er das Ziel vor Augen, das er in Berlin sich gesteckt sah: seinem Vaterlande Schleswig-Holstein dormalseinst zu dienen¹. Zielbewußter sogar arbeitet er jetzt darauf hin, trotzdem ihn gerade die Tübinger Zeit davon fortzuführen scheint. Er verwuchs überraschend schnell mit den süddeutschen Verhältnissen. Er lebte sich so sehr in den ganzen Lebenskreis der Tübinger Professorenschaft ein, daß er auf Augenblicke der Heimat verloren zu gehen schien. Seine Lehrer, die bald seine Fähigkeiten und sein Streben erkannt hatten, die ihm auch ihre Häuser zu geselligem Verkehr öffneten, machten ihm immer festere Hoffnung, daß er, wenn er als Dozent dauernd in Tübingen bleiben wolle, dort auf mancherlei Unterstützung rechnen könne. Eine Studentenfreundschaft, die er in Tübingen machte, führte ihn weiter in die Professorentreise hinein. Es war der junge Hermann Dahlmann, des Bonner Professors Sohn, mit dem er dauernd in Freundschaft verbunden blieb. Am engsten aber schloß er sich nächst Bruns an die Familie Mohl an. Er wurde noch fester an sie gefesselt durch die erschütternde Tragödie im Mohlschen Hause, die er in diesem Semester miterleben mußte.

Die Mohls waren vier Brüder, deren bekanntester damals und später der Staatsrechtslehrer Robert von Mohl gewesen ist. Ein zweiter Bruder, Moriz von Mohl², damals mit dem Titel eines Obersteuerrates ausgestattet, hatte viele Reisen ins Ausland, namentlich nach Westeuropa unternommen und sich eingehende Kenntnisse auf dem Gebiet der Volkswirtschaft erworben. Er war ein Mann der Polemik. Seine Überzeugungen als Volkswirt, die er ebenso sehr wissenschaftlich zu begründen als durch praktische Beispiele zu belegen verstand, erregten bei vielen der Zeitgenossen Widerspruch. Die Maßnahmen der Regierung griff er in vielen zum Teil mit leidenschaftlicher Wärme geschriebenen Zeitungsartikeln an. Namentlich der „Beobachter“ war sein Organ. Mit seinem Bruder Robert stimmte er nicht immer überein. Das war besonders der Fall in der Zollfrage. Moriz

¹ An den Vater. Konz. o. D.

² Über die Moriz Mohl siehe die „Lebenserinnerungen Robert von Mohls“. Leipzig 1902, Bd. 1, S. 38 ff.

Mohl war ein überzeugter Anhänger des Zollschutzes, eine Ansicht, die sein Bruder in seinen Lebenserinnerungen eine Marotte nennt¹, die aber doch in der wirtschaftlichen Entwicklung Süddeutschlands wohl begründet war. Nur daß den reinen Theoretikern der liberalen Doktrin diese Erkenntnis noch nicht aufgegangen war. Er hat, wie Robert v. Mohl, dem Frankfurter Parlament angehört². Ahlmann hat Moriz v. Mohl vielleicht mehr, auch an positiven Kenntnissen, zu verdanken, als manchem Kolleg³. Ihr Verkehr war keineswegs zu Ende, als er wieder in seine nordische Heimat zurückkehrte. Ein ziemlich reger Briefwechsel erstreckte sich auf wissenschaftliche und wirtschaftliche Zeitfragen.

Ahlmann war zuerst bekannt geworden mit dem jüngsten der Brüder, Eduard von Mohl⁴, der damals noch studierte. In Berlin waren sie durch den Leseverein zusammengeführt worden. Dem geistig regsamen und ungewöhnlich begabten jungen Mohl sagte der Gedanke, die Studentenschaft Deutschlands mit neuen Idealen zu erfüllen, sehr zu. Berührte er sich doch mit dem, was ihn beschäftigte und woran er schließlich zugrunde gehen sollte. Der merkwürdig gärende und widerspruchsvolle Charakter der Zeit in allen Gebieten des Lebens konnte wohl keinem denkenden Menschen verborgen bleiben. Wenige hat das Zwiespältige doch so bedrückt wie den jungen Mohl. Er fühlte die Fähigkeit in sich, oder doch wenigstens die nötige Einsicht, auf einem Gebiete der Menschheit über jenen Zustand hinwegzuhelfen: er wollte Philosophie und Religion miteinander versöhnen. Während er mit seinen Kommilitonen vergnügt war, ahnten die meisten von ihnen nicht, welche gigantischen Pläne dieser Mensch in seinem Kopfe wälzte. Ein philosophisches System wollte er aufbauen, das die bisherigen Ergebnisse der Kultur, soweit sie wertvoll waren, in sich einschließen und zugleich den Weg bahnen sollte, auf dem die Menschheit weiter schreiten könne. Aber als es sich nun darum handelte, die Kraft, die er in seinem Geiste fühlte, nach außen zur Geltung zu bringen, da versagte ihm, so hat er es wenigstens in seinen letzten Briefen⁵ mitgeteilt, die körperliche Kraft: Mit ruhi-

¹ Lebenserinnerungen. Bd. 1, S. 44.

² Am bekanntesten ist Moriz v. Mohl durch sein Auftreten im Zollparlament 1869.

³ Siehe die zahlreichen Briefe Moriz Mohls im Nachlaß Ahlmanns.

⁴ f. v. S. 51. Über E. Mohl s. Lebenserinnerungen R. Mohls. Bd. 1, S. 29 f.

⁵ An L. Frauer und Maurer. Abschriften im Nachlaß.

ger Überlegung machte er dem Leben ein Ende, das für ihn und für die Menschheit wertlos geworden sei.

Niemand hatte etwas Derartiges vermutet. Um so niederschmetternder war die Wirkung der Nachricht, die Ahlmann in des Freundes Wohnung rief, wo er ihn als Leiche wiederfand'. Briefe Mohls an die gemeinsamen Freunde L. Frauer und Maurer gaben die Erklärung der traurigen Tat. Ahlmann war bis ins Innerste getroffen; nun Eduard Mohl tot war, merkte er erst, was er an ihm verloren. Die Worte, die er dem Freunde ins Grab nachrief, kamen aus tiefster Seele. Diese Grabrede war es, durch die Moriz von Mohl auf Ahlmann aufmerksam wurde². Und wenn er so auch einen Menschen als Freund gewonnen, der ihm, wie wir sahen, wertvoll war, so konnte ihm doch nichts den Verlorenen ersetzen. Ein heftiges „Nervenfieber“, in das er einige Wochen später fiel, ist wohl noch zum Teil eine Folge der gewaltigen Gemütserschütterung, die ihn betroffen hatte.

Langsam nur erholte er sich von seiner Krankheit, deren Nachwehen er mit äußerster Willensanspannung niederkämpfte. Er wollte am Ende des Sommer-Semesters sein Doktorexamen machen.

Er hatte jetzt einen festen Plan für die Zukunft gefaßt. Er hielt die Laufbahn des Hochschullehrers für die seinen Gaben und Neigungen entsprechendste, wenn er sich gleich klar darüber war, daß er dabei an materiellem Erfolge hinter seinen Brüdern zurückstehen werde. Dieser Plan, sich zu habilitieren, hatte erst in Tübingen scharfe Umrisse erhalten. Angesichts der Unterstützung durch die Tübinger Professorenschaft konnte er damit rechnen, daß ihm die Laufbahn hier, soweit wie es möglich war, geebnet werden würde. Tübingen hatte außer diesen Vorzügen auch den vor Kiel voraus, daß Ahlmann hier mit mehr Zuhörern rechnen konnte, unter günstigen Verhältnissen mit so vielen, daß die Kollegelder pekuniär ins Gewicht fielen. Und dann noch eines, daß er nämlich als Tübinger Privatdozent — und als Tübinger Doktor — viel leichter Aussicht haben werde, eine Professur zu erhalten; denn der Kieler Doktor sei sehr wenig angesehen in der wissenschaftlichen Welt, schreibt er seinem Vater, um dessen Zustimmung zu seinen Plänen zu erhalten³. Der wichtigste Grund für ihn, sein

¹ Tagebuch.

² M. v. Mohl. 1. 3. 45.

³ Mai 1845.

Examen in Tübingen zu machen und dort seine Laufbahn zu beginnen, war selbstverständlich der, daß er dort so viele Freunde und Gönner hatte, die ihm den schwierigen Anfang erleichtern konnten. Dauern dort zu bleiben, daran hatte er wohl nie gedacht. Insofern war sein Ziel, das er sich in Berlin gesteckt hatte, dasselbe geblieben. Seine Lebensarbeit sollte schließlich seinem engeren Vaterlande dienen. Diese ihm selbstverständliche Voraussetzung seines ganzen Lebens und Lernens vertrug sich sehr gut mit seiner Begeisterung für Deutschlands freiheitliche Entwicklung und beides auch mit dem bei ihm sehr lebendigen Bewußtsein, daß er als Mensch der Menschheit zu dienen verpflichtet sei. Immer war ihm der Gedanke gegenwärtig, daß er nicht um seiner selbst willen da sei, sondern daß er eine Aufgabe zu lösen habe. Die Arbeit für das kleine Land, für das größere Volk und für die ganze große Menschheit fiel diesen Menschen des Vormärz noch durchaus zusammen. Weltbürgertum und Nationalismus förderte in ihren Augen eins das andere. Und Ahlmann im besonderen läßt diese Mischung von hohem, weitfliegender Idealismus und praktischer Bodenständigkeit deutlich erkennen. Wenn er der „Menschheit dienen“ wollte, so wollte er das in dem Kreise, in den er hineingeboren war: in Schleswig-Holstein.

Seine Dissertation beschäftigte sich denn auch mit schleswig-holsteinischen Verhältnissen. Sie hatte eine Beurteilung des den schleswigschen und holsteinschen Ständen damals zur Beratung vorgelegten Entwurfes einer Gewerbeordnung zum Gegenstande. Durch seinen Verkehr mit Moritz Mohl war er wohl dazu gekommen, diesem Thema seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eben in demselben Jahre 1845 erschien des letzteren Buch: „Aus den gewerbwissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise nach Frankreich“, in dem unter anderem auch scharf gegen den Zunftzwang, als dem gewerblichen Aufschwung eines Landes im Wege stehend, zu Felde gezogen wurde. Diese Ansichten werden auf Ahlmann einen um so tieferen Eindruck gemacht haben, als sie nicht von einem eingeschworenen Anhänger der liberalen Doktrin geäußert wurden, sondern von einem, der zu der Schule des großen Schotten vielfach in recht schroffem Widerspruch stand, der seine Anschauungen bewußt auf praktische Beobachtungen gründete. Denn Ahlmann, obgleich selbst — natürlich, könnte man fast sagen — den liberalen Theorie durchaus folgend, hatte gerade auf diesem Gebiete doch instinktiv Bedenken, die Hegelsche Denkweise ohne weiteres zu

seiner eigenen zu machen, daß nämlich Tatsache und wissenschaftlicher Begriff stets in Einklang zu bringen seien. Um so wertvoller war ihm die Stellungnahme Moritz Mohls, die es ihm für diesen Fall erleichterte, der Hegelschen Forderung nachzukommen.

Es handelte sich bei der Vorlage der Kopenhagener Regierung um einen Versuch, die unklaren Verhältnisse, unter denen das Handwerk der Herzogtümer damals zu leiden hatte, auf eine Norm zu bringen. Die Regierung schlug zu dem Zwecke gesetzliche Bestimmungen vor¹, die nicht etwa die Gewerbefreiheit einführten, die aber doch die tatsächlich schon bestehenden vielfachen Durchbrechungen des Zunftzwanges — besonders des Privilegs der Stadthandwerker — gesetzlich machten. Durch die Verhandlungen der Ständeversammlungen, besonders der Skehoer, erfuhr der Regierungsentwurf noch charakteristische Änderungen in konservativem Sinne².

Dem jungen Nationalökonom, der im Geiste Adam Smith's wissenschaftlich groß geworden war und der dazu auch von der Seite der Praxis auf die Richtigkeit der Theorie der „non interference“ auf diesem Gebiete hingewiesen war, konnte schon die Absicht der Regierung, hier gesetzgeberisch regelnd einzugreifen, nicht gefallen. Mehr noch durch die Behandlung der Vorlage seitens der Ständekammern mußte er zu der Feststellung kommen, daß das Eingreifen des Staates hier einer in günstigem Fluß befindlichen Entwicklung neue Fesseln aufzwingen wolle. — Die Arbeit Ahlmanns ist nie gedruckt worden. Er hielt sie selbst nicht für druckreif und glaubte auch nicht, sie in Tübingen zum Abschluß bringen zu können. Daß er trotzdem zum Examen zugelassen wurde und promovieren konnte, ist ein Zeugnis für die günstige Meinung seiner Lehrer über ihn. Das Dokorexamen in Tübingen war wirklich ein „rigorosum“. Vier Klausuren, je 5 Stunden, waren zu schreiben: Beantwortungen von Fragen aus dem allgemeinen Staatsrecht, dem Bundesrecht, Verwaltungsrecht, der National-Ökonomie, Wirtschaftspolizei und der Finanzwissenschaft. Das mündliche Examen dauerte anderthalb Stunden. Am meisten aber hangte ihm vor der öffentlichen Disputation, die in Tübin-

¹ Verhandlungen der Schlesw. u. holst. Ständeversammlung von 1844 und 46. — Vergl. weiter Hähnßen: Die Entwicklung des ländlichen Handwerks in Schleswig-Holstein. (Qu. u. Forsch. zur Gesch. Schlesw.-Holst. Bd. 9) S. 96 f.

² An den Vater. Mai und Juli 1845.

gen damals, wie er schreibt¹, noch nicht zu einer bloßen Formalität herabgedrückt war. Aber sie wurde zu einer Auszeichnung für ihn. Es sei wohl üblich, sagte Robert von Mohl als Präses der feierlichen Verhandlung, daß der Dozent die Thesen stelle und sie dann zur Hauptsache selber verteidige. Das sei heute nicht nötig; denn Herr Ahlmann sei gerade der Mann, seine eigenen Thesen selbst zu verteidigen. Auch im weiteren Verlauf des festlichen, im ganzen Pompe akademischer Feierlichkeiten eingehenden Aktes erfolgte manches schmeichelhafte Wort der Anerkennung für Ahlmann. Fallati sagte am Schlusse, er sei mehr des Doktoranden Freund als sein Lehrer gewesen und lobte die Energie seines Willens, die aus einer Humanität der Gesinnung erwachse, die ihm zur Ehre gereiche.

So durfte denn Ahlmann aus der Prüfung das Fazit ziehen, daß man ihm seinen Fleiß und seine Fähigkeiten bezeugt habe, und froh konnte er sich am Abend des harten Tages den Freuden des Doktorschmauses hingeben, den R. v. Mohl ihm in seinem Hause gab.

Wir haben in unserer Schilderung der Tübinger Zeit ganz Ahlmanns Absicht aus den Augen verloren, süddeutsche Politik zu studieren. Nicht so er selbst. Er hatte jede Gelegenheit benutzt, auch hierin weiterzukommen. Zunächst hatte er sich bemüht, seinen politischen Anschauungen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Staatsrecht und Staatsphilosophie hatte er gerade auch unter diesem Gesichtspunkt, nicht bloß im Hinblick auf sein Examen getrieben. Auf diesem Gebiet konnte er seinen philosophischen Neigungen weiter nachgehen, ohne doch den Zusammenhang mit der Welt der wirklichen Dinge zu verlieren.

Er war und blieb Hegelianer. Der allgewaltige Einfluß der Hegelschen Lehre bewirkte eine gewisse Gleichförmigkeit des Denkens auch bei denen, die Philosophie wesentlich als angewandte Wissenschaft betrieben: die Politiker der Hegelschen Schule kennzeichnet gemeinhin die schon oben angedeutete Neigung, die Postulate der abstrakten Denkkunst durchaus in der Wirklichkeit herbeiführen zu wollen. Aber doch, wie verschieden sind diese selben Gedankengänge gefärbt durch die verschiedene Abstammung und Lebenserfahrung und die von ihnen beeinflusste Verschiedenheit der Charaktere bei den einzelnen Politikern jener Zeit!

¹ An den Vater Juli 45.

Ahlmann hatte in Berlin Rousseau gelesen¹. Die naturrechtlichen Gedankengänge bildeten auch fernerhin die Grundlage seiner Anschauungen über staatliche Dinge. Dabei ist es aber bemerkenswert, daß er die Lehre von den zwei Verträgen bei der Entstehung des Staates, dem Gesellschafts- und dem Herrschaftsvertrag, ablehnt². Einen vorstaatlichen Zustand kann er sich nicht denken: „Mit dem Selbstbewußtsein entstand der Staat. Der Urstaat läßt sich nicht weiter begründen. Außerdem macht er aber die wichtige Einschränkung: Man dürfe den Herrschaftsvertrag nicht als zu irgend einer Zeit wirklich geschlossen ansehen, nur von der Idee eines Vertrages“ dürfe man reden. An der praktischen Wirksamkeit des, wenn auch nur gedachten, Vertrages zwischen Herrscher und Volk änderte das allerdings für ihn nichts. Der Fürst befand sich in seiner Stellung, als ob er auf Grund eines Vertrages dahin gelangt sei. Das Recht der Bestimmung in den Angelegenheiten des Staates hatte unveräußerlich das Volk, das souveräne Volk. — „über Staatsrecht und über das Recht der Staatenregierung wechselten wir oft Gedanken und fanden uns selten uneinig.“

Dies schrieb er später, 1852, an seinen damaligen Freund aus der Tübinger Zeit — den dritten nach Dahlmann und Mohl, den Dänen Gram. Der Vierte im Bunde war Dr. Meier, der später sich als Orientalist einen Namen gemacht hat. Auch Ed. Zeller, damals Privatdozent, fand sich gelegentlich mit ihnen zusammen. Diese Gespräche im vertrauten Freundeskreise bei einer Flasche Wein oder auf den stundenlangen Spaziergängen waren für Ahlmann eine notwendige Ergänzung seiner privaten Studien. Wie er denn stets gern „gelegentlich“ lernte, einerlei ob von Professoren, Verwaltungsbeamten oder Studenten. Der Umgang mit seinen Freunden war ihm aber auch deshalb wertvoll, weil für ihn aus Rede und Gegenrede sich erst die richtige Ansicht aufbauen konnte.

Man war jung in diesem Kreise. Jung und kritisch, ohne jedoch überradikal zu sein. Immerhin aber waren davon alle fest überzeugt, daß allein im Repräsentativ-System und Nationalitätsprinzip das Heil der Menschheit liege³. Auch jetzt noch fühlte

¹ Auszüge Ahlmanns in Nachlaß.

² Thesen zur Disputation. Konzepte zur Klausurarbeit.

³ An Gram o. D. 1851.

⁴ An Gram o. D.

sich Ahlmann, wie in Berlin, im Dienst dieser Idee: der Befreiung der Völker von dem Druck, der ihre materielle und kulturelle Entwicklung hemmte. Seine berufliche Lebensarbeit und seine politischen Flossen zusammen in ein großes Ziel. Die erstere konnte erst Erfolg haben, wenn endlich der Tag gekommen sei, auf den sie alle warteten. Für alle drei Freunde ist die Stunde der Freiheit in der Tat von entscheidender Bedeutung geworden. Meier eröffnete das Jahr 1848 endlich den Zugang zur Professur, den ihm die Freundschaft Baur's bis dahin versperrt hatte. Ahlmann sollte eben dasselbe Jahr aus der akademischen Laufbahn hinausgeschleudern. Gram hat das Jahr ganz von seinen Freunden getrennt, und seine damalige Hoffnung auf eine „treue Brüderschaft Scandinaviens und Deutschlands im Kampfe gegen Russen und Tyrannen“ hat sich nicht verwirklicht. Aber all das lag noch im Schoß der Zeit verborgen. Noch lebte und strebte alles zusammen für Freiheit und Licht, verbunden durch den gemeinsamen Widerstand gegen die dunklen Mächte der Restauration.

Einen ganz anderen Charakter als in Berlin trug diese Opposition hier in Süddeutschland. Ahlmann fand durchaus bestätigt, was ihm Eduard Mohl und die anderen süddeutschen Freunde, Frauer und Maurer darüber gesagt hatten. Das Treiben der Berliner „Freien“ kam ihm nun erst recht hohl und phrasenselig vor. Hier im Süden wurde schon wirkliche Arbeit geleistet, es herrschte etwas wie konstitutionelles Leben. Gerade Württemberg war ja berühmt wegen seines jahrzehntelangen Kampfes um seine landständischen Rechte. Und in Tübingen lebte der Mann, der als Verfechter dieses guten alten Rechts in Deutschland ebenso berühmt war, wie als Dichter: Ludwig Uhland. Uhland wohnte seit 1838, wo er die Wiederwahl in die württembergische Kammer abgelehnt hatte, ganz als Privatmann in Tübingen. Seine Professur hatte er schon 1833 aufgegeben, als ihm die Regierung den Urlaub zur Ausübung seines Mandats versagt hatte. Ohne irgend ein Amt oder einen Posten übte er doch einen großen Einfluß auf das politische Leben seines Landes. Er war, wie man gesagt hat, das gute Gewissen der für die Volksrechte kämpfenden Württemberger.

¹ Gram. 18. 10. 46.

Uhlmann wurde bei ihm eingeführt durch Hermann Dahlmann¹. Während seines ersten Besuches bei dem berühmten Manne erinnerte sich dieser besonders der glänzenden Aufnahme, die er seinerzeit, auf einer Reise durch Deutschland begriffen, in Kiel gefunden². Er lud den jungen Schleswig-Holsteiner freundlich ein, ihn wieder zu besuchen. In der That hat Uhlmann ihn noch ein zweites Mal aufgesucht in einer ganz besonderen Angelegenheit, über die im nächsten Kapitel ausführlich zu handeln sein wird. Er wollte Uhlmanns Rat einholen für seine erste politische Aktion zu Gunsten Schleswig-Holsteins. Nach der Reise, die er in dieser Veranlassung unternahm, war er am 5. Januar 1845 noch einmal bei Uhlmann eingeladen. „Sprach mit mir über deutsche Politik“ vermerkte er in seinem Tagebuche. Und es ist gewiß für Uhlmann eine große Genugthuung gewesen, diesen Mann über die Dinge der deutschen Zukunft sprechen zu hören, der zu den Besten der Nation gehörte. Am meisten war er Uhlmann zu Dank verpflichtet, weil er ihm Empfehlungsbriefe mitgegeben hatte an eine Reihe der bekanntesten Politiker Württembergs und Badens, Paul Pfizer, Römer und Duvernoy in Stuttgart und Welcker in Heidelberg.

Von diesen Oppositionsführern des vormärzlichen Süddeutschland ist wohl Pfizer derjenige, der auch heute noch als ein die anderen „Kammerzelebritäten“ überragender Politiker eingeschätzt wird. Und er hat auch auf Uhlmann den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck von ihnen allen gemacht. Sobald er in seinem Tagebuche auf Pfizer zu sprechen kommt, fühlt man, daß er das Bewußtsein hatte, es mit einem großen und bedeutenden Manne zu tun zu haben. Er hat ihn schon damals ganz anders eingeschätzt, als den in ganz Deutschland bekannten und gefeierten Oppositionsführer und Professor Welcker in Heidelberg.

Von den Schriften Pfizers hatte er gelesen den „Bundesstaat“ und den „Briefwechsel zweier Deutschen“, in dem vor allem Pfizer seinen Gedanken einer norddeutschen, preussischen Führung Deutschlands niedergelegt hatte. Das Buch war in den dreißiger Jahren erschienen und war viel gelesen. Pfizer war neben Uhlmann der angesehenste der schwäbischen Politiker. Er hatte sich 1836

¹ Tagebuch.

² Auf einer Reise durch Norddeutschland und Dänemark. 1842.

nicht wieder in die Kammer wählen lassen und trat erst in jenem Jahre 1845 wieder politisch an die Öffentlichkeit.

Uhlmann muß ihm sehr gefallen haben, denn sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise hat er sich mehrere Stunden mit ihm unterhalten. Da war Uhlmann mit seinem Studium der schwäbischen Politik an die rechte Adresse gekommen! Sie sprachen zunächst über National-Ökonomie und dann besonders über List und sein System, das Uhlmann aus den Büchern ja kannte. Sodann erhielt er von dem berufensten Munde eine Einführung in die innere Politik Württembergs während des letzten Jahrzehnts. Pfizer sprach von seiner Tätigkeit in der Kammer von 1833 bis 36, wo er den Kreis Tübingen vertreten habe. Dann aber ging er in seinen Gesprächen über die schwäbischen Verhältnisse hinaus und auf die deutschen über. Überhaupt war es Uhlmann das hervorstechendste Merkmal der Pfizerschen Anschauungen, daß er sich als Deutscher fühlte. Stärker fast noch als bei Uhlmann trat dieser deutsche Zug bei Pfizer hervor. Er wurde hier zuerst auf den Konflikt aufmerksam gemacht, der zwischen den Interessen des „engeren“ und des „großen“ Vaterlandes für den Deutschen besteht und bestand, auf die Tatsache, daß es ein Problem ist, diese beiden Interessen in eine richtige Beziehung zueinander zu setzen. Und — so sah er jetzt weiter — richtig ist diese Beziehung, wenn das Ganze die beherrschende Rolle spielt. Darum habe er sich hauptsächlich nicht wieder in die Kammer wählen lassen, sagte Pfizer, weil er dann nie die Interessen seines engeren Vaterlandes betreiben könne, ohne die Deutschlands zu verletzen. Er stellte unter den Forderungen der Zeit, Einheit und Freiheit, die Einheit und Einigkeit als die dringendste in den Vordergrund. Anders als die Berliner Schreier hatte er nicht bloß die Klage über den „leidenden und schmachvollen Zustand Deutschlands“, er hatte auch einen Vorschlag zu machen, wie dem abzuhelpen sei. Es war der in der Geschichte als „Triasgedanke“ bekannte Plan, daß neben den Großstaaten Preußen und Österreich sich die übrigen kleinen Staaten des deutschen Bundes zu einem Dritten zusammenschließen wollten, damit die drei sich so gegenseitig die Waage halten könnten. Freilich war die Aussicht, zu solchen Veränderungen der staatlichen Zustände in Deutschland zu kommen, gering und Pfizer erwartete den Anstoß zur Bewegung von außen her, d. h. von Frankreich. — Das alles waren Gedan-

ten, die auch sonst in der Öffentlichkeit geäußert wurden; bedeutend aber wurden sie für Ahlmann und sind sie noch heute für uns durch die Persönlichkeit, die dahinter stand, und die allerdings von tiefem Eindruck auf den Besucher gewesen sein muß. „Nach dem Spaziergang,“ berichtete er in seinem Tagebuch, „begleitete ich ihn nach Hause und war noch eine Stunde auf seinem Zimmer mit ihm. Er wohnt so bescheiden, wie er ist, in einer Dachstube am Ende der Friedrichstraße. Wie soll ich mirs denken, wenn er mir beim Fortgehen 4 Treppen hinunterleuchtet und beim Abschied dann warm die Hand drückt!“

Nach dem Fortbleiben Pfizers, Ahlands und anderer war Römer einer der ersten Führer der ständischen Opposition Württembergs. 1848 ist er dann nach dem Sturz des alten Regimes Minister geworden. Er war, besonders auch der Form nach, einer der radikalsten und war nicht bei Allen, auch nicht bei allen Gegnern der Regierung, beliebt. Robert Mohl hatte ihn Ahlmann gegenüber einen Jakobiner genannt. Dieser, der sonst gegen Verstöße auf dem Gebiete des Geschmacks und der guten Sitte empfindlich war, will, nachdem er ihn selbst kennengelernt hat, in dies Urteil nicht einstimmen. Er findet, er sei ein schroffer, derber Charakter, aber kein unebener Mensch.

Bei Professor Welcker in Heidelberg war Ahlmann zum Abendessen eingeladen. Welcker war sehr gesprächig und erzählte allerlei über seine politische Wirksamkeit. Auch hier merkte Ahlmann wieder, daß er mit einem Mann sprach, der schon eine politische Wirksamkeit ausüben konnte und nicht, wie die Berliner „Opposition“, dazu verurteilt war, lediglich zu demonstrieren. Es war bei Welcker namentlich die Rede von Osterreich. Ganz im Gegensatz zu Pfizer erwartete Welcker mit der Mehrzahl der Süddeutschen Liberalen von dort eine Besserung der deutschen Zustände, trotzdem er gerade eben jetzt wieder Gelegenheit hatte, gegen die Wiener Politik Front zu machen. Freilich war Welcker keineswegs so gehaltvoll wie Pfizer. Unter der Wirkung des reichlich genossenen Weines nach Tisch — so schien es Ahlmann, — war er redselig zu nennen. Immerhin aber wagte sich Ahlmanns Kritik an diesen Mann doch nicht so recht heran, und er war eher geneigt, alles für bare Münze zu nehmen, was er da von „Tyrrannen“ und „Kavalieren von Fürsten“ hörte, die zu beseitigen wären. Bei Welcker trafen Ahlmann und Th. Lehmann den Ab-

geordneten *S e d e r*, der auf *Ahlmann* einen fast unheimlichen Eindruck machte. „Eine kräftige, starke Natur; eine revolutionäre Natur!“ vermerkt er in seinem Tagebuch. *Welder* brachte bei dieser Unterredung das Gespräch auf die Hinrichtung des Bürgermeisters *Bschech*, eines Mannes, der — gleich einem *Michael Kohlhaas* — von seinem übertriebenen Rechtsempfinden sich dazu hatte verleiten lassen, ein Attentat auf *Friedrich Wilhelm IV.* zu machen. Bei dieser Gelegenheit werden Aussprüche *Welders* gefallen sein, an die *Ahlmann* sich 1848 mit einiger Bitterkeit erinnerte, als er *Welder* so schwächlich und zaghaft — so schien es ihm — reden hörte¹.

Ahlmann nahm auf dieser Reise auch Gelegenheit, eine andere Berühmtheit, *D. F. Strauß*, zu sehen, von dem er ja so viel gelesen, seitdem er in *Hamburg* anfang, sich mit philosophischen und religiösen Dingen zu beschäftigen. *F. Th. Vischer* hatte ihn an seinen Lehrer empfohlen. Gerade am Weihnachtstage kam er in *Heilbronn* an. „Etwas verlegen, aber doch imponierend“ fand er den Mann. Er fand *Strauß* und seine liebenwürdige Frau mit ihrem Töchterchen spielend. *Ahlmann* muß einen guten Eindruck gemacht haben oder *David Strauß* hat sich in die Aufgabe des berühmten Mannes, sich besuchen zu lassen, leicht gefunden. Denn trotz des Festtages widmete *Strauß* sich seinem Gaste. Am Abend war er mit ihm bei einem Freunde, auf dem Museum und in einer Abendgesellschaft — und er wurde für den nächsten Tag wieder eingeladen. Nach *Weinsberg* mitzugehen, wovon zuerst die Rede war, konnte *Strauß* sich doch nicht entschließen, aber er zeigte dem Besuch die Schönheiten der Stadt selber, die jedoch dieser nicht richtig würdigen konnte. „Die Stadt ist recht hübsch gebaut, wenn auch meist alt,“ bemerkte er. Für das Romantische hatte die damalige Zeit, hatte auch *Ahlmann* wenig Sinn. Viel mehr interessierten ihn die Hafenanlagen und was er am gewerblichen Leben in dem Städtchen bemerkte. Die Hauptsache aber war auch dies nicht, sondern das Gespräch mit dem Philosophen, das alle möglichen Gegenstände und Personen des philosophischen Lebens der Zeit berührte: religiöse und politische. Sie sprachen über *Kerner*, *Feuerbach*, *Bruno Bauer*, wobei *Ahlmann* mit Genugtuung fest-

¹ Berichte *Ahlmanns* aus der *Paulskirche*. „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ Nr. 63; 27. 6. 48.

stellte, daß Strauß seine Abneigung gegen den letzteren teilte — und besonders über Wischer.

J. W i s c h e r hatte damals die gebildeten Kreise Schwabens in große Aufregung versetzt. Zeitungsartikel und Broschüren hatten sich schon wochenlang mit ihm beschäftigt, nämlich seit seiner Antrittsrede als Mitglied des akademischen Senats in Tübingen. Er hatte diese Gelegenheit benutzt, um mit seinen Feinden, die ihm den Eintritt in den Senat bis jetzt verwehrt hatten, gründlich abzurechnen. Zugleich bekannte er sich mit absichtlicher Schärfe gegen das Christentum und für seine Anschauung des Pantheismus. Über diese Rede, deren Zeuge Ahlmann gewesen war, ließ Strauß sich wohl nun Bericht erstatten. Obgleich Ahlmann in der Sache, d. h. in den religiösen Ansichten, auf Wischers Seite stand und die Angriffe der „Pfaffen und Pietisten“, d. h. der positiven Christen, gegen ihn verurteilte, hatte sich bei der Rede doch etwas in ihm gegen diesen Mann und seine Art aufgelehnt. Es war dasselbe, was ihm schon bei Herwegh und Bauer mißfallen hatte: das übergroße Selbstgefühl, verbunden mit einer Neigung zum Posieren und einer absichtlichen Außerachtlassung der gewohnten Formen. Die Rede „strotzte von Grobheit und Eitelkeit“. Er war der Ansicht, die er schon in Hamburg geäußert hatte beim Lesen der ersten philosophischen Streitschrift, die ihm zu Gesichte kam: man könne seine Meinung auch sagen, ohne ausfallend zu werden. Die „rabies philosophorum“ der Zeit widerstand ihm durchaus. Der Fackelzug, den die Tübinger Studentenschaft Wischer nach seiner Rede darbrachte, fand gleichfalls Ahlmanns Beifall nicht. Skeptisch meinte er, die Begeisterung der Studenten habe nicht „der braven und muthigen That, sich zum Pantheismus zu bekennen“ gegolten, sondern sei auf die groben Ausfälle Wischers auf bekannte Persönlichkeiten zurückzuführen¹.

Fast genau ein Jahr nach dieser Wischerschen Sache sehen wir ihn, der sich sonst vom studentischen Leben ja ganz zurückgezogen hatte, wieder einen Fackelzug, auch einen demonstrativen, organisieren. Wieder hatten Tübingen und Württemberg Gelegenheit, einen ungewöhnlichen Vorgang an der Universität zu besprechen. Diesmal galt die Aufregung R. von Mohl. Ahlmann war damals gerade von einer Schweizer Reise zurückgekommen, die er sich nach seinem Doktorexamen gegönnt hatte. Unterwegs hatte er schon

¹ Tagebuch.

durch Zeitungen und Briefe von der Sache gehört. Die Regierung hatte R. v. Mohl im Disziplinarwege seines Amtes als Professor enthoben. Mohl war als Landtagskandidat aufgestellt gewesen. Ein Brief an einen seiner Wähler, der sich über seine politischen Anschauungen aussprach, war durch Indiskretion veröffentlicht worden und hatte die Ursache zu der Maßregelung gebildet¹. Es läßt sich denken, daß Ahlmann mit Feuereifer für seinen von ihm verehrten Lehrer eintrat, so viel er es konnte. Die oben erwähnte Demonstration der Tübinger Studentenschaft war mit das Ergebnis seiner Bemühungen². Das Ausscheiden R. v. Mohls aus dem Lehrkörper der Universität war für Ahlmann sehr schmerzlich. Eine Zeitlang freilich glaubte er, Mohl werde sicher nun in die Verwaltung des Staates hineinkommen. Er konnte es sich nicht denken, daß Württemberg ohne Not auf eine derartige Kraft Verzicht leisten werde. Und doch war es so. Er selber hat versucht, R. v. Mohl zu bewegen, nach Kiel zu gehen³, welcher Plan aber aus leicht begreiflichen Gründen scheiterte. Ebenso wurde aus einem anderen Plane nichts, den Ahlmann betrieb, nämlich den, Lorenz Stein zum Nachfolger v. Mohls nach Tübingen zu ziehen. Er schrieb deswegen an Stein⁴, den er von seiner Kieler Lehrzeit her kannte. Stein war auch durchaus nicht abgeneigt. Für den jungen unbekanntem Privatdozenten war der Lehrstuhl R. v. Mohls, wie sich denken läßt, ein sehr erstrebenswertes Ziel. Aber schließlich ist doch nichts danach gekommen.

Ahlmann hat, ehe die Sache zur Entscheidung kam, Tübingen verlassen. Den Winter 1845—46 hatte er noch fleißig arbeitend in der Neckarstadt zugebracht. Nun aber zog es ihn nach Haus in die schöne Heimat, die er auch in jener landschaftlich so ausgezeichneten Gegend nicht zu schätzen verlernt hatte. Im Gegenteil, geschwärmt hatte er sogar seinen Tübinger Freunden gegenüber von dem Reiz der waldumkränzten Föhren Schlesiens. Vor allem aber trieb es ihn nach einer 5jährigen Abwesenheit, Eltern und Geschwister wiederzusehen. Der Grund, der ihn solange von Hause ferngehalten hatte, bestand nun nicht mehr. Er hatte sich bewährt trotz des „Umsatteln“; er war etwas geworden.

¹ Lebenserinnerungen II. S. 4 ff.

² An A. Gärtner, 1845. Konz. o. D.

³ An R. Mohl o. D.

⁴ Konzept zu dem Schreiben im Nachlaß.

V.

„Schleswig-Holstein!“

In den Jahren des politischen Werden Ahlmanns, in dem fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts, in dem die deutsche Frage ihrer ersten Krisis entgegenreifte, vollzog sich auch, von ihr bestimmt und sie wiederum beeinflussend, die entscheidende Entwicklung in den politischen und nationalen Verhältnissen seines engeren Heimatlandes, der Herzogtümer Schleswig-Holstein. Die dreißiger Jahre hatten hier gebracht, was man als eine Vorstufe des Konstitutionalismus bezeichnen konnte: beratende Provinzialstände. Dasselbe Jahrzehnt hatte auch das Wirken und Scheitern Uwe Jens Lornsens gesehen, des Mannes von so ausgesprochen nationalem Gepräge, daß seine Zeit ihm darin nicht folgen konnte. Das Gefühl dafür, daß die „deutschen Herzogtümer der dänischen Krone“ eine Mißbildung seien, konnte erst mit dem Nationalgefühl aufkommen, und das gab es damals in den Herzogtümern in dem Sinne eines staatenbildenden Prinzips nur sehr spärlich. Aber die Zeit war reif dafür; das zeigt der rasche Fluß der Begebenheiten im nächsten Jahrzehnt.

In Ahlmanns Leben spiegelt sich die Veränderung des Zeitcharakters um das Jahr 1840 deutlich wieder. Zwar war er während seiner Kieler Kaufmannsjahre noch jung und von anderen Dingen in Anspruch genommen. Aber es ist doch auffallend, daß er sich während dieser Zeit um die staatlichen und nationalen Zustände seiner Heimat, d. h. um das Verhältnis der Herzogtümer zum Königreiche offenbar keine Gedanken gemacht hat. Von der durch Lornsen verursachten Bewegung ist er völlig unberührt geblieben¹. Selbst das erschütternde Ende des Mannes hat in keiner seiner zahlreichen Aufzeichnungen und Briefe aus der Zeit einen Niederschlag gefunden. Um so bezeichnender sind diese Tatsachen für die Charakteristik der Zeit und die Wirkung der Lornsenschen Tat in diesen Jahren, als man nach der Geistesrichtung, die der junge Ahlmann damals schon zeigte, das Gegenteil hätte annehmen sollen.

Auch als er nun in Hamburg ernster und aufmerksamer das öffentliche Leben beobachtet, steht keineswegs Schleswig-Holstein

¹ Vergl. oben S. 21.

im Mittelpunkt seines Interesses. Mit der Vergangenheit der Herzogtümer macht er sich damals vertraut, weil ihm scheint, das gehöre zur allgemeinen Bildung; um das gegenwärtige politische Leben kümmert er sich kaum. Das wurde erst anders in Berlin. Dort erst ist ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß das Wirken des liberalen „Zeitgeistes“ für sein Heimatland ganz besonders schwerwiegende Veränderungen nach sich ziehen müsse.

Ahlmann war kaum in der preussischen Hauptstadt angekommen, als ihm schon Schleswig-Holstein in Berlin entgegentrat. In dem Hause Mittelstraße 26, in dem er sich eine Stube gesucht hatte, wohnten zwei Landsleute Knuth und Langenheim¹. Mit ihnen wurde er bald gut Freund, und sie führten ihn an einem der ersten Sonnabende schon an den Stammtisch der Schleswig-Holsteiner, oder „Holsteiner“, wie man damals noch sagte. Er traf dort eine Anzahl von Landsleuten, die offenbar regelmäßig zusammen kamen. Sie bildeten keine feste Vereinigung. Wer kam, der kam; und wer nicht kommen wollte, blieb weg. Aber im ganzen war doch viel landsmannschaftlicher Zusammenhalt zwischen ihnen: sie bildeten eine enge Gemeinde in der großen Berliner Studentenschaft. Man duzte sich und jeder hatte seinen besonderen Kneipnamen, der im Verkehr der Freunde oft für das ganze Leben gebraucht wurde. Im Anfang seines ersten Semesters sagte der sonnabendliche Kneipabend Ahlmann nicht zu. Er ging ein, zwei Mal hin und blieb dann weg. Gegen Ende des Semesters trieb ihn doch sein Bedürfnis nach studentischer Geselligkeit wieder hin. Dann aber auch ein Gefühl landsmannschaftlicher Gemeinschaft zu den Leuten in der Jägerstraße, ein Gefühl, das schon über das rein geographische Zusammengehörigkeit hinausging, vielmehr auf politischen Grundlagen beruhte. In jenem Semester war in seiner schleswigschen Heimat der nationale Streit zum Ausbruch gekommen. So wenigstens hat Ahlmann es empfunden, als er in Berlin von dem Auftreten B. S. Lorenzens in der Ständeversammlung und der dadurch hervorgerufenen Bewegung hörte². Durch diesen Vorgang schien ihm mit einem Male sein Heimatland in den Kreis der freiheitlichen und völkischen Bewegung gezogen, von der er persönlich sich schon seit Hamburg fortgerissen fühlte.

¹ Vergl. oben S. 50.

² An Georg Hansen. Konzept v. D.

Zimmerhin hat er in diesem Zeitpunkt die ganze Bedeutung der sich entspinrenden Kämpfe noch nicht durchschaut. Daß er nicht durchaus schleswig-holsteinisch orientiert war, geht schon daraus hervor, daß gerade er in eben demselben Winter dem ganzen Schleswig-Holsteinerabend den landsmannschaftlichen Charakter fast genommen zu haben sich rühmte¹. Er hatte nämlich, die Erörterungen in der Weltanschauungsfrage mit seinem „Hausknochen“ Knuth am Stammtisch fortsetzend, seiner Neigung, fast muß man sagen: Leidenschaft zum philosophischen Disput soweit die Zügel schießen lassen, daß aus dem Bierkonvent ein „philosophischer Kampfplatz“ wurde, auf dem Aristoteliker, Spinozisten, Kantianer, Trendelenburger, Schellingianer, Schleiermacherianer, Alt- und Junghegelianer ihr Klingeln kreuzten. Daß durch diesen Zustand manche Landsleute von der Kunde vertrieben wurden, machte Ahlmann offenbar nichts aus. Er war stolz, den Aneipnamen „Philosoph (kat exochen)“ erhalten zu haben.

Über an diesen philosophischen Debatten beteiligte sich auch ein kleiner dunkler, schon etwas älterer Student, schon Dr. phil., dem Ahlmann anmerkte, daß er zum Streit mit dem Wort trefflich geeignet sei, der aber doch nur mit halbem Interesse seinen Kant verteidigte: das war **Karl Lorenzen**, den wir schon kennen, in diesem Kreise „Brobst“ genannt. Der war nicht so Feuer und Flamme für den philosophischen Streit, weil sein Geist von einer anderen, größeren Sache in Anspruch genommen wurde: von dem Kampf um die deutsche Zukunft Schleswig-Holsteins. Ihm mag das geistige Exercitium der anderen als eine Übung am falschen Objekt erschienen sein. Gleichzeitig aber wird Lorenzen in der Schar der Jüngeren manche bemerkt haben, die ihm das Zeug zu haben schienen, mit in die Schlachtreihe zu treten. Die philosophische Alder würde wohl versiegen, dachte er. Und wirklich hat er die Richtung des Stammtisches in kurzer Zeit auf „Schleswig-Holstein“ umgestellt. Statt philosophisch ist man nun „patriotisch“. Während Ahlmann die Vorgänge in Schleswig um Neujahr 43 nur im allgemeinen als Fortschrittsmann würdigte und begrüßte, „weil sie dem Lande ein politisches Bewußtsein geben, was erst ein Volk zum Volke macht“², ist ihm zu Beginn des neuen Semesters schon klar, daß es sich bei den „Aufregungen

¹ An Valentiner. 30. 3. 43.

² An Georg Hauffen. 3. 43 (nicht abgefaßt).

im Schleswigschen“ noch um etwas anderes handelt als den Kampf zwischen Absolutismus und Demokratie, nämlich darum, ob der Schleswiger hinfort deutsch oder dänisch sein werde. Ahlmann hat, das ist bemerkenswert festzustellen, niemals geschwankt, was er für das Bünschenswerte halten sollte. Nicht nur sein eigener deutscher Standpunkt war ihm selbstverständlich, er konnte damals nicht begreifen, daß es überhaupt Schleswiger gab, die sich zu Dänemark hingezogen fühlten. Der plattdänische Dialekt, den auch er beherrschte von seiner Jugend an, hatte für ihn nichts Zwingendes, nichts, was ihm einen Schluß auf nationale Zugehörigkeit gerechtfertigt erscheinen ließ. Die ganze pro-dänische Aktion erscheint ihm so wenig in der Geschichte und der Eigenart des schleswigschen Volkes begründet, daß er ihre Träger nicht anders betrachten kann, denn als irregeleitete, von herübergesiedelten Dänen Verführte. Ob sie deutsch oder dänisch sprechen, meint er, das sei ganz gleichgiltig, alle Bewohner des Landes müßten zusammenhalten als Schleswig-Holsteiner gegen die Übergriffe des Königreichs. Geschichte, Gesetzgebung, materielle Verhältnisse, alles weise die Schleswiger auf Deutschland hin. P. S. Lorenzen, der ein Vetter seiner Mutter war, scheint ihm, mache sich lächerlich. Die ganze Position der Dänen in Schleswig hält er für sehr wenig aussichtsreich. Dagegen die Männer der schleswig-holsteinischen Seite gefallen ihm. Tiedemann vor allem, aber auch Gülich und andere¹.

Sie hielten drei „vaterländische Blätter“, um sich auf dem Laufenden zu halten: das Tzeboer Wochenblatt, das Kieler Correspondenzblatt und die Neuen Kieler Blätter². Die Haltung des Tzeboer Wochenblattes war Ahlmann zu philiströs: zu sehr Nachrichtenblatt, zu wenig politisch. Das Correspondenzblatt, fand er, hatte sich angesichts der Konkurrenz durch die neuen Kieler Blätter gebessert, war gehaltvoller geworden³. Die beiden letzteren Organe waren Vertreter verschiedener Schattierungen des Liberalismus, das Correspondenzblatt war der Sammelpunkt der radikalen Stimmen. Dagegen hatten die N. K. Bl. „die Fahne Schleswig-Holstein und gemäßigten Fortschritt ausgesteckt“. Diese letztere Richtung war Ahlmann keineswegs unsympathisch. Er neigte ja

¹ An die Eltern. 31. 3. 43.

² An deren Gründung hatte Lorenzen Anteil (Aufzeichnungen und Briefe im Nachlaß Lorenzens).

³ An Valentinier (Frühjahr 43). Konzept o. D.

überhaupt zum Radikalismus nur in dem Sinne, daß er einen Gedanken, auch einen politischen, scharf zu Ende dachte. Freilich konnten ihn die ersten Nummern der neuen Zeitschrift nicht sehr befriedigen. „Meist nur Raisonnement“ schreibt er an seinen Schwager Valentin¹. Er wollte wohl damit die ein wenig trockene Art der meisten Artikel kennzeichnen, die in der Tat weniger publizistisch wirksam als wissenschaftlich gründlich waren.

So sah Ahlmann auch in seinem Vaterlande die Dinge plötzlich schneller in Fluß kommen als eine Seitenströmung der europäischen Bewegung. Aber von deren beiden Faktoren, dem Nationalismus und dem Konstitutionalismus war hier doch der erstere stärker ausgeprägt; es handelte sich um einen Kampf zwischen deutsch und dänisch. Für seine innere Wandlung diesem Problem gegenüber legt eine kleine Außerlichkeit Zeugnis ab. Bis jetzt hatte er sich als Schleswiger bezeichnet, wenn er seine engere Heimat angeben wollte, sonst aber als Holsteiner, wenn er das ganze Gebiet der Herzogtümer meinte. Jetzt fängt er an in seinen Konzepten zu verbessern: statt „wir holsteinischen Studenten“ zu sagen: „wir schleswig-holsteinischen“. Der Begriff „Schleswig-Holstein“ als einer Einheit war also immer dagewesen. Und unbestritten bis jetzt. Erst nun, als die Zugehörigkeit Schleswigs zu Holstein bestritten wurde, fängt man an, es ausdrücklich mitzunenennen.

Ein Gesichtspunkt für die Beurteilung der schleswig-holsteinischen Frage spielt bei Ahlmann eine äußerst geringe Rolle: das Dynastische. Er war schleswig-holsteinisch und deutsch. Der Erbstreit um sein Heimatland, den es damals schon gab, gehörte für ihn garnicht mit zu dieser Debatte. Er hatte zu dieser Zeit die ungeheure Bedeutung des Augustenburgischen Erbrechts für die nationale Sache nicht erkannt. Ganz unbeteiligt verfolgt er die Ausichten der verschiedenen Anwärter auf den Herzogsthron und stellt gelegentlich ziemlich kühl fest, daß der Augustenburger wohl die meiste Berechtigung habe².

Diese Stellungnahme ist bezeichnend für seine Zeit und für Ahlmann im Besonderen. Einmal zeigt sie uns, wie wenig die Bewegung, — die das „Schleswig“ jetzt bewußt in den Landesnamen aufnimmt, — dynastisch beeinflusst war und wie sehr sie

¹ Konzept o. D.

² In Briefen aus Berlin.

von der freiheitlichen und nationalen Idee der Zeit getragen wurde. Daß weiter Ahlmann die Erbfolge nicht einmal als Bundesgenossen annehmen mochte, ist aus seiner eigensten Auffassung sehr wohl verständlich. Nicht durch den Zufall einer dynastischen Verschiebung sollte der Umschwung kommen, sondern durch das Volk selbst, das politisch reife und mündige Volk, das im Werden begriffen war. Er selbst wollte dereinst mit helfen an dem Werk der deutschen Zukunft der Herzogtümer, wenn der Bann des Absolutismus einmal von Europa weichen würde. In diesen Gedankengängen war dann freilich für den hocharistokratischen Augustenburger Herzog kein Raum. Schon begann ja auch die öffentliche Meinung des liberalen Deutschland sich der schleswig-holsteinischen Sache anzunehmen. Das war der Weg, der allein ihm zum Siege zu führen schien: gestützt auf den Fortschritt in Deutschland war Schleswig-Holstein für Deutschland zu gewinnen.

Der Schleswig-Holsteiner-Stammtisch in der Jäger- und später in der Leipziger Straße ist bedeutsam geworden für die Geschichte Schleswig-Holsteins. Denn es ist sicher nicht nur Ahlmann so ergangen, daß er in Berlin Schleswig-Holstein gefunden hat. Während seiner Berliner Zeit studierten dort auch die Brüder Lehmann. In dem Jüngeren, Theodor, hat damals wohl niemand die spätere Bedeutung geahnt, die er für Schleswig-Holstein gewinnen sollte. Er war ein stark kritischer Kopf. Er war der Jüngste einer. Aber unter den Enthusiasten für Freiheit und Vaterland, wie sie in den 40er Jahren auf den deutschen Hochschulen den Ton angaben, erschien er fast alt. Nicht als ob er ihren Zielen abhold gewesen wäre; aber sein klarer Verstand sah unerbittlich scharf das jugendlich Unzulängliche in dem ganzen Zuschnitt der Bewegung. Es ist bezeichnend für den Unterschied in dem Charakter und der Einstellung der beiden Männer zu den Problemen der Zeit, daß Ahlmann vor 1848 der Zuversichtliche, Begeisterte, Lehmann der Skeptiker war, während Ende der 50er Jahre Lehmann sich freudiger in die Speichen stemmte als Ahlmann, der an den enttäuschten Hoffnungen von 1848 zu tragen hatte. Aber wie sie sich auch damals und später zu der nationalen Frage stellten, der Schleswig-Holsteiner Stammtisch brachte sie jedenfalls an die Probleme heran. Mochten sie auch, wie der Philologe Soltau, den Nationalitätenswift überhaupt bedauern als ein Wirren von

dem Pfade, der zur Ausbildung des allgemeinen Menschentum führe¹, niemand konnte sich doch dem Eindruck entziehen, daß in dem Kreise der „Neuen Kieler Blätter“ starke und wertvolle Kräfte am Werke seien.

Ahlmann seinerseits dachte nun gar nicht daran, den Lorenz'schen Anregungen eine verneinende Kritik entgegenzusetzen. Ebenso wenig wollte er sich den nationalen Aufgaben entziehen, die ihm als Schleswig-Holsteiner gestellt waren.

Wir haben schon im vorigen Kapitel gesehen, daß Ahlmann auch in Tübingen nicht für Schleswig-Holstein verloren war. Lorenzen freilich glaubte das, und in seiner heftigen Art machte er ihm Vorwürfe, daß er dem Gelübde untreu geworden sei, das sie sich in Berlin gegeben². Lorenzen stand schon seit Ahlmanns letztem Berliner Semester in politischer Arbeit. Er war Schriftleiter der Neuen Kieler Blätter geworden.

Um Ahlmann aus seinem vermeintlichen Versunkensein in selbstsüchtige Karriere-Pläne aufzurütteln, hatte Lorenzen an ihn geschrieben. Das war ungerecht; denn Ahlmann fühlte ja sehr stark die Verpflichtung in sich, der Menschheit zu dienen und insbesondere dem gesellschaftlichen Verband, den er Schleswig-Holstein nannte. Sich vorschnell ins Gewühl zu stürzen, ohne erst durch sein Studium sich das nötige Rüstzeug verschafft zu haben, war freilich nicht seine Sache. Aber doch ist er in jenem Winter 1844—45 zuerst für die schleswig-holsteinische Sache tätig gewesen.

Das Jahr 1844, in dem Ahlmann nach Tübingen gegangen war, hatte die Angelegenheit der Herzogtümer ein ganzes Stück weiter gebracht; es ist in der schleswig-holsteinischen Geschichte bekannt als das Jahr des Antrages Algreen-Ussing in der Ständeversammlung in Roskilde, durch den der vorhandene Spalt in der dänischen Monarchie offensichtlich wurde. Dieser Antrag behauptete die Einheit des Staates und forderte die Regierung auf, jedes Unternehmen zu verhindern, daß die Verbindung der einzelnen Teile lösen würde. Gerade hierdurch aber wurden die den Gesamtstaat bedrohenden Kräfte herausgefordert. Die Antwort auf die Verhandlungen der Rothschilder Ständeversammlung war der Beschluß der Isehoer, auf der die drei berühmten gewordenen

¹ Soltau. 17. 11. 1846.

² Lorenzen. März 1845.

Grundsätze des schleswig-holsteinischen Staatsrechts festgestellt wurden: die Herzogtümer sind selbständige Staaten, der Mannesstamm herrscht in ihnen, sie sind fest miteinander verbundene Staaten. Die Adresse an den König hatte Graf Friedrich von Reventlou zum Verfasser, der damit zuerst in der großen Öffentlichkeit bekannt wurde und zwar in einer Weise, daß fast jeder ihm Beifall zollte. Die Haltung der Isehoer Stände rief in Deutschland ein lautes Echo wach. Die Presse kam als Organ der Volksstimmung nicht so sehr in Betracht, es ist jetzt die Zeit der Sängere- und der Schützenfeste. Das Sängerefest in Schleswig, von dem die Schwestern Ahlmann ihrem Bruder begeisterte Berichte nach Tübingen sandten¹, schenkte den Schleswig-Holsteinern die zündende Weise des „Schleswig-Holstein meerumschlungen“. Die Entscheidung kam immer schneller heran, und es fiel für Ahlmann schwer, dabei als Zuschauer fernab vom Schauplatz der Ereignisse zu sitzen und Staatswissenschaft zu studieren. Da bot sich ihm eine Gelegenheit auch seinerseits etwas für das Land zu tun.

Im Dezember 1844 las er in der Kölnischen Zeitung², daß in der braunschweigischen Kammer ein Antrag gestellt und angenommen war, der die Regierung ersuchte, beim Bundestag für die Herzogtümer einzutreten. Das brachte ihn auf den Gedanken, in der württembergischen und badischen Ständeversammlung ein gleiches zu bewirken. Die vor der Tür stehenden Weihnachtsferien gaben ihm die nötige Zeit dazu. Er wollte nach Stuttgart und Karlsruhe, um persönlich einige bedeutende Mitglieder der Opposition — denn natürlich nur diese kamen in Frage — für die Sache zu gewinnen. Er besprach sich zunächst mit Bruns, der von seinem Großvater her schleswig-holsteinischer Abstammung war. Dieser billigte seinen Plan durchaus. Und nun benutzte Ahlmann den Umstand, daß er bei Uhland eingeführt war, um sich von ihm in dieser Sache beraten zu lassen. Uhland verwies ihn in Stuttgart besonders an Dr. Duvernoy und in der badischen Kammer an Professor Welcker, die beide die Sache gewiß gern vertreten würden. Es sei ja eine wahrhaft deutsche Angelegenheit, meinte er.

Einige Tage wartete Ahlmann mit seiner Reise noch, um sich gründlich über die Einzelheiten der Sache zu unterrichten. Er besaß die „Unionsverfassung“ Lorenzens, die ja in jenem Jahre durch

¹ Helene Ahlmann. 21. 7. 44.

² Tagebuch; an Lorenzen. 23. 3. 45.

G. Bessler herausgegeben war. Ferner hatte er außer dem Zeitungsbericht über die Stände Verhandlungen eine Flugchrift von der Gegenseite: „Stimmen aus Dänemark über Schleswigsche Verhältnisse,“ herausgegeben von Schouw. über die historischen Tatsachen unterrichtete ihn Christiani's Geschichte von Schleswig-Holstein. So ausgerüstet machte er sich auf die Reise. Es stellte sich freilich heraus, daß sowohl die Stuttgarter Abgeordneten durch den Hamburger Professor Wurm, Ahlmanns Lehrer auf dem Johanneum, als auch Welcker durch W. G. Bessler schon auf die Sache hingewiesen waren. Aber Ahlmanns Unternehmen war für die schleswig-holsteinische Sache keineswegs nutzlos. Denn beide Abgeordnete benutzten nun die Gelegenheit, sich durch ihn genau über die Verhältnisse der Herzogtümer zu unterrichten und sich Material geben zu lassen. Duvernoy hat sich besonders die „Unionsverfassung“ aus¹.

Die betreffenden Anträge wurden von beiden Kammern auch gestellt. Es dauerte jedoch lange, ehe sie zur Beratung kamen. Ahlmann wandte sich inzwischen, besonders da Lorenzens vorwurfsvoller Brief jetzt eintraf, an Duvernoy, der ihm aber auch nichts anderes mitteilen konnte, als daß man abwarten müsse². Am 12. 2. bzw. am 26. 7. stimmten der badische und der württembergische Landtag dem Protest gegen die Algren-Ussingsche Resolution zu; in Stuttgart geschah das ohne Debatte. Die Beschlüsse der Kammern haben eine wesentliche Unterstützung der Herzogtümer bedeutet. Diese war um so wertvoller, als die dänische Regierung es durchsetzte, daß der *P r e s s e* — der „Augsburgerischen Allgemeinen Zeitung“ zum Beispiel — noch größere Zurückhaltung auferlegt wurde, als sie im allgemeinen schon übte.

Auf der Weihnachtsreise hatte Ahlmann auch die Bekanntschaft des Dr. Krabbe in Stuttgart, des Herausgebers der „Konstitutionellen Jahrbücher“, gemacht, und diese Bekanntschaft trug ihm den Auftrag ein, für die Jahrbücher einen Artikel über Schleswig-Holstein zu schreiben³. Der im Jahrgang 1846 enthaltene Aufsatz über die Herzogtümer ist jedoch nicht aus Ahlmanns Feder

¹ Duvernoy. 25. 1. 45.

² Duvernoy. 20. 3. 46.

³ Krabbe. 10. 1. 46.

Der Sommer 45 ließ ihm auch wenig Zeit zu schriftstellerischer Arbeit, da er ja für sein Examen arbeiten mußte. Auf der Schweizer Reise, nach seinem Examen, hatte er dagegen Gelegenheit, für Schleswig-Holstein einzutreten, nicht vor der großen Öffentlichkeit, aber unter so eigenartigen Umständen, daß das Erlebnis erzählt zu werden verdient¹. Auf dem St. Gotthardt traf er mit einem Herrn und einer Dame zusammen, einem dänischen Offizier und seiner Tochter. Als der Kopenhagener ihn, weil er aus dem Schleswigschen war, als dänischen Landsmann beanspruchte, entgegnete Ahlmann nicht ohne Ironie, er sei kein Däne, aber er gehöre einem Volke an, das die Dänen sehr in ihr Herz geschlossen hätten, er sei nämlich Schleswig-Holsteiner. Das wirkte wie das rote Tuch auf den Stier: eine Flut von groben Ausfällen gegen die Schleswig-Holsteiner und die Deutschen folgte. Deren Kultur in geistiger und politischer Beziehung bezeichnete der Däne als minderwertig. Ahlmann blieb nicht die Antwort schuldig. Und wenn nicht das junge Mädchen, das anfänglich ebenfalls sehr erzürnt auf ihr gewesen war, sich ins Mittel gelegt hätte, wäre es vielleicht zu einem politischen Duell gekommen. Der Ausgang des Streites war dank der weiblichen Vermittlung ganz friedlich. Der Zorn des Majors war eben so rasch verraucht, wie er aufgeflammt war, und Ahlmann war damals trotz seines betonten Schleswig-Holsteinerturns weit entfernt, die Dänen, sei es als Nation, sei es in ihren einzelnen Vertretern, zu hassen.

Das zeigt noch deutlicher seine Tübinger Freundschaft mit dem dänischen Kaufmann und Studenten J. G r a m, von der schon gesprochen wurde. Sie hatten sich schätzen gelernt als zwei gleichgestimmte Geister, die zusammen hinstrebten auf „det samme store Maal²“, auf das große Ziel der Freiheit der Völker und ihrer nationalen Ausbildung. Im Gegensatz zum Absolutismus waren ja die Angehörigen aller europäischen Nationen Bundesgenossen. Daß das nationale Ziel sie Schleswigs wegen zu Gegnern machen mußte, mochten sie angefißt der Ereignisse des letzten Jahres wohl fühlen, aber sie wollten es nicht wahr haben. Gram glaubte durch seinen Skandinavismus, für den er begeistert war, nicht ohne weiteres mit den deutschen Idealen Ahlmann in Gegensatz zu kommen. Zwei edle und verwandte Völker, sagte er¹, wie

¹ An Gram. Nov. 45.

² Gram. 18. 10. 46.

das deutsche und das skandinavische, können auf die Dauer nicht Feinde bleiben. Er rechnete damit, daß die Deutschen auf Schleswig verzichten würden. Inzwischen, meinte er, solle der Streit der Völker die Freunde nicht entzweien. Er betont in seinem ersten Brief, den er an Ahlmann richtete, ausdrücklich diesen seinen Standpunkt und entschuldigt den Umstand, daß er dänisch schreibe: für einen Freundesbrief, der ja gewissermaßen lyrisch sei, reiche seine Beherrschung des Deutschen nicht aus.

Ganz ähnlich ist Ahlmanns Stellungnahme, nur daß er die Streitfrage „Schleswig“ in anderer Weise sich gelöst denkt. Wir kommen damit zu einem Gedanken, der seit jenen Tagen des beginnenden Kampfes vielfach laut geworden ist und dem Ahlmann im besondern, trotz aller dieser Idee so feindlichen Ereignisse bis in sein hohes Alter nachgehangen hat: Eine Verschmelzung des Dänischen und Deutschen, eine Aufsaugung der dänischen Nation durch die jugendstarke deutsche.

Nur mit gewisser Behmut können wir heute, nach den Erfahrungen des vergangenen Jahrzehnts diese Äußerungen des unerprobten, aber gerade deshalb kraftbewußten Nationalglaubens der Deutschen jener Tage uns vergegenwärtigen; es war ein Geisteszustand von einer Kraft, wie sie sonst wohl religiösen Ideen eigen ist, der in der Gegenwart keine Leistungen aufweisen konnte, der aber von der Zukunft alles von sich und für sich hoffte. In jenen Jahren schrieb Jakob Grimm, die holländische und dänische Nation hätten als solche neben der deutschen keine Existenzberechtigung¹. 1840 tauchte in der deutschen Presse der Gedanke eines „deutschen Admiralstaates Dänemark“ auf: Dänemark sollte als maritimer Staat ein Glied des deutschen Bundes werden.

Diesen Gedankengängen mußte Ahlmann sich notwendig mit Freuden anschließen, denn sie zeigten einen Ausweg aus dem dunklen Geschick, in das sein Vaterland hineingetrieben zu werden drohte. Wir haben gesehen, wie sehr er von dem deutschen Charakter Schleswigs überzeugt war. Sein ganzer Entwicklungsgang bis hierher hat gezeigt, daß er unlösbar im deutschen Wesen, in deutscher Kultur wurzelte. Aber dennoch, so einfach lag die Sache nicht, daß mit der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark alles restlos gut war. Gewiß war es bei weitem das Bessere

¹ Vergl. Danmarks Riges Historie. Bd. 6. S. 464.

² Gebauer: Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein. S. 127.

und wenn keine andere Wahl vorhanden war, so war es Ahlmann weder jetzt noch in irgend einem Augenblick seines späteren Lebens zweifelhaft, wo das Heil des Landes zu erblicken sei, und wo er und sein Volk hingehörten. Trotzdem aber wurden mit der Trennung von Dänemark viele Fäden durchschnitten, die eine Jahrhunderte alte Geschichte geknüpft hatte. So viele Verbindungen mußten abgebrochen werden, so vieles aufgegeben werden, was einem lieb gewesen war. Wenn sich das vermeiden ließ, so war es natürlich unvergleichlich viel besser. Und da er an ein Aufgeben der deutschen Nationalität Schlesiens nicht mit dem leisesten Gedanken dachte, so griff er den andern freudig auf: die Dänen zum Aufgeben der ihrigen zu bewegen.

Wir haben angedeutet, wie man sich damals diese Idee kulturell und politisch verwirklicht dachte. Aber auch wirtschaftliche Forderungen zog man aus diesem Gedanken. Auch Ahlmann faßte sie wirtschaftlich. Er wollte den Zollverein hier Dienste tun lassen. Einem dänischen Etatsrat, der zu Studienzwecken Süddeutschland bereifte, hätte er zu diesem Zwecke gar zu gern die Vorzüge eines Eintritts Dänemarks in den Zollverein bewiesen¹. Er traute sich das zu, weil er außer dem politischen Zweck dieses Schrittes auch fest davon überzeugt war, daß die Zolleinheit Dänemarks mit Deutschland wirtschaftlich beiden Ländern nur Vorteile bringen könne.

Es war eine Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn Ahlmann annahm, daß der Gedanke einer auch nur wirtschaftlichen Annäherung der beiden Länder damals noch möglich war. Der „Zeitgeist“, den er selbst ja am eifrigsten fördern wollte, verhinderte das. Aber vielleicht beurteilen wir auch die Lage der Dinge (gerade, weil wir nur die fernere Entwicklung kennen) nicht so richtig wie die Zeitgenossen, die etwas Derartiges jedenfalls im Bereiche der Möglichkeit glaubten. Mit dem weiteren raschen Fortgang des schleswig-holsteinischen Streites wächst wenigstens bei Ahlmann nur noch die Zuvorsicht, daß aus dem Streit der Völker die Versöhnung und Einigung hervorgehen werde.

¹ Moritz Mohl. 10. 6. 45.
Ahlmann an Moritz Mohl. 25. 6. 45.

Vor der Entscheidung.

Die folgenden Jahre Ahlmanns stehen im Schatten des großen Ereignisses, auf das man seit 1840 hingestremt hatte und das nun immer schärfer umrissen sich der Zeit in den Weg türmte. Er hatte nach dem Hin und Her der Studienzeit in Gravenstein jetzt ganz ausruhen wollen, sich auf sich selbst besinnen und nur seiner stillen Gelehrtenarbeit leben. Seine Doktorarbeit sollte noch fertiggestellt werden, und dann wollte er sich mit anderen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen. Das alles geschah nur zum Teil. Die öffentlichen und auch die allerpersönlichsten Erlebnisse drängten sich da hinein. Zuerst freilich war es ganz, wie er es sich ausgemalt hatte, die Rückkehr in das Elternhaus und der Empfang durch die Seinen. Zwar waren sie etwas fremdartig berührt durch das Wesen des Sohnes und Bruders, der aus so ganz anderen Verhältnissen, aus der großen Welt, in den Frieden und den schlichten Kreis der Gravensteiner Kaufmannsfamilie zurückkehrte. Schon der große Demokratenbart, den er mit Stolz trug, wirkte fremdartig in dieser Umgebung. Aber bald erkannten sie das alte liebe Gesicht und das gewohnte Wesen doch wieder. Denn er war ja auch nicht so sehr deutscher Demokrat geworden, daß er sich in den Verhältnissen seiner Heimat nicht mehr hätte zurecht finden können. Wir wissen es ja, daß er ein treuer Sohn Schleswigs geblieben war. Und die Heimat hatte ihn nun ganz wieder; von seinen Tübinger Plänen ist garnicht mehr die Rede. Durch Lorenzen kam er in Berührung mit dem Kreis der „Neuen Kieler Blätter“, mit Droysen, Stein und Samwer. Hier wehte ihm ein so hoffnungsfreudiges, kampfesfrohes Streben für die Sache des Landes entgegen, daß er unmöglich von dem Schauplatz des Kampfes sich dauernd entfernen konnte. Er wollte sich nun doch in Kiel habilitieren. Später sollte dann, in einigen Jahren etwa, eine größere Studienreise durch Westeuropa unternommen werden. Einen genaueren Plan hatte er noch nicht gefaßt, doch hoffte er auf eine Beihilfe durch die Schaffische Stiftung.

Zuerst richtete er sich für seine Arbeiten häuslich in Gravenstein ein. Ein vom Wohnhaus entfernt stehendes Gartenhäuschen war ein ruhiges, idyllisches Arbeitszimmer. Aber es wurde ihm

nicht so leicht gemacht bei seinen Papieren auszuhalten. Zunächst war da zu verschiedenen Malen Besuch, der ihn ganz in Anspruch nahm. Von Georg Hanßen konnte seine Arbeit freilich nur Vorteil haben, denn auf den Spaziergängen, die sie nach Munkmühle zum Baden und sonst in die schöne Landschaft machten¹, wurden zwischen dem damals schon rühmlich bekannten Gelehrten und dem jungen Adepten der Wissenschaft manche Gespräche geführt, die das „Fach“ zum Gegenstand hatten. Weniger schon trug der Besuch Grams dazu bei, seine Arbeit zu fördern. Die beiden Freunde verlebten Stunden des reinsten Genußes im Gespräch über gemeinsame Tübinger Erinnerungen und ihre Pläne für die Zukunft². Sie ließen ihre Freundschaft nicht stören durch das immer stärker werdende Wetterleuchten, das im Sommer dieses Jahres 1846 über den politischen Himmel ihrer beiden Vaterländer zuckte. Und jeder von beiden hätte wohl den verlacht, der ihnen gesagt hätte, daß die Politik sie doch auseinanderbringen sollte, und daß dies ihr letztes Zusammentreffen überhaupt sein werde. Längere Zeit hatte Ahlmann auch einen Genossen der Tafelrunde in der Berliner Jägerstraße, Soltau, bei sich zu Gast, einen Philologen, der damals in Rendsburg wirkte. Er war eine stille Gelehrtennatur. Dem Feuer jugendlicher Begeisterung, das in Ahlmann für die Ideale der Zeit glühte, setzte er einen bedächtigen Kritizismus gegenüber. Besonders gingen ihre Ansichten über den Nationalitätenkampf in den Herzogtümern auseinander. Soltau fühlte sich auf einer viel höheren Warte stehen als die für das deutsche Volk erglühende Jugend der Zeit. Er war erfüllt vom Ideal der Menschheit und sah im Kampf gegen das Dänentum eine Selbstzerfleischung der Menschen³. In der Theorie gab Ahlmann ihm gewiß recht, aber eben nur in dem Sinne, daß Soltau ein Ideal aufzeige, das gegenwärtig sich noch nicht verwirklichen lasse. Er war noch immer der Ansicht, daß Bewegung, ja auch Aufregung, Leben bedeute und die besten Kräfte fördere. Zur Entscheidung gedrängt, sah er doch nicht den Menschen an sich, sondern den Staatsbürger als die höchste Ausbildung der Gattung an.

Außerdem aber war für die Vorstellungen des Freundes gerade damals die Zeit wenig günstig. Seiner Natur lag es, den

¹ An G. Hanßen. Konzept o. D.

² Gram. 13. August 1846.

³ Siehe oben S. 75 f; Soltau. 17. 11. 1846.

Kampf aufzunehmen, wenn er ihm geboten wurde. Und in diesen Tagen erschien der offene Brief Christians VIII. Die Zeit der Vorbereitung ging sichtlich zu Ende für ihn persönlich, wie für das Land. Es wurde Ernst; und wenn er bis dahin nicht wie sein Freund Lorenzen seine ganze Kraft und Tätigkeit dem Vaterlande gewidmet hatte, so war das nicht deshalb unterblieben, weil er sein persönliches Interesse über das Vaterland gestellt hatte. Der Augenblick war noch nicht gekommen, um das zu beweisen. Aber die Bewegung, die der dänische König durch seinen offenen Brief hervorrief, fand ihn doch in den Reihen der Kämpfer für Schleswig-Holsteins Deutschtum und Recht. Und das war keine geringe Probe auf die Echtheit seiner sozialen Gefühle, denn in diesem selben Sommer wurde sein Innenleben bewegt durch das Aller-eigenste, was es für den Mann gibt: durch die Liebe zur Frau.

Im Mai noch hatte er Professor Danffens halb scherzhaften, halb ernstgemeinten Hinweis auf eine möglicherweise eintretende Veränderung seines Familienstandes weit abgewiesen. Aber gar nicht lange sollte es dauern, da hatte der Freund recht behalten. Pastor Valentiner hatte sich in Ahlmanns letzten Tübinger Semester mit seiner zweiten Schwester Helene verlobt; und auf der Hochzeit der beiden im Vorfrömmmer des Jahres sah er zuerst das Mädchen, von dem er gleich wußte, die mußte seine Frau werden. Es war Dora Feddersen, die Tochter des Hofpächters Feddersen auf Rieding, eine Gespielin und Freundin der beiden jüngsten Schwestern. Der freundschaftliche Verkehr, der zwischen den beiden Familien bestand, brachte während der nächsten Wochen öfters Gelegenheit, Dora Feddersen zu sehen, und immer mehr verstärkte sich sein Entschluß, um sie zu werben. Die Mutter des jungen Mädchens durchschaute bald, was in ihm vorging; und sie suchte nun ihrerseits die Gelegenheit, um mit ihm zu sprechen und ihn näher kennen zu lernen, nachdem sie ja aus den Erzählungen der Schwestern so viel von ihm gehört hatte. Von seiner aufrichtigen Verehrung für ihre Tochter war sie bald überzeugt und ebenso lernte sie ihn als einen geraden und reinen Charakter kennen. Auch seine extremen politischen Ansichten, mußte sie anerkennen, entsprangen einem edlen und reinen Streben. Einmal meinte sie mit seinem Lächeln: Was die Aufopferung fürs Vaterland angehe, von der er eben gesprochen, so sei er gerade jetzt doch wohl wenig geneigt, seine persönlichen Angelegen-

heiten dem Vaterlande zuliebe hintan zu setzen. Da erklärte er ihr mit großem Ernst — und er wußte genau, worauf sie anspielte — er werde auch jetzt keinen Augenblick zögern, alles aufzugeben, was er für sich persönlich von der Zukunft erhoffe, wenn das Land ihn rufe. Eine Ausrufung, die ihren tiefen Eindruck auf sie nicht verfehlte und ihre Achtung vor dem Manne nur verstärkte. Eines nur bekümmerte sie: die freigeistigen Ansichten, die er auf dem Gebiet der Religion hatte und die zu dem einfältigen Christenglauben, in dem sie ihre Tochter erzogen hatte, so gar nicht passen wollten. Sie hatten lange Auseinandersetzungen, mündlich und schriftlich¹ über das Thema, in denen sie sich freilich nicht verständigen konnten; denn seinen gelehrten Darlegungen, die aus dem Geiste Feuerbachs und Strauß's geboren waren, konnte sie nur ihren Glauben entgegensetzen. Es nützte auch nichts, daß sie ihn schließlich nur bat, ihr die Hoffnung zu lassen, daß er einmal seine Gesinnung ändern könne, wenn er auch jetzt noch im Unglauben verharre. Er sagte ihr, daß seine Meinung reiflich und ganz und gar unwiderruflich gefaßt sei. Und als sie ihm nun die Aufzeichnungen ihrer Tochter übersandte, die diese während ihrer Konfirmationszeit gemacht hatte, da rührte ihn die darin zutage tretende kindliche Frömmigkeit und Gottgläubigkeit zwar tief, aber seine Auffassung vermochte das nicht zu erschüttern. Er sah in der Verschiedenheit der religiösen Überzeugungen aber andererseits keinen Grund, von dem geliebten Mädchen lassen zu müssen, und Madame Feddersen konnte ihm schließlich auch nicht böse sein. Den leidenschaftlichen Brief, in dem Ahlmann ihrer Tochter dann seine Liebe gestand, händigte sie dieser allerdings nicht aus. Sie erzählte ihr aber so viel davon, daß diese nun wußte, daß Ahlmann für sie ebenso empfand wie sie für ihn. Dem doppelten Ansturm konnte die Mutter nun nicht mehr widerstehen und bald war sie ganz auf der Seite der Liebenden. Der alte Feddersen aber war, als die Sache nun vor ihn gebracht wurde, der Meinung, angesichts der Jugend seiner Tochter und der noch unklaren Zukunftsaussichten des Dr. Ahlmann sollten die jungen Leute besser noch warten, ehe sie sich händen. Jedoch nach einem Abend voll Tränen auf Kieding und voll dumpfer Verzweiflung in Grabenstein langte am andern Morgen ein Billet Feddersens bei Ahl-

¹ Briefwechsel Wilh. Ahlmann — Luise Feddersen — Dora Feddersen — Peter Feddersen, im Nachlaß.

manns an, dessen beglückender Inhalt zwei Menschen auf die Höhe der Seligkeit hob und der im weiteren Verfolg einen Buchdrucker in Flensburg in schleunige Arbeit setzte; denn die Verlobung sollte alsbald veröffentlicht werden.

Während sich dieser Herzensroman abspielte, war aber auch das große Drama „Schleswig-Holstein“ um einen Akt vorgerückt, in dem Ahlmann auch seine Rolle mitzuspielen hatte.

Die politische Atmosphäre war je länger desto schwüler geworden. Der König versuchte eben jetzt, ob er wohl an den in seinen Staaten angehäuften Sprengstoff eine Lunte halten könne, ohne daß die Explosion diese auseinanderisse. Diese Lunte war der „Offene Brief“, der auf jeden Fall das Gute hatte, Klarheit zu schaffen. Die schleswig-holsteinischen Patrioten hatten ja lange gewußt, daß es die Absicht der Krone sei, die Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark zu verewigen. Indes bis jetzt war alles nur unterirdisch gewesen, nur Ansichten Unverantwortlicher. Mit der feierlichen Erklärung des Königs lag etwas Maßgebliches vor.. Wenn gleich noch so fein abgewogen und im Nachsage halb zurücknehmend, was im Vorderfage gesagt war, enthielt das Dokument doch den Willen des Königs, die „Integrität“ der dänischen Monarchie auf keine Weise zerstören zu lassen. Er behauptete, die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes, der großen Charte des Absolutismus, bestehe in Schleswig und Holstein zu Recht. Und wenn er danach versicherte, in den Verhältnissen der einzelnen Länder keine Veränderung eintreten lassen zu wollen, so sollte das lediglich ein Beruhigungsmittel sein und die Anhänger des jetzigen Zustandes auf seine Seite ziehen. Nach dieser Richtung hatte der „Offene Brief“ aber seinen Erfolg verfehlt. Die Gesamtstaatsanhänger ließen sich nicht lobend vernehmen. Laut und erregt erklang aber der Ruf des Widerspruchs aus weitesten Kreisen der schleswig-holsteinischen Bevölkerung. Was der Antrag A-green-Uffing noch nicht ganz vermocht hatte, das bewirkte jetzt der „Offene Brief“: die Gleichgiltigen und die Friedliebenden wurden aufgerüttelt. Zwar hielt das Gebäude der dänischen Gesamtmonarchie zusammen, aber es zeigte sich doch schon, wo und wie der Riß eintreten werde. Es krachte in allen Zugen.

Aus zwei Gruppen, natürlich mit vielen Übergängen, setzte sich die Opposition gegen die absolute Monarchie in Schleswig-Holstein zusammen: der rechte Flügel stützte sich auf historisch-

rechtliche Gründe und lebte, — bewußt in den Führern, unbewußt bei der größeren Zahl, — in ständischen Erinnerungen: die Anschauungen des linken Flügels, zu dem Ahlmann gehörte, waren auf dem Boden der Zeitideen von Freiheit und Volkstum erwachsen.

Von beiden Lagern setzte der Protest gegen die Erklärung des Königs ein. Die Rechte besaß ein Organ zum Ausdruck ihrer Meinung in der Ständeversammlung. Die Isehoer Ständeversammlung tagte gerade. An den König-Herzog und an den Bundesfürst wurden Eingaben beschlossen. Wirkungsvoller noch als diese Schritte aber war es, daß die gesamten Kammermitglieder, als die Adresse an den König vom königlichen Kommissar nicht angenommen wurde, die Versammlung verließen und auch die Stellvertreter sich dann weigerten, zu einer Versammlung zu erscheinen, in der die verfassungsmäßigen Rechte mißachtet wurden.

Inzwischen aber hatte auch die Linke sich gerührt. Jetzt war die Zeit gekommen für Lorenzen und Ahlmann, was sie in Berlin in der Studentenschaft geübt, im Ernst anzuwenden: die Massen zu lenken und in Gang zu bringen. Ziel war da noch zu schaffen, um die Dumpfheit aus den Köpfen heraus- und ein lebendiges Interesse für allgemeine öffentliche Dinge hineinzutreiben. Schon bevor der „Offene Brief“ bekannt wurde, hatte der Einfluß der Jüngeren einen Ausschuß zustande gebracht, der eine große Volksversammlung nach Neumünster einberufen sollte. Hier sollten die großen Forderungen der Zeit: Wehrpflicht, Verfassung und namentlich Pressfreiheit beraten werden¹. An diesen Vorarbeiten hatte auch Ahlmann teil. Es bedeutete viel, daß Bessler, der bekannte Vorkämpfer des Deutschtums und der Verfassung in der Schleswiger Ständeversammlung, den Vorsitz in diesem Ausschuß und in der Volksversammlung übernommen hatte. Ehe aber die Versammlung stattfinden konnte, erschien das königliche Patent. Und in kluger Weise wurde jetzt dieses zum Gegenstand der Verhandlung gemacht. Eine ziemlich scharf gehaltene Adresse wurde auf der stark besuchten und glänzend verlaufenen Versammlung angenommen und sofort in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Sie war in Hamburg gedruckt worden. Karl Lorenzen war ihr Verfasser, doch hat auch Ahlmann daran mitgearbeitet².

¹ Hagenah. „Revolution und Legitimität in der Erhebung Schleswig-Holsteins.“ Qu. u. Forsch. Bd. 4, S. 38.

² An Moritz Mohl. 1846. Konz. o. D.

Dieser war jetzt ganz in den Kreis der „Liberalen und Advokaten“ mit eingetreten, die nach der Ansicht der dänischen Regierung und eines Teils der Kopenhagener Presse die einzigen in den Herzogtümern waren, die der Regierungspolitik feindlich gegenüberstanden. Das war nun freilich ein großer Irrtum. Sie waren nur die Führer, die unermüdlichen Warner und Aufrüttler des Volksgewissens: die Ohlhausen, Bessler, Güllich, Clausen, Samwer, Stein, Lorenzen. Von seinen persönlichen Fähigkeiten abgesehen war Ahlmann als Nordschleswiger, der durch seinen Vater weitreichende Beziehungen in der Heimatlandschaft hatte, wertvoll für die Mitarbeit. In diesen Wochen kam er kaum zur Ruhe. Bald war er zu Hause, bald in Holstein. Für ihn galt es im besonderen, in elfter Stunde den Kampf gegen das eindringende Dänentum in Nordschleswig zu führen, das aus kleinen Anfängen heraus, unbeachtet oder gar verspottet, sich in 10 Jahren zu einem starken Gegner entwickelt hatte, und dem die Volksseele Nordschleswigs in weitem Ausmaße anheimgefallen war, ohne daß von deutscher Seite um sie gerungen worden wäre wie von der dänischen. Als Publizist, als Organisator, als Agitator war Ahlmann tätig. Er lieferte Zeitungsartikel, verfaßte Petitionen, versuchte durch persönliche Einwirkung die Lauen und Gleichgiltigen unter der Bevölkerung aufzurütteln. Namentlich wirkte er auch unter den Beamten der Gegend, denen es gleichgiltig war, ob sie deutsch, dänisch oder türkisch werden sollten, wenn sie nur ihr Brot verdienten, die „bisher im politischen Schlaf, doch jetzt taumeln und nächstens wach werden“ würden¹. Der Prinz Friedrich von Noer, der Bruder des Augustenburger Herzogs, hatte als Antwort auf den offenen Brief seinen Posten als Statthalter niedergelegt und er, der sonst nicht eben sehr beliebt gewesen, war plötzlich der Gegenstand der allgemeinen Sympathie geworden. Ahlmann verfaßte eine Dankadresse² an ihn, die im Sundewittschen zirkulieren sollte.

Die Eröffnung der Schleswiger Ständetagung rückte näher. Auch hier mußte die Meinung des Landes ebenso kraftvoll zum Ausdruck kommen wie im Isehoer Ständesaal. Eine große Anzahl von Petitionen und Adressen aus allen Teilen des Herzogtums ging ein, um die Abgeordneten in ihrer Haltung zu stärken.

¹ Konzept o. D.

² Im Nachlaß.

Auch hieran nahm Ahlmann, zusammen mit den Gebrüdern Karberg in Upenrade, tätigen Anteil¹. Er hatte auch wirklich die Genugtuung, daß die schleswigischen Stände, obgleich sie eine andere Taktik einschlugen als die holsteinischen, eine feste Stellungnahme nicht scheuten. — Mitte September führte der Kampf der Bewegungspartei gegen das Polizeiregiment des Ministers Scheel zu der berühmt gewordenen Volksversammlung von Norderdorf, die zwar durch das Militär gesprengt wurde, die aber doch keineswegs wie die Kopenhagener Zeitungen und auch deutsche Stimmen behaupteten eine Niederlage der Schleswig-Holsteiner bedeutete. Ein gewaltiger Erfolg für diese war es allein schon, daß Olshausen in dieser Sache verhaftet wurde. Das Aufsehen, das dadurch erregt ward, war die beste Propaganda, die die Verfassungsfreunde sich wünschen konnten. Die Lage spitzte sich immer mehr zu. „Wer vermag zu sagen, was die nächsten Tage bringen werden“, schrieb Ahlmann an Professor Ravi². Man war auf einen weiteren Kampf gefaßt. — Aber es trat wieder Ruhe ein. Die Regierung benutzte die Machtmittel, die ihr zur Verfügung standen, um öffentliche Äußerungen des Volkswillens streng zu verhindern, hatte im übrigen aber wohl eingesehen, daß sie mit der Verhaftung Olshausens einen falschen Weg beschritten hatte. Sie lieferte nur noch Rückzugsgefechte: Lorenzen und Beseler wurden wegen der Neumünsterschen Adresse in Anklagezustand versetzt. Im wesentlichen war der Feldzug des Jahres 1846 zu Ende.

Ahlmann hatte nicht den Eindruck, daß seine Partei ihn verloren habe. Ganz im Gegenteil war seine und seiner Freunde Stimmung bedeutend gehoben³. Die Arbeit agitatorischer Art, die wir eben geschildert haben, war jetzt zum ersten Mal von ihrer Seite geleistet worden. Bis jetzt hatte man das alles der Gegenseite überlassen, die schon seit Jahren sich des Mittels der direkten Einwirkung auf die Bevölkerung bedient hatte. Der Anfang war verheißungsvoll. „Unsere Sache steht so gut wie nie zuvor“ wiederholt er immer wieder in den Briefen, die er an seine süddeutschen Freunde richtet³. Als Gegner galt ihm dabei auch jetzt, wo die Wogen der nationalen Leidenschaften doch täglich

¹ Joachim Lüders-Sonderburg. 4. 10. 46. Als Anlage die Petition in dänischer Sprache.

² Konzept o. D.

³ An Moritz Mohl. 20. 11. 46.

höher schlugen, nicht das dänische Volk an sich. Gerade nun hält er fest an seinem Lieblingsgedanken einer Durchdringung des Nachbarvolkes mit deutschem Wesen: „Wir werden die Dänen dereinst noch deutsch machen!“ ruft er aus¹. Er sah nicht, daß gerade durch den Kampf jener Jahre dies Ziel für immer verbaut wurde, das bei einer friedlichen Entwicklung auch nach dem Urteil dänischer Forscher unserer Tage² durchaus nicht außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen hätte.

Ahlmann hatte sich an den politischen Kämpfen des Sommers beteiligt ohne Rücksicht auf sein persönliches Interesse, vor allem, ohne an seine Karriere zu denken, die ihm vielmehr eine kluge Zurückhaltung geboten hätte. Er hatte indessen den Plan, sich in Kiel zu habilitieren, nicht aufgegeben. Den Winter wollte er mit Vorstudien zubringen und dann, wenn er die *venia legendi* erhalten hätte, im Sommer-Semester 1847 anfangen zu lesen. Nach seiner Verlobung siedelte er nach Kiel über. Es waren keine glänzenden Aussichten, unter denen er in die akademische Laufbahn eintrat. In Tübingen würde es besser gewesen sein. Aber er hatte es ja vorher gewußt und war infolgedessen nicht enttäuscht.

Die Besucherzahl der Kieler Universität war gering. Kaum das Doppelte der Zahl, die in Tübingen bei der staatswirtschaftlichen Fakultät allein eingeschrieben waren. Studentenunruhen, die im letzten Sommer-Semester an der Universität stattgefunden hatten, hielten zudem manche Eltern ab, ihre Söhne nach Kiel zu schicken. Von der Gesamtzahl der Studenten kam dann nur ein verschwindend kleiner Bruchteil für sein Fach in Frage. National-ökonomische Studien wurden damals noch sehr wenig betrieben, ein Zeichen für das mangelnde Interesse, meint Ahlmann, das öffentlichen Angelegenheiten entgegengebracht wurde. Stein und Ratjen, die staatswissenschaftliche Vorlesungen hielten, hatten jeder nur 3—4 Hörer³. Glänzend war ja die Besucherzahl in den Kollegien junger Anfänger niemals. Aber, daß die „ungeheure Masse der Zuhörer“, die August Gärtner¹ in Ahlmanns Kolleg versammelt sah, so winzig ausfallen würde, ahnte er selbst wohl kaum. Wenn die schon länger dort befindlichen Dozenten Mühe hatten, über-

¹ August Gärtner. 1846.

² Danmarks Riges Historie Bd. 6, S. 461 f.

³ Briefkonzepte o. D.

hauptein Kolleg zustande zu bringen, wie würde es dann ihm gehen. Manchmal allerdings versuchte er zu hoffen, daß die geringe Zuhörerzahl bei seinen zukünftigen Kollegen an ihrer uninteressanten Art vorzutragen liege, und in optimistischer Aufwallung traute er es sich denn zu, es besser zu machen¹. Dann aber sagte er sich wieder, die Hauptschuld liege an dem mangelnden Interesse der Studenten für diesen Studiengang. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es anderen auch nicht besser ergangen sei, wie er es haben würde, z. B. Georg Hanßen, der ihm von seinen Anfängen erzählt hatte. Die freundliche Aufnahme, die er von seinen Kollegen erfuhr, erleichterte ihm den Anfang sehr. Auch außerhalb der Universitätskreise schloß er sich an: so besonders an den Advokaten H. K. Clausen, der neben Olshausen der Führer der Demokraten war. Ahlmann kam auch oft und gern in Clausens Haus.

Der Winter sollte außer der Vorbereitung auf seine Vorlesungen auch nach literarischen Arbeiten dienen. Er hatte da größere Pläne. Das Schaffische Reisestipendium, hatte er schon von Hanßen gehört², wurde im allgemeinen nur an solche Dozenten verliehen, die sich durch Vorlesungen ausgezeichnet oder durch größere wissenschaftliche Arbeiten verdient gemacht hatten. Ahlmann war durch die Beschäftigung mit der Politik doch etwas aus seiner Wissenschaft herausgekommen. Er mußte sich erst wieder einleben. Dazu war eben die Zeit in Kiel gedacht. Die Arbeit, mit der er sich die Sporen verdienen wollte, war eine „Beschreibung des Sundewitts“! Er wandte sich an Georg Hanßen um Rat, aber dieser konnte und wollte ihm einen Rat nicht erteilen². Er wies ihn nur auf die Schwierigkeiten hin, die eine solche Arbeit gerade beim Sundewitt finden mußte, infolge der verschiedenen Jurisdiktionen, die sich dort fänden, je nach der verschiedenen Zugehörigkeit der einzelnen Distrikte zum ehemaligen Königl. Herzoglichen oder gemeinsamen Anteil. Trotzdem machte Ahlmann sich daran, das Material zu sammeln. Zur Ausführung kam er nicht. Er hat die Arbeit auch später nicht beendet, ebenso wenig wie eine zweite, die er gleichfalls jetzt plante: „über die Veränderung im Wert des Bodens in den Herzogtümern.“ Die wissenschaftliche Ausbeute dieses Winters war doch nicht mehr als

¹ An G. Hanßen. 30. 11. 46.

² G. Hanßen. 2. 1. 47.

das Konzept zu seinen Vorlesungen im nächsten Sommersemester. Die *venia legendi* hatte er erhalten.

In das Jahr 1847 fällt dann die Gründung von zwei Vereinen in Kiel, von denen der eine wissenschaftlichen, der andere praktisch wirtschaftlichen Charakter hatte. Die „Statistische Gesellschaft“, deren Satzungen Ahlmann ausarbeitete, sollte den Zweck haben, „durch Sammlung und Veröffentlichung statistischen Materials die Kenntnis der Zustände des Landes zu fördern, der Regierung mit statistischen Arbeiten an die Hand zu gehen und zunächst die Vorarbeiten für die Herausgabe eines statistischen Handbuchs für die Herzogtümer zu beschaffen“.

Der zweite Verein, an dessen Gründung Ahlmann beteiligt war, hat eine ungleich größere Wirksamkeit entfaltet: es war der Handels- und Industrieverein, der am 17. August 1847 ins Leben gerufen wurde und der am Ende des Jahres 85 Mitglieder zählte. Vielleicht ist der Lübinger Gewerbeverein, in dem Ahlmann seinerzeit Vorträge gehalten hatte, das Vorbild zu dieser Gründung gewesen. Ahlmann wurde zum Sekretär des neuen Vereins gewählt, der bald Gelegenheit hatte, für die Interessen Kiels einzutreten. In den ersten Monaten seines Bestehens schon reichte Ahlmann in seinem Auftrage 9 verschiedene Gutachten oder Vorstellungen ein, die meistens Verkehrsfragen betrafen. Die wichtigsten betreffen eine Telegraphenlinie von Altona über Lübeck nach Kiel und die Vorstellung gegen das Projekt einer Hamburg-Lübecker Eisenbahn, von dem man eine schwere Schädigung des Kieler Handels befürchtete².

Im Sommer 1847 fand in Kiel auch die Versammlung deutscher Land- und Forstwirte statt, eine jener großen Veranstaltungen, die in jenen Jahren die Einheit Deutschlands wenigstens auf kulturellem Gebiet sinnfällig machten. Für die Festschrift zu dieser Tagung wurde auch Ahlmann aufgefordert, einen Beitrag zu liefern. Doch scheint es nicht, daß er der Aufforderung Reventlows-Farbe nachgekommen ist. Denn während dieser ganzen Zeit ruhte seine politische und publizistische Tätigkeit. Eine Anfrage Schweglers für die „Jahrbücher der Gegenwart“ einen Artikel über Schleswig-Holstein zu liefern, hatte er an Lorenzen weiter-

¹ Entwurf im Nachlaß.

² Akten des Handels- und Industrievereins im Nachlaß.

gegeben¹, der ja noch mehr in der Sache stand als er selbst. Lorenzen war inzwischen nach Bremen übergesiedelt als Redakteur der „Bremer Zeitung“.

Er selbst war ebenfalls journalistisch tätig. Über wirtschaftliche Fragen schrieb er in den Tageszeitungen, in dem Kieler Korrespondenzblatt und im Altonaer Merkur. Zur „Börsenhalle“, wie überhaupt zu den Hamburger großen Zeitungen, hatte er vom „Hamburger Freitagklub“ her noch Beziehungen, die er jetzt wieder anknüpfte. Die Hamburger Zeitungen waren in jenen Jahren neben den Bremer Blättern die einzige Stelle, wo schleswig-holsteinische Angelegenheiten freimütig besprochen werden konnten. Ganz ohne Einschränkung durfte Ahlmann als ihr Kieler Korrespondent auch hier nicht reden. Aber gegenüber dem erbarmungslosen Druck, unter dem die holsteinischen Blätter in der Frau Scheel-Moltke standen, war der Hamburger Zensur doch sehr milde.

„Daß sie nur die Seile recht stramm anziehen, desto eher zerreißen sie,“ hatte Ahlmann schon 1842 geschrieben². Nun, die Gewalthaber in Kopenhagen taten jetzt ihr Bestes. Nur so war es ihnen möglich, die Regungen der Freiheit und den Verfassungswillen in allen Teilen der Monarchie niederzuhalten. Die Seile klangen und krachten und es war nur eine Frage der Zeit, daß sie zerspringen mußten. Ringsum in den anderen Staaten lösten sich die straffen Bande des Absolutismus schon bedenklich. In München kam es zu den Lola Montez-Unruhen. In Preußen, dem Hort der Reaktion, wurde durch den vereinigten Landtag der erste Anfang zum Ende des alten Preußens gemacht. Diese Tatsache wurde rings in den deutschen Landen als ein bedeutames Zeichen der Zeit gewertet. Nicht zum wenigsten in den Herzogtümern. Hier schaute alles nach dem Süden aus. Ahlmann hatte ja schon immer die schleswig-holsteinischen Verhältnisse im Licht der deutschen Zustände erblickt, unter denen er politisch groß geworden war. Jetzt war der Gedanke *a l l g e m e i n* geworden, daß es mit Hilfe der deutschen Brüder gelingen müsse, die deutsche Nationalität der beiden Herzogtümer zu behaupten. Schleswig-Holstein war in allen Schichten des deutschen Volkes populär geworden. „Wenn die Regierungen nicht wissen, was ihre Pflicht

¹ Konzept o. D.; Lorenzen. 29. 11. 46.

² S. o. S. 37.

ist, dann werden wir Euch helfen, die Untertanen," in diesem Sinne schrieb August Gärtner, der doch hohen Beamtenkreisen entstammte, und so dachten ungezählte Tausende in den deutschen Gauen¹.

Ahlmanns Vater war die journalistische Tätigkeit des Sohnes garnicht recht, da er fürchten mußte, verschiedene Notizen Wilhelms über sundewittsche Verhältnisse würden oben Anstoß erregen: „Es bringt Dir keinen Nutzen und uns nur Nachteil!“ Dabei war, was Ahlmann schrieb, oder vielmehr, was die Zeitungen drucken durften, sehr gemäßigt nach Form und Inhalt, meistens recht belanglos sogar. Das wurde erst anders im neuen Jahre, als ein Ereignis eintrat, das die Stille in den dänischen Staaten jäh unterbrach: der Tod des Königs am 20. Januar 1848. In den Herzogtümern rührte sich in den ersten Tagen nach dem Ableben des Fürsten noch nichts; um so geschäftiger waren in Broschüren, Adressen und Zeitungsartikeln die freiheitlichen und nationalistischen Kreise des Königreichs. Unter diesem Eindruck entschlossen die Schleswig-Holsteiner sich ihrerseits auch dazu, dem neuen Landesherrn ihre Wünsche zu unterbreiten. Zuerst in Kiel, dem geistigen Mittelpunkt des Landes. Am 24. Januar wählte eine Bürgerversammlung in der Harmonie einen Ausschuß, der eine Adresse an den König feststellen sollte. Von Anfang des Februar an beginnt das politische Leben in Kiel dann immer schneller zu strömen. Ein Ereignis jagt das andere. Mehr als alles andere aber war für Ahlmann und seine Freunde das vollkommen unerwartete Erscheinen eines königlichen Verfassungsreskripts ein Zeichen der veränderten Zeitumstände: die Entscheidung nahte mit Riesenschritten. Jeder Tag brachte neue Aufregungen: Versammlungen der Bürgerschaft, Versammlungen von Ständemitgliedern, Versammlungen der Ritterschaft. Überall handelte es sich um die Stellungnahme zu dem königlichen Geschenk einer Verfassung, das Christian VIII. noch als seinen letzten Schachzug vorbereitet hatte, um die nationalen Leidenschaften in seinem Reiche durch die freiheitlichen aufzuheben. Die Rechnung war nicht falsch gewesen: die Front der Schleswig-Holsteiner spaltete sich. Olshausen und ein Teil seiner Freunde ließen sich durch die Aussicht einer freien Verfassung bestimmen, das Nationalprinzip zu Gun-

¹ August Gärtner 1846; 22. 2. 47.

² Der Vater. 2. 2. 48.

sten des Konstitutionalismus zurückzustellen. Ahlmann konnte dem sonst von ihm so verehrten Führer und Freunde in diesem Punkte nicht folgen. Manches in Olshausens Beweisführung mochte ihm allerdings verlockend erscheinen. Besonders wenn dieser den Gedanken äußerte, der ja seit 10 Jahren gerade Ahlmanns Lieblingsidee gewesen war, daß hier ein Weg gegeben sei „um die Dänen in das deutsche Wesen hineinzuziehen“. Aber er hielt diesen Weg doch für falsch, um zu dem Ziele zu gelangen. Er sah mit der größeren Zahl der schleswig-holsteinischen Politiker, wie Faldt, Drosfen, Stein, Samtwer, Wichmann u. a. in dem Vorschlag nur eine Falle. In einem dänischen Gesamtstaat würde das deutsche Wesen auf das schwerste bedroht sein. Ahlmann war vor allem nicht der Ansicht, die Olshausen in den Besprechungen vertreten hatte: „auf das deutsche Volk . . . sei nicht zu rechnen, und bis das wach werde, könne man nicht auf die Freiheit warten.“ Er hatte lange Jahre unter diesem deutschen Volke gelebt. Er hoffte nach seinen Eindrücken, die er besonders in Süddeutschland empfangen hatte, auf einen baldigen Umschwung in den deutschen politischen Verhältnissen. Oft mag er sich in diesen Tagen an die Unterhaltungen mit den schwäbischen und badischen Politikern erinnert haben, besonders an Pfizers Wort von dem „Anstoß von außen“. Näher als man dachte, konnte dieser Umschwung in der europäischen Politik sein. Daraufhin lohnte es sich schon, jetzt fest zu bleiben. Welch einen schlechten Eindruck, darin war er mit Befeler einig, mußte es auf die deutsche Öffentlichkeit machen, wenn Schleswig-Holstein, „ihr Schoßkind“, sich von Deutschland abwenden würde, sei es auch nur „interimistisch“, wie Olshausen meinte.

Es handelte sich für die nächste Zukunft um die Frage, ob man in den Herzogtümern „Erfahrene Männer“ wählen sollte, die den Verfassungsvorschlag zu beraten hatten. So schrieb das Rescript vor. Die wesentlich national Eingestellten, wie Ahlmann, lehnten jedes Eingehen auf das Verfassungsangebot, also auch die Wahl der „Erfahrenen Männer“, ab. Am 17. Februar war in Kiel eine große Zahl — die überwiegende Mehrzahl — der schleswigschen und holsteinischen Ständedeputierten zusammengekommen, um sich über die Frage schlüssig zu werden. Es zeigte sich, daß nicht nur die Linksradikalen, sondern ebenso sehr die äußerste Rechte, die

¹ Ahlmann an Lorenzen. 4. 2. 48. (Nachlaß Lorenzens, Vergl. Qu. u. Forsch. z. Gesch. Schl.-H. Bd. 4, S. 49 ff.)

alterschleswig-holsteinische Beamtenschaft, für die Wahl war, und das Ergebnis war ein Kompromiß: man solle wählen mit einem Vorbehalt. Ahlmann zeigte sich in seinem Bericht, den er unter seinem Zeichen „††“ in der „Börsenhalle“¹ schrieb, wenig befriedigt von dem Ausgang der Verhandlungen. Dadurch, daß man den Vorbehalt nicht für alle verbindlich formuliert habe, sei man genötigt, sich auf die nationale Gesinnung des einzelnen Abgeordneten zu verlassen. Man hätte, meint er, für den Fall, daß die Reservation abgelehnt werde, die Verweigerung der Wahl v o r s c h r e i b e n sollen. Die Stimmung der Deutschgesinnten in den Herzogtümern war recht niedergedrückt. Um so sicherer trat die nationale Partei im Königreiche auf, die gleichfalls das Gesamtstaatsprojekt ablehnte. Die Regierungsmaßnahmen ließen erkennen, daß man in Kopenhagen einen Kurs steuern wollte, der scharf gegen das deutsche Wesen gerichtet war, vor allem gegen das Deutschtum im Herzogtum Schleswig. Darin lag noch ein Trost für die Nationaldeutschen und eine Hoffnung, daß die „Halben und die Freiheitschwinder“², wie Besele die Freunde des Verfassungsvorschlags nannte, sich befinden würden. Aber viele Aussicht auf ein energisches geschlossenes Handeln der Schleswig-Holsteiner bestand nicht.

Da kam der so lange ersehnte „Anstoß von außen“ wirklich.

¹ Börsenhalle. 20. 2. 1848. Qu. u. Forsch. 3. Gesch. Schl.-Holst. Bd. 4.

² Qu. u. Forschungen 3. Gesch. Schl.-H. Bd. 4, S. 56.

2. Buch

VII.

Der Völkerfrühling.

Der Augenblick war da, für den Tausende von Männern einzig und allein gelebt hatten und den sie erharret hatten mit einer Zuberficht, so zielficher, daß man sie Inbrunst nennen muß. Mit ihnen genoß Ahlmann das große Aufatmen, das durch Mitteleuropa ging, und wurde der Erwartung kommender Dinge froh. Ihm und seinen Freunden in Schleswig-Holstein bedeutete die Kunde von der Pariser Revolution womöglich noch mehr als den Liberalen im übrigen Deutschland.

Ahlmann war in seinem deutschen Glauben völlig gerechtfertigt: Deutschland war wach. Mit einem Schlage. Jeder Tag, jede Zeitung brachte neue Zeugnisse dafür ans Licht. Pfeiler bei Pfeiler brach zusammen von dem Metternichschen System, und daß der Umsturz vor dem Mittelpunkt nicht Halt machen werde, stand immerhin zu hoffen. Überraschend schnell, am 4. März schon, las man, daß der Bundestag selbst, dieses Werk und Sprachrohr Metternichscher Staatskunst, dem Sturm der Zeit nicht hatte widerstehen können und fogar versuchte, seinerseits selbst in die neue Bahn einzulenken, indem er schwarz-rot-gold, das bis dahin verpönte und verfolgte Symbol deutscher Einheit und Freiheit, von sich aus für die Bundesfarben erklärte.

Worauf es Ahlmann in diesem Augenblick besonders ankommen mußte, sprach er in einem Artikel der „Börsenhalle“ vom 8. 3. 48 aus: „Der Blick richtet sich nun nach Süden: das Geschick der Herzogtümer wird nicht mehr in Dänemark entschieden.“ Die Hemmung, die einer nationalen Entwicklung der Herzogtümer durch das Januarreskript des Dänenkönigs bereitet wurde, war

nun überwunden. Frei konnten sich die Freunde einer freiheitlichen Entwicklung — und wer zählte damals nicht dazu! — dem Jubel und der Hoffnung des Augenblicks hingeben. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, den Ahlmann 1843 als Berliner Student schon herbeigewünscht hatte: das politische Bewußtsein erwachte. Und daß er damals recht hatte, wenn er sagte, daß dies erst ein Volk zum Volke mache, war nun zu sehen. Von diesen Märztagen 1848 an ist das „schleswig-holsteinische Volk“ recht eigentlich erst geworden, wenigstens in dem Sinne, daß es in weiteren Kreisen ein Bewußtsein seiner Lage erhielt. Dazu tat Aufklärung not, die bis dahin systematisch hintenan gehalten worden war. Durch zwei Mittel hauptsächlich wurde sie gefördert, durch die Presse und durch die „Bürgervereine“. Die Zeitungen entwichen in diesen Tagen der Zwangsjacke „Zensur“ fast vollständig, ohne daß irgend eine der entgegenstehenden scharfen Verfügungen formell aufgehoben worden wäre, es kümmerte sich eben niemand mehr um sie; und die Regierung in Kopenhagen und ihre Organe in den Herzogtümern wagten es nicht, ihnen Geltung zu verschaffen. Ebenso war es mit den Versammlungen bestellt. Diese waren noch ebenso verboten, wie sie es vor zwei Jahren bei der Mortorfer Affäre gewesen waren; aber ernsthaft zuzugreifen wagten die Polizeibehörden nicht.

Theodor Olshausens Kieler „Bürgerverein“, dessen Sitzungen in der Harmonie jetzt mit einem Male stark besucht waren, bestand ohne wesentliche Störungen. Das hatte Ahlmann ersehnt und erstrebt, seit er wachen Auges in der politischen Welt lebte: freies Wort, um politisch aufklärend zu wirken. Was Wunder, wenn er jetzt mit und vor den anderen jüngeren Dozenten der Universität wie Lorenz Stein, Otto Fock, und den Advokaten wie Hedde u. a. zu den eifrigsten Rednern der Harmonie gehörte. Mit sichtlichem Stolz meldet er Anfang März¹ der „Börsehalle“, daß der Verein über 400 Mitglieder zähle. Die auf den Sitzungsabenden verhandelten Themen und beschlossenen Petitionen, z. B. betreffs Bürgerbewaffnung, National-Parlament, Press- und Versammlungsfreiheit, zeigen, daß die Politik, die hier gemacht wurde, denselben Zielen zudrängte und von demselben „Zeitgeiste“ getrieben wurde, wie damals Tausende von ähnlichen Vereinen in den vielen deutschen Ländern. Unter dem Schlagwort „Zeitgeist“ faßte man all

¹ Nr. 11 017.

das Sehnen und Streben nach Freiheit und nationaler Entwicklung zusammen, das auch Ahlmanns Wesen prägte. So sehr nun aber dieser Geist Ahlmanns innerstem Empfinden entsprach, so sehr die starken pathetischen Worte, in denen man ihm in der Faulstraße Ausdruck verlieh, ihm aus der Seele gesprochen waren, so vergaß er in seiner Schriftstellerei doch nicht, daß sein Land immer noch in dem Taumel dieser Tage in einer ganz besonderen Lage sich befand, die eine gesteigerte Aufmerksamkeit erforderte. Wenn er geschrieben hatte, der Blick sei nach Süden gerichtet, so meinte er das nur in dem Sinne, daß die Hilfe vom Süden zu erwarten sei. Daß aber vom Norden Gefahr drohe, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel, und es hätte gelegentlicher Hinweise und Anregungen von Lorenzen, Samwer und anderen nicht bedurft, um ihn zu dieser Haltung zu veranlassen.

Daß in Kopenhagen gearbeitet wurde, um die staatsrechtlichen Verhältnisse, unter denen man bisher gelebt hatte, zu zerstören, wußte jeder. Der dänische Gesamtstaat wurde ja nicht nur von den Schleswig-Holsteinern bekämpft. Mindestens ebensosehr bedrohten ihn die dänischen „Nationalliberalen“, die Leute um Clausen, Schouw, Etatsrat Hvidt, Orla Lehmann, Tscherning. Es kam nur darauf an, in wie weit ihre Grundsätze in Kopenhagen sich durchsetzen würden, die in Wahrheit ganz dieselben waren, wie die der fortschrittlichen Schleswig-Holsteiner. Beide Gruppen hätten Bundesgenossen sein können, wenn Schleswig nicht gewesen wäre. Jetzt war es klar, daß es ein Irrtum Ahlmanns und seiner nordischen Univeritätsfreunde gewesen war, wenn sie glaubten, gemeinsam und in Einigkeit an dem großen Werk der Völkerbefreiung arbeiten zu können: Schleswig stand dazwischen.

Gelangten nämlich hüben und drüben die nationalistischen Anschauungen zum Durchbruch, wurde es Tatsache, was in jenen Tagen ein Kieler Korrespondent schrieb: „Wo die Nationen sich begrenzen, werden die Staaten ihre Grenzen ziehen!“ — dann mußte irgendwo durch die dänische Monarchie ein Trennungstrich gezogen werden. Aber die Frage wo? beantwortete man anders in Kopenhagen, anders in Kiel und Schleswig. Darüber trennten sich die Geister. Eine reinliche Scheidung nach dem Nationalitätsbewußtsein der Bewohner war nicht möglich — ein Unterschied der Rasse schon garnicht festzustellen. Unmerklich waren die Übergänge

¹ „Börsenhalle“ 1848, Nr. 11 110.

vom holsteinischen über das südschleswigsche, das mittelschleswigsche, nordschleswigsche in das jütische Volkstum. Merkbar wurden die Gegensätze — denkt man die Sprache hinweg — erst, sobald das Inseldänentum hineinspielte — von dem Deutschtum aus dem „Reich“ war damals ja noch nicht die Rede. Die Sprache aber war kein entscheidendes Merkmal für die nationale Zugehörigkeit, zum mindesten nicht für den nationalen Willen. Die dänische Partei der Nationalliberalen, die das behauptete und doch über die Sprachgrenze hinaus bis an die Eider vorstoßen wollte, war genau so expansiv, wie es der deutsche Nationalismus bisher gewesen war.

Wir erinnern uns, daß Ahlmann vor zwei Jahren noch Dänemark für das Deutschtum hatte gewinnen wollen. Davon ist jetzt bei ihm nicht mehr die Rede. Die Leidenschaft des Kampfes ließ ihn dies große Ziel doch aus den Augen verlieren. Auch war er damals (1846) erst eben aus der Weite der deutschen Politik in die Herzogtümer zurückgekommen, und er maß die Dinge noch mit den Augen des Großdeutschen. Jetzt aber sah er, trotzdem die deutsche Idee sich zu verwirklichen anschickte, sich als schleswig-holsteinischer Deutscher national in die Verteidigung gedrängt: Es galt erst einmal sich seiner deutschen Haut zu wehren¹. Der Gedanke, durch leiseres Auftreten einer großen deutschen Zukunft den Weg zu bereiten, ist weder ihm noch jemand anders damals gekommen: das dänische Volksbewußtsein hatte sich doch viel stärker gezeigt, als man angenommen hatte; es konnte nicht gewonnen, es mußte bekämpft werden.

Freilich gab es, wie wir gesehen haben, eine Partei des Ausgleichs: die Anhänger des Gesamtstaats; aber diese lebten nicht im nationalen Gedanken, ebensowenig wie im freiheitlichen. Es waren die Männer des alten Systems, deren es hüben und drüben gab. In der Kopenhagener Regierung, im Staatsrat, saßen sie noch; denn Friedrich VII. hatte die Minister seines Vaters beibehalten, hatte sogar den schleswig-holsteinischen Grafen Carl Moltke, bis dahin der Leiter der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen, zu seinem Minister gemacht. Würden aber diese Männer sich halten können, gegenüber dem Ansturm der Nationalen, die am 11. März im Kasino eine mächtige Kundgebung veranstalteten und auch sonst zeigten, daß sie sich ihrer Macht bewußt waren? Beforgt schauten Ahlmann und seine

¹ Ahlmann an Lorenzen. 4. 2. 48 (Nachlaß Lorenzen).

Freunde auf das Ringen, das sich am Sunde vollzog. Sie zählten sich zu keiner der beiden Parteien, die um den Einfluß am Hofe kämpften. Aber doch hätte sich mit einer der beiden für sie ein *modus vivendi* schließlich finden lassen: mit den Carl Moltke und Orsted. Sympathisch waren diese Leute den schleswig-holsteinischen Liberalen und erst recht den Demokraten wie Ahlmann ganz gewiß nicht, aber doch standen diese Kopenhagener Absolutisten ihnen nicht mit solcher Todfeindschaft gegenüber wie die Kasino-Leute¹.

In den Herzogtümern blieb man bis in diese Tage hinter den Kopenhagener Nationalen stets einen Schritt zurück. Einfichtige, zu denen auch Ahlmann gehörte, erblickten in diesem abwartenden Verhalten jedoch einen Nachteil der schleswig-holsteinischen Sache². Sie erkannten, daß die dänischen Fortschrittler die Lage richtiger beurteilten, und versuchten möglichst gleich zu ziehen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Es hieß die schleswig-holsteinische und die deutsche Öffentlichkeit aufklären, welches Unwetter sich in Kopenhagen zusammenzog.

Immer alarmierender wurden mit dem Beginn der zweiten Dekade des März die Kieler Berichte über die Vorgänge in Kopenhagen. Ahlmann war es, der die Nachricht von einer entscheidenden Staatsratsitzung am 11. 3. in die ohnehin schon leidenschaftlich erregte Öffentlichkeit schleuderte. Sämtliche Staatsräte hätten sich für die Inkorporation Schlesiens ausgesprochen! Dänische Kriegsschiffe seien nach Kiel unterwegs³! Diese den Tatsachen um 14 Tage vorausseilende Meldung hat damals großes Aufsehen erregt. Zusammen mit der Nachricht des nächsten Tages über die Bildung von Freischaren in Dänemark, die in den Worten gipfelte: „Die Dänen wollen deutsches Land erobern!“ sollte die Kunde die schlafenden Gemüter im deutschen Lager wachrütteln; und sie hat es auch getan. Ahlmann hatte die Nachricht gebracht auf Grund von Gerüchten, die in Kiel umliefen und die auf Privatbriefen aus Kopenhagen beruhten. Er war selbst jedenfalls so sehr von ihrer Richtigkeit überzeugt, daß er sich beschwerdeführend an die Redaktion der „Börsenhalle“ wandte³, als diese eine Zuschrift aus Kiel aufnahm, die die Richtigkeit der Nachricht von der Staatsratsitzung bestritt. Psychologisch — wenn man sich so ausdrücken will — war die Nachricht jedenfalls zutreffend; denn jeden

¹ Ahlmann an Lorenzen. 4. 2. 48. (Nachlaß Lorenzen).

² „Börsenhalle“ 1848, Nr. 11 112.

³ Red. d. „Börsenhalle“ an Ahlmann. 17. 3. 48.

Augenblick konnten, wie sich ja bald zeigen sollte, die gemeldeten Ereignisse Tatsache werden. Davon war Ahlmann ebenso wie seine Freunde felsenfest überzeugt. War es aber dann nicht besser, selbst loszuschlagen und so das Moment der Überraschung für sich zu haben? Diese schwerwiegende Frage ist in dem Kreise um Olshausen damals tatsächlich erwogen worden. Was da geplant war, wissen wir nicht¹. Daß aber etwas vorbereitet oder jedenfalls vorherberaten war, und daß der entscheidende Schlag am 18. März anläßlich der Zusammenkunft der Ständeabgeordneten beider Herzogtümer in Rendsburg geführt werden sollte, geht aus einem Briefe Frau Feddersens an Ahlmann² hervor: „... es war ja doch eine zu große That, die Ihr dort ausführen wolltet . . .“ Aus der vorliegenden gedruckten Literatur weiß man — z. B. aus den Erinnerungen des Prinzen von Roer —, daß eine große Volksversammlung von Olshausen auf den 18. März nach Rendsburg einberufen und auch wieder abgesagt worden war. Es ist ferner bekannt, daß auf jener Tagung gesprochene scharfe Worte Olshausens die Stimmung in Dänemark sehr erhitzten. Diese und andere Tatsachen berechtigen zu der Annahme, daß der aufgeregte Brief Ahlmanns, den Frau Feddersen am 16. März erhielt³, in der That die Andeutung eines beabsichtigten Gewaltreiches enthalten hat. Bekanntlich ist es damals bei der Absendung einer Deputation an den König geblieben.

über dem Tage in Rendsburg lag freilich ein revolutionärer Schein. Die schwarz=rot=goldene Gesinnung der Bevölkerung, die Gesinnungsgemeinschaft von Bürgern und Militär und die Ohnmacht der Behörden hatten sich zu deutlich kundgetan. Aber es war nicht zur gewaltfamen Erhebung gekommen: überzeugend hatten die gemäßigten Elemente darauf hingewiesen, daß, wenn auch die kriegerische Auseinandersetzung beider Teile der dänischen Monarchie nicht zu vermeiden sei, sie, die Schleswig=Holsteiner, sich ihrer besseren Stellung nicht begeben durften. Diese vorteilhaftere Lage bestand darin, daß sie ihre Ansprüche viel eher mit dem status quo vereinigen konnten, als die Dänen. Sie konnten ruhig abwarten, bis

¹ Der Altonaer Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ (Qu. u. Forsch. Bd. 4, S. 97), übertreibt offenbar. Er hat nur Kunde durch das Gerücht.

² Luise Feddersen. 23. 3. 48.

³ Der Brief ist nicht gefunden. Luise Feddersen. 23. 7. 48.

die Dänen von dem abwichen, was man später den „Rechtsboden“ nannte oder bis in Kopenhagen der „Brud med Traditionen“¹ eintrat. Die Bedeutung des 18. März für die Geschichte der Erhebung ist stark umstritten. Dänischerseits ist darauf hingewiesen worden, daß von diesem Tage an die Erhebung zu datieren sei. Ahlmann hat in einem Bericht über die Vorgänge von 1848, den Otto Fock 1862 von ihm erbat², sich genau in demselben Sinne ausgesprochen: „dieser Tag — der 18. März — ist der eigentliche und erste Tag unserer Revolution.“ Die Bezeichnung „Revolution“ für die Erhebung ist hier geflissentlich gebraucht und es ist der Politiker, nicht der Historiker, der ihn anwendet³. Von demokratischer Seite wurde schon im Jahre 1848 ein erbitterter Kampf gegen die rechtsstehenden Kreise ausgefochten, welche die schleswig-holsteinische Erhebung als eine konservative Bewegung hinstellten, die mit den Tendenzen des Jahres nichts gemein haben sollte. Demgegenüber behaupteten die schleswig-holsteinischen Demokraten, daß die Herzogtümer auch „ihre“ Revolution gehabt hätten⁴.

Die Beweiskraft dieser Zeugnisse für die „Schuld“ der Schleswig-Holsteiner am Ausbruch des bewaffneten Zwistes ist also nicht erheblich! Nur dafür können sie ins Feld geführt werden, was wir oben schon behaupteten und noch besser belegten, daß auf gewisser Seite in den Herzogtümern die Absicht bestanden hat, den Dänen zuvorzukommen. Die aus den Rendsburger Verhandlungen tatsächlich hervorgehende Politik war aber die viel klügere, vermittelnde, die das Odium des Bruches mit dem bis dahin geltenden Rechtszustand den Dänen zuschob. Wie sehr es der dänischen Politik der Zeit schadete, daß man in Kopenhagen dem Hitzkopf Orla Lehmann folgte, kann man bei Neergaard nachlesen.

Daß die Dinge sich so entwickeln würden, daß man also, wenn die Schleswig-Holsteiner es nicht taten, in Kopenhagen über die „Schwelle des Aufruhrs“ hinübertreten werde, davon waren freilich die weitesten Kreise, nicht nur der linke Flügel der Schleswig-Holsteiner überzeugt. Die Entscheidung nahte in rasender Schnelle. Vorkehrungen zu treffen, um den Bestand des Staa-

¹ Neergaard: Under Junigrundloven I, 221.

² Fock. 26. 10. 1862.

³ Dasselbe gilt von den Darstellungen Focks, Lüders und anderer.

⁴ Bergl. Schlesw.-Holst. Jtg. 1848, Nr. 114.

tes zu sichern, war sittliche Pflicht. Die offizielle schleswig-holsteinische Politik, die in den Beschlüssen der Stände vom 18. März vorlag, hatte sich mit der Einsetzung eines dreigliedrigen Ausschusses begnügt, der aus Reventlou, Bargum und Beseler bestand, bis auf Beseler also Männer der Rechten. Dieser Ausschuss blieb außerdem nicht beisammen, Reventlou war in Breeß, Bargum in Kiel, Beseler in Schleswig.

Demgegenüber verharrten die Führer der Linken, unter ihnen auch Ahlmann, nach der Rendsburger Tagung nicht in Untätigkeit. Am 19. März schon fand eine Tagung in Neumünster statt, auf der man sich vollends darüber klar ward, daß es zu einem Bruch mit den Dänen und zu einer bewaffneten Auseinandersetzung kommen müsse und auf der man die notwendigen Maßnahmen für diesen Fall beriet¹. Unabhängigkeitserklärung, Provisorische Regierung und Volksbewaffnung — in diesen drei Worten lassen sich die Ziele und die Maßnahmen der Männer um Olshausen zusammenfassen. Ahlmann hatte sich der politischen Tätigkeit nun ganz hingeeben. Keine Bedenken, keine Rücksichten auf seine Familie, auf seine Braut hätten ihn davon zurückhalten können. Wie verkehrt beurteilte ihn sein Vater, wenn er denken konnte, er habe jetzt Sinn für professorale Berufsaussichten; selbst wenn der „Posten Georg Hanffens“² in Leipzig für ihn zugänglich gewesen wäre, wie fern lag ihm all das jetzt. Jetzt, wo all die Träume von Deutschland und Schleswig-Holstein reifen sollten! Es war ihm nicht möglich, in seinen Briefen an seine Braut gelassen zu scheinen und wohlabgewogene Worte der Zuneigung zu finden, wo sein Inneres brannte für die große Sache des Vaterlandes. Er nahm väterliche Ermahnungen, „an seine Dora zu denken“, nicht weiter tragisch, wußte er doch seit einer Aussprache im Februar³, daß seine Braut ihn in seinen politischen Leidenschaften verstand und daß sie es auch begreife, wenn er sie jetzt „vernachlässige“.

Olshausen mußte mit Clausen in den nächsten Tagen nach Kopenhagen abreisen; beide waren in der am 18. erwählten Deputation. Da blieb die Leitung den jüngeren Kräften überlassen: die „Volksbewaffnung“ z. B. mußte unter der Hand organisiert

¹ Ahlmann in seinem Bericht an Fock. 1862.

² Der Vater. 19. 3. 48.

³ Dora Feddersen. 4. 2. 48.

An Dora Feddersen. 15. 2. 48.

werden. Ahlmann zeigte hier zum ersten Male seit seiner Studentenzeit sein Talent für solche Aufgabe. Die Kieler Studenten zu Waffenübungen zu veranlassen war ein leichtes gewesen bei dem hohen Schwung, der gerade durch die akademische Jugend der Zeit ging. Jetzt aber galt es Verbindungen mit den Städten des Landes anzuknüpfen und auch in Kiel die Sache aus dem Bereich der Reden in die Tat umzusetzen. Für all das stellte Ahlmann seine Begabung und Arbeitskraft zur Verfügung. Dann aber hatte Ohlshausen noch einen besonderen Auftrag für ihn¹.

Es konnte den Führern der Linken nicht verborgen bleiben, daß ihre Bestrebungen zur Unfruchtbarkeit oder doch zu minderer Wirksamkeit verurteilt waren, solange sie mit den ständeamtlichen Stellen, vornehmlich dem dreigliedrigen Ausschuß, keine Fühlung hatten. Diese aufzunehmen und während der Zeit von Ohlshausens Abwesenheit aufrecht zu erhalten war Ahlmann am geeignetsten wegen seiner Fähigkeit Personen zu behandeln, und weil er Beseler, mit dem allein die Verbindung aufgenommen werden konnte, politisch am nächsten stand, dabei aber doch ein zuverlässiger überzeugter Demokrat war. Die Verhandlungen Ahlmanns mit Beseler bezogen sich auf die Einsetzung und besonders die Zusammensetzung einer *R e g i e r u n g s k o m m i s s i o n* für die Herzogtümer in dem Falle, daß die Deputation in Kopenhagen abgewiesen wurde. Von Bargum ist dabei, wenn Ahlmanns Erinnerungen nach 14 Jahren noch zuverlässig sind, nicht gesprochen worden, dagegen wurden die späteren Mitglieder der „Provisorischen Regierung“ genannt und dazu noch General Krohn. Der Letztere sollte der militärische Sachverständige sein, denn „gegen den Prinzen hegen wir Mißtrauen“. Graf Reventlow hatte durch sein vorsichtiges — wie man es auffaßte — Verhalten auf der Rendsburger Versammlung in den Kreisen der Entschiedenen allgemein enttäuscht. So fürchteten Beseler und Ahlmann, daß er wohl nicht mitmachen werde. Seine Einwilligung vorausgesetzt, hätte man also nichts gegen ihn auszusetzen gehabt. Beseler, so wurde schließlich vereinbart, sollte in den nächsten Tagen nach Kiel kommen, um bei der Rückkehr der Deputation zugegen zu sein. — Dies wurde in einer Unterredung zwischen Beseler und Ahlmann am 21. März vereinbart. — Auf der Rückreise brachte eine Besprechung Ahlmanns mit einem höhe-

¹ Ahlmanns Bericht an Fod. 1862.

ren Militärbeamten, dem Oberauditeur Brackel in Rendsburg, die Gewißheit, daß im Ernstfalle dieser wichtige Platz, der in den Händen der Dänen jeden Widerstand aussichtslos machen würde, für die Sache des Landes sicher sei: das Militär stehe, auch nach der Rendsburger Tagung, auf Seite des Volkes; außerdem sei in Rendsburg die Bürgerbewaffnung schon durchgeführt. Diese Auskunft war von großem Wert für die Führer in Kiel, denn wenn auch der 18. März schon dasselbe Bild geboten hatte, so hätte doch ein energischer Geist im dänischen Offizierkorps möglicherweise den verlorenen Boden zurückgewinnen, die militärische Disziplin wieder festigen können. Das war aber offenbar nicht der Fall gewesen. Die Bürgerbewaffnung in Kiel durchzuführen, übernahm durch Ahlmanns Vermittlung M. T. Schmidt, sein einstiger Lehrherr.

Inzwischen aber war es der 23. März geworden. Die Entscheidung war da: Besefer langte von Schleswig an mit der Nachricht von dem Sturz der Kopenhagener Regierung¹. Ahlmann ist gleich am Nachmittage mit Besefer zusammengetroffen. Ob er etwa von Besefer nach dessen Ankunft in Verfolg ihrer schleswiger Unterredung herbeigerufen ist, wissen wir nicht. Die Frage ist nicht so ganz unwichtig, denn sie hängt zusammen mit der anderen, nach der Haltung und Stellung Besefers zu den Radikalen einerseits und zu den Konservativen andererseits. Beide Parteien beanspruchen ihn nämlich für sich. Von konservativer Seite² wird es so dargestellt, als ob Besefer nur widerwillig mit den Mitgliedern der Fortschrittspartei verhandelt habe, Ahlmann sagt dagegen in seinem Bericht geradezu, Besefer habe ihm gesagt, „Bargum, Samwer, Droysen hätten sich ihm aufgedrängt“. Ob diese Worte wirklich gefallen sind, kann man allein auf diese nachträgliche Niederschrift hin nicht behaupten. Jedenfalls liegt die Wahrheit wohl in der Mitte: Besefer, der politisch — vor allem war das

¹ Die Ahlmannschen Familienpapiere haben außer dem mehrfach erwähnten Bericht an Fock nichts zutage gefördert, was neues Licht über die Vorgänge jener Stunden in Kiel verbreitet hätte. Briefe und Aufzeichnungen, die Ahlmann in dem Briefe an Fock erwähnt, haben sich bislang nicht gefunden. Der Bericht an Fock bleibt also die wichtigste Quelle, die sich im Nachlaß fand; freilich ist sie erst 14 Jahre nach den geschilderten Ereignissen ohne Unterlagen geschrieben und daher in den Einzelheiten nicht immer deutlich. — Vergl. Hagenah, „Zur Geschichte des 24. 3. 48“. „Die Heimat“. 1923. S. 42.

² Siehe Hagenah: „Die Heimat“. a. a. O. S. 45.

Nationale betraf — den Radikalen näher stand, suchte doch die Verbindung mit Bargum und Reventlow; das mußte er auf Grund seines von den Ständen erhaltenen Auftrags. Die ersten Verhandlungen mit Beseler in Brandt's Hotel stellt Ahlmann doch etwas anders dar als Fock¹. Er spricht von einer Abmachung zwischen Beseler und sich, nach der dieser solange in Brandt's Hotel bleiben wollte, ohne etwas zu unternehmen, bis Ahlmann ihm die Meldung gebracht habe, die Einrichtung und Bewaffnung der Bürgerwehr sei beendet. Ahlmann ist dann nach seiner Erzählung vom Rathhause, wo sich inzwischen ein ganzer Kreis von Angehörigen der Linken versammelt hatte, zu Brandt's Hotel gegangen und als er dort Beseler nicht mehr antraf, zu Bargums Kontor in der Vorstadt, wo dann die oben erwähnte Bemerkung Beselers gefallen ist. Beseler versprach, ihm binnen kurzem nach dem Rathhause zu folgen; er verhandele noch mit Reventlow und dem Prinzen, die man hier (bei Bargum) mit in der Regierung zu sehen wünsche. Nach ziemlich langer Zeit kam dann Beseler in der That und gab die Zusicherung, daß ohne die Zustimmung der im Rathhause Versammelten nichts unternommen werden würde. M. L. Schmidt lud er ein, ihn zu begleiten. Nun erst, nach Beselers Anwesenheit auf dem Rathhause ist nach Ahlmann die mißglückte Sendung Lorenz Steins und dann später seine eigene zu Bargums Kontor erfolgt. Danach ist Ahlmann also zweimal dort gewesen, um mit Beseler zu verhandeln. „Ich rief,“ sagt Ahlmann, „Beseler vor die Thür und sagte ihm ganz positiv, daß wir auf eigene Hand eine provisorische Regierung machen würden, wenn sie uns nicht eine Eintwirkung gestatten wollten.“ In dem Berichte über die Verhandlungen, die der Einsetzung der Provisorischen Regierung unmittelbar vorausgingen, ist Fock der Ahlmannschen Erzählung gefolgt. So berichtet er die einleitenden Worte Beselers mit der anschließenden Verlesung der Proklamation, den Widerspruch Heddes gegen den zu wenig freiheitlichen und den Steins gegen den zu wenig nationalen Ton des Aufrufs und vor allem die „mir ewig denkwürdigen“ Worte Reventlows, „der in staatsmännisch kluger Weise die Gegensätze ausglich und so die Bildung der Regierung auf der breitesten Grundlage ermöglichte.“ Daß der Schlusssatz des Aufrufs: „Den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands werden wir uns

¹ „Schleswig-Holsteinische Erinnerungen“. S. 64 f.

mit ganzer Kraft anschließen“ ursprünglich nicht in dieser Form vorhanden gewesen sei, sondern erst als ein Entgegenkommen gegen die Rathhausversammlung diese Fassung erhalten habe, wie Ahlmann sich zu erinnern glaubt, würde zu dem Gang der Verhandlungen und besonders zu der Rede Reventlows wohl stimmen.

Man kann es wohl verstehen, daß den Teilnehmern an diesen Ereignissen die Fülle der Begebenheiten und Bilder so überwältigend war, daß sie ein klares Bild der Einzelheiten später nicht hatten — zumal, wenn jemand so mit Verstand und Gemüt sich dem Bewußtsein von der Größe des Augenblicks hingab, wie Ahlmann es tat. Von einem Besuch bei Besefer am Nachmittag bis jetzt, um Mitternacht hatte er noch keinen Augenblick Ruhe gefunden. Verhandlungen mit M. T. Schmidt und Advokat Wichmann, wegen der Bürgerbewaffnung — Weisungen an Studenten und Turner — die Beratungen auf dem Rathhausaal — die Gänge durch die immer lebhafter werdende Stadt, wo Militär und Bürger, Alt und Jung durcheinandervogten, alle von der Unruhe ergriffen, welche die unbestimmte Erwartung kommender Ereignisse einer Volksmenge mitteilt — schwarz-rot-goldene Kostarden an Hüten und Jägermützen — Freiheitslieder — „Schleswig-Holstein meerumschlungen“; dann wieder ein Gespräch mit Besefer, von dessen Ausgang vielleicht das Schicksal seines Landes mit bedingt war — schließlich die letzten aufregenden und ernstesten Verhandlungen im Rathhausaal und ganz zuletzt die feierliche Proklamation der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins auf dem nächtlichen Marktplatz — das war alles so schnell an ihm vorüber gerauscht, daß nur einzelne Szenen und Vorgänge, wie die Rede Reventlows sich noch klar in seiner Erinnerung abhoben. Und das Größte für ihn folgte noch: Besefer trat an ihn heran mit der Aufforderung Sekretär der Provisorischen Regierung zu werden. Wie die Dinge lagen, bedeutete seine Ernennung zum Sekretär neben Drosfen mehr, als daß er zur technischen Erledigung des Schriftverkehrs verwendet werden sollte. Wie bisher war er auch jetzt wieder der Verbindungsmann zwischen den Demokraten und den weiter rechts Stehenden, die ja augenblicklich allein in der Regierung vertreten waren, denn M. T. Schmidt war politisch bis dahin zu wenig hervorgetreten, um als Vertrauensmann der Linken gelten zu können. —

Bei der Einnahme Rendsburgs war Ahlmann nicht zugegen, er folgte erst am 24. März um 10 Uhr morgens der Regierung nach dort.

Nicht sehr lange war Ahlmann Sekretär der Regierung. Mit der Aufnahme Olshausens in die Regierung war der politische Charakter seiner Stellung geschwunden; und man hatte auch eine neue wichtige Aufgabe für ihn: Anfang April finden wir ihn nicht mehr in Rendsburg; er ist „Zivilkommissar der Regierung im Hauptquartier.“

Ahlmann berichtet, daß in den ersten Tagen nach der Erhebung in der Regierung ein ungemein großer Optimismus geherrscht habe¹. Zu einem Kriege werde es kaum kommen, meinte man. Die Dänen würden es nicht wagen, militärische Gewalt gegen die Herzogtümer zu gebrauchen, hinter denen ja Deutschland stand. Ahlmann sagt nicht, ob er selber auch diese Anschauung geteilt hat. Jedenfalls hätten ihn Briefe, die er aus der Heimat, vornehmlich aus der Familie seiner Braut, erhielt, darin stützig machen können. Mit begreiflicher Aufregung war man auf Rieding und in Grabenstein in den letzten Monaten der Entwicklung der heimatischen Politik gefolgt. Herr Feddersen hatte sich nie viel über die Politik seines Schwiegersohnes ausgelassen. Sie wußten aber jedenfalls soviel voneinander, daß ihre Anschauungen sich weit entfernten, was Demokratie und ähnliches anging. Aber sie fanden eine gemeinsame Plattform in der Sorge um das Schicksal der Heimat².

Ganz verschieden waren die Empfindungen, die jene Nachricht über die Pariser Revolution in Rieding hervorgerufen hatte von denen Ahlmanns. Abscheu und Empörung fühlte Feddersen über die Behandlung, die dem alten Louis Philipp zuteil geworden war. Die Bedeutung dieses Ereignisses für die Zukunft der Herzogtümer war ihm gleichwohl klar. Deutlicher als an manchem Mittelpunkt des politischen Lebens konnte man auf Rieding verfolgen, wie man in Kopenhagen und Kiel sich gegenseitig erhitzte und wie die Dinge Tag um Tag einem gewaltsamen Ende zu trieben. Sie schauten die Bewegung doch mit anderen Augen an als Wilhelm, dessen Berichte in der Börsehalle sie eifrig lasen. Aber es bestand doch nicht bloß der oben erwähnte Gegensatz parteipolitischer Art.

¹ An Fod. 1862.

² Peter Feddersen. Ende Februar 1848.

Es war der Schleswiger, der Nordschleswiger in Peter Feddersen, der ihn die Dinge anders sehen ließ als Ahlmann. Er hatte das unangenehm deutliche Gefühl, daß man sie, die Schleswiger, als Objekt behandle, daß sie von Kopenhagen und Kiel aus hin- und hergezerrt und geschoben würden. Das war der „Kampf um die schleswigsche Braut“ von ihnen aus gesehen, ein Kampf, der ziemlich gewaltsam mit dem geliebten Objekt verfuhr, ohne auf dessen Eigenleben weiter Rücksicht zu nehmen. Dora Feddersen mußte manches Wort der Kritik an dem politischen Treiben ihres Verlobten anhören, das sie aus den Anschauungen heraus, in denen sie erzogen war, eigentlich ganz und gar unterschreiben mußte. Andererseits aber hatte Ahlmann sie mit der gleichen Begeisterung für die Freiheit und Einigkeit Deutschlands erfüllt, wie sie ihn selbst durchlohte. Die Jungen in Nordschleswig empfanden sich nicht mehr als etwas Besonderes gegenüber den deutschen Volksgenossen¹. Von Ahlmann wissen wir ja schon seit 1842 wie er über die Stellung Schleswigs zu Deutschland dachte. Er hat die eigentümliche Haltung der Schleswiger nicht auf eine zwischenvölkische Wesenheit zurückgeführt, sondern lediglich als einen Auswuchs der gut deutschen Eigenbrödelei und des vormärzlichen Kleinbürgergeistes angesehen, auf den man nicht zu viel Rücksicht nehmen dürfe.

In einer Weise konnte er aber doch den Leuten auf Alsen und im Sundewitt ihre besondere Stellung zu dem vaterländischen Problem nicht absprechen: ihre geographische Lage wies sie ihnen zu. Woran man in Kiel trotz aller Bürgerbewaffnungspläne im Ernst nicht so gern denken mochte, das war für den deutschen Nordschleswiger, zumal wenn er Haus und Hof hatte, der erste Gedanke: Die Dänen kommen. Es gibt Krieg! Und was dann? Unausgesprochen war dieser Gedanke schon immer bei ihnen lebendig gewesen. Als nun aber am 23. März, zur selben Stunde, als Weseler in Schleswig die Berlingsche Zeitung empfing, auch nach Alsen die Kunde von dem Sturz des Gesamtministeriums kam, da stieg diese Sorge riesengroß vor ihnen auf: denn was nun kommen mußte, wußten sie ganz sicher. Und wie selbstverständlich die Tat des 24. März war, und wie wenig berechtigt der Vorwurf von dänischer Seite ist, daß die Schleswig-Holsteiner

¹ Wollesen: a. a. O. S. 1.

² Dora Feddersen in verschiedenen Briefen vom Frühjahr 1848.

sich erhoben hätten ehe der Erfolg oder Mißerfolg der Deputation nach Kopenhagen ihnen bekannt geworden sei — das sieht man so recht aus dem Brief, den Frau Feddersen am Vortage der Erhebung schrieb. Die nächste Zukunft steht schon klar vor ihr, und ihr leidenschaftlich erregtes Schreiben läuft aus in den Ruf, der nun für die nächsten Tage, ja Wochen das Leitmotiv der Kiedinger Briefe¹ bilden sollte: „Ihr habt den Dänen Euch zu widersetzen gewagt; nun kommt auch und helft uns!“

Die Voraussage einer feindlichen Kriegsdrohung war viel zutreffender gewesen als Madame Feddersen vielleicht selbst geahnt hatte. Wenige Tage weiter und die Familie Feddersen ist auf einer ziemlich kopflosen Fahrt nach Schleswig — und bei ruhiger Besinnung und nach Aussprache mit Verwandten und Freunden am folgenden Tage, dem 29. März, nach Hause zurückgekehrt.

Die Haltung der neuen Verantwortlichen in Kiel, oder jetzt in Rendsburg, mußte Feddersens schwere Besorgnisse einflößen, um so mehr, als bei dem Mangel an schnellen und zuverlässigen Nachrichtenmitteln das Gerücht die Meinungen und Taten der provisorischen Regierung offenbar stark entstellte. Man wolle — oder habe es schon getan — die schleswig-holsteinische Republik ausrufen. Früher Unglaubliches war ja Tatsache: Wilhelm Ahlmann war jetzt in Wirklichkeit ungefähr, was Dora Feddersen ihn Ende Januar im Scherz hatte werden lassen wollen²: Minister! Zum ersten Male kam er ihr fremd vor³; denn so respektlos sie sich auch beim Regierungsantritt des Monarchen über diesen geäußert hatte⁴, so war sie doch im Grunde ihrer Seele so loyal und hatte soviel Ehrfurcht vor allem, was Obrigkeit hieß, wie nur ein gutes, frommes Mädchen es sein und haben konnte in jenen Zeiten, für die das Wort vom beschränkten Untertanenverstand bezeichnend geworden ist. Nun war ja ihre Sorge unnötig; die neuen Männer in Rendsburg dachten nicht an eine Absetzung des Herzogs und erst recht nicht an die schleswig-holsteinische Republik. Ihr Vater sah von diesen vagen Gerüchten auch vollkommen ab, als er nun seinerseits, nach Kieding zurückgekehrt, seinem bekümmerten Herzen Ahlmann gegenüber Luft machte⁵. Aber auch wenn

¹ J. B. Dora Feddersen. 27. 3. 48; 28. 3. 48.

² Dora Feddersen. 25. 1. 48.

³ Dora Feddersen. 27. 3. 48.

⁴ „Dieser dumme trunkene Mensch.“

⁵ Peter Feddersen. 29. 3. 48.

er sich nur an die vorliegenden Tatsachen hielt, dann war noch genug übrig an der Richtung der Rendsburger Politik, was ihn als Schleswiger mit schwerer Sorge erfüllen mußte. Die Erfahrungen der letzten Tage hatten leider gezeigt: die Ideen der deutschen Einheit und Freiheit hatten in Nordschleswig keine Kraft. Die dänisch redenden Bauern hatten sich in seiner Gegend in ihrer großen Mehrheit gegen die Provisorische Regierung erklärt. Feddersen war von diesem Ergebnis doch sehr überrascht, denn er hatte die Nordschleswiger zwar für indifferent gehalten¹, aber von einer Abneigung gegen den staatsrechtlichen Zustand wie er bis dahin war und einer Hinneigung zum Königreich hatte er bis dahin nichts gemerkt. Es mußte schon so sein, daß die „revolutionären“ Ziele der Kieler Bewegung, nämlich die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und ähnliche Forderungen, die Schleswiger in das andere Lager getrieben hätten. Bei diesem Stand der Dinge sah er sehr schwarz, wenn nicht noch eine Änderung der Verhältnisse möglich war. Peter Feddersen war es durchaus ernst damit, wenn er meinte, daß die Stimmung in Nordschleswig bei einer geeigneten Behandlungsweise der Bewohner noch umschlagen könne. Der Mittel dazu empfahl er zwei: zuerst eine Aufklärung der Nordschleswiger über die Ziele der Provisorischen Bewegung unter Beiseitelassung des nationalen und Betonung des Rechtsgebanten, der in der Bewegung lag. Zweitens aber riet er dringend, die Provisorische Regierung möge ihre Macht möglichst bald durch Soldaten in diesen Gegenden zur Darstellung bringen, das möchte doch bei manchem ernüchternd wirken. Zu einem Teil verfehlten diese Mahnungen allerdings ihre Wirkung. Ahlmann hielt sie für allzu schwarzseherisch und altväterisch, besonders, da er aus Grabenstein günstigere Nachrichten² hatte. Aber ohne Ergebnis sind sie dennoch nicht geblieben. Die Akten der Provisorischen Regierung mögen manches, was wir heute noch nicht wissen, über jene Zeit aufklären, manches vielleicht anders, als man es bisher gedacht; aber das dürfte keine zu kühne Vermutung sein, daß zwischen diesen Briefen und der Ernennung Ahlmanns zum „Zivilkommissar der Regierung“ der Zusammenhang von Ursache und Wirkung besteht. Erwägt man

¹ Peter Feddersen o. D. (Ende Februar 48).

² Hans Ahlmann. 26. 3. 48.

ferner, daß es¹ B e s e l e r² war, der in Rendsburg darauf drängte, daß die bewaffnete Macht so weit wie möglich vorgeschoben würde, so ist es wohl nicht so fernliegend, anzunehmen, daß die nordschleswigschen Briefe Ahlmanns auf den später so oft getadelten Entschluß der Provisorischen Regierung, die Truppe unverzüglich nach dem Norden vorstoßen zu lassen, nicht ohne Einfluß gewesen sind. Wie dem auch sei, Tatsache ist jedenfalls, es wurde von Rendsburg aus den Wünschen und Anregungen Feddersens gemäß gehandelt.

Der Posten des Zivilkommissars scheint verschiedene Aufgaben in sich vereinigt zu haben. Ein unter den Papieren Ahlmanns erhaltenes „Commissorium“, ausgestellt am 31. 3. 48, ermächtigt ihn nur, die Postverbindungen zu kontrollieren und nötigenfalls Beamte ab- und neue einzusetzen. Das ist aber nur ein kleiner Teil seines Auftrages gewesen. Er sollte zusammen mit dem Hardeßvogt Jakobsen aus Schleswig in den nördlichen Gegenden des Landes die Regierung vertreten, sie gewissermaßen sichtbar darstellen³. Als geborener Nordschleswiger, der den Dialekt der Umgangssprache verstehen und sprechen konnte, eignete er sich hierzu besonders. Er bereiste die Kirchspiele westlich und nördlich Flensburgs. In einer Bevölkerung, deren Gesinnung zum Teil „wankend“ war, galt es die Stimmung zu befestigen, unzutreffende Gerüchte zu widerlegen, Mut und Zuberficht zu verbreiten. Zu wenig hatte man sich bis dahin um die Schleswiger gekümmert. Vor lauter Vertrauen auf das „Recht“ und die „gute Sache“ hatte man den Dänen so gut wie ganz das Feld für die sogenannte „Propaganda“ überlassen, wenigstens auf dem Lande. Das ist immer die Plage der Deutschen in Nordschleswig. Ein besonders wichtiger Punkt, in dem es galt, mit gutem oder bösem Willen verbreitete Ansichten zu widerlegen, war die Angelegenheit der S p r a c h e. Schon im Anfang März hatte Todsen aus Tondern in einem Briefe an Ahlmann⁴ auf die Gefahr hingewiesen, die darin bestand, daß der gemeine Mann glaubte, die Kieler wollten ihm seine Sprache nehmen. Und Feddersen-Kieding hatte jetzt auf dasselbe aufmerksam gemacht. Das Mittel, durch persönliche Fühlungnahme diesen falschen Meinungen entgegen-

¹ Nach den „Aufzeichnungen“ des Prinzen von Noor. Zürich 1861. S. 93.

² Mit dem Ahlmann ja enge Fühlung hatte.

³ Bericht Ahlmanns an Beseler. 15. 4. 48 (Konzept im Nachlaß).

⁴ J. C. Todsen. 5. 3. 48.

zutreten, war in der That noch besser als ein Aufruf in dänischer Sprache, an den Feddersen dachte — ein Mittel, das übrigens außerdem angewandt wurde¹. Die Sendung Ahlmanns scheint in dieser Beziehung gute Früchte getragen zu haben. Und wer weiß, wie die Stimmung der Nordschleswiger sich gestaltet haben würde, wenn der Aufklärung mehr Zeit zu Wirkung gelassen worden wäre.

Die kriegerischen Ereignisse aber, die jetzt gleich folgten, schnitten alle sich anspinnenden Fäden zwischen dem Norden der Herzogtümer und dem Hauptteil des Landes jäh ab. So sind auch die Volkswehren, die Ahlmann und Jakobsen in dem Gebiet um Flensburg zu organisieren Auftrag hatten, wohl kaum in die Erscheinung getreten. „Volkswaffen“ war eine der volkstümlichsten Forderungen der vormärzlichen Zeit. Als es freilich Ernst wurde, hat wenigstens die Provisorische Regierung von Schleswig-Holstein bald erkannt, daß man zum Kriegführen des stehenden Heeres doch nicht entraten könne; mehr noch, daß die Bürger- und Bauernwehren, die in jener Zeit aus dem Boden gestampft wurden, als ernsthafter Faktor der Kriegführung nicht in Rechnung zu stellen waren².

Ob er nun den Auftrag hatte oder nicht, jedenfalls fühlte Ahlmann sich verpflichtet, auch über die Stimmung und auffällige Vorkommnisse im schleswig-holsteinischen Heere, über die Stellung des Feindes, über eigene Truppenbewegungen zu berichten.

Über die große Frage jenes Augenblicks, ob das Heer zurückgenommen werden oder in der exponierten Stellung nördlich Flensburg verbleiben sollte, brachten freilich die Ahlmannschen Berichte keine Klarheit. Es blieb eben der unlösbare Rest in dem Exempel, daß die politische Lage eine starke Besetzung Nordschleswigs erforderte, daß aber die militärische Macht, über die die Provisorische Regierung verfügte, dazu zu klein und zu einer Angriffstätigkeit, ja, nicht einmal zu einer Verteidigung in vorgeschobener Stellung fähig war. Das Bild, das Ahlmann von

¹ Aufruf der Prov. Reg. Rendsburger Tageblatt. 1848, Nr. 11.

² Der Prinz von Noer erzählt eine ergötzliche Anekdote von einer solchen Bürgerwehr in Angeln. Diese Schar stand auf Vorposten (nach der Schlacht bei Bau). Der Prinz erkundigte sich bei einem Melbegänger, ob sie noch an der und der Brücke ständen. Der biedere Anglitter antwortete: „Nä, se stahn überhaupt nich, se sind all duhn!“

den Zuständen in der Armee entwirft', ist alles andere als rosig. Mutlosigkeit und Verwirrung. Die einzige Hoffnung nicht auf die eigene Kraft, sondern auf die Ankunft der Preußen gesetzt. Da zwischen wieder einzelne Stimmen, die befürchten, die Preußen würden den Schleswig-Holsteinern den Ruhm der kommenden Siege rauben. Bei allen Offizieren aber die Überzeugung, daß das Stillliegen in den Bürgerquartieren die Moral der Truppen schädige — dabei von einer zielbewußten Führung nichts zu spüren: man sieht die Katastrophe des 9. April schon kommen.

Ahlmann erhoffte und erstrebte einen Angriff oder ein Standhalten, je nachdem, um aus dieser Atmosphäre der Laubeit herauszukommen. Der junge Vaterlandsfreund litt unter dieser Situation der Unentschiedenheit umsomehr, weil er so nahe den Lieben war, und sie doch in der Gewalt der Feinde wissen mußte. Daß sein Vater von den Dänen weggeschleppt worden sei, wie das Gerücht ging, bewahrheitete sich zum Glück nicht; aber wie es auf Rieding jetzt aussah, was sie dort unter der Einquartierung des Feindes zu leiden hatten, das sich auszumalen, dazu bedurfte es nach ihren flehentlichen und vertrauensvollen Hilferufen keiner großen Phantasie. Aber zu helfen war er so wenig imstande, wie jemand anders.

Es ging so ungünstig, wie es konnte, weil man den bei der geringen Truppenzahl unmöglichen Versuch machte, das Heer die politischen Notwendigkeiten erfüllen zu lassen. In veretzelter Stellung befanden sich die Truppen nördlich von Flensburg, von der festen Überzeugung beherrscht, daß sie dort verloren seien. Die Preußen kamen nicht. Der Prinz von Noer, der Oberkommandierende, kam auch nicht, wie er versprochen hatte; aber die Dänen kamen. Und in den Gefechten des 9. April erlag die kleine Streitmacht der Herzogtümer. Indessen, hatte man sich im gegenwärtigen Augenblick auch nicht aus eigener Kraft behaupten können, so hatte man doch die Waffenehre gerettet, die Schleswig-Holsteiner hatten sich geschlagen, wenn auch unglücklich.

Mit den Truppen ging auch Ahlmann in das südliche Schleswig zurück. Der Hauptteil seiner Tätigkeit, die Agitation, kam hier freilich in Fortfall; er war hier im wesentlichen tätig, ringsum im Lande darauf zu achten, daß die Unordnungen der Regie-

¹ Bericht Ahlmanns an Beseler (o. D.), geschrieben in Unasten. Konzept im Nachlaß.

rung ausgeführt wurden und daß die Beamtenschaft auch im Sinne der Regierung arbeitete¹. Er war in dieser Hinsicht mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet.

Die Moral der Truppe besserte sich bald wieder; Disziplin und Zusammenhalt befestigten sich in dem Maße wie die Organisation der kleinen Streitmacht durchgeführt, für ihre Verpflegung und Ausrüstung gesorgt und die zum Teil sehr nötige Ausbildung nachgeholt werden konnte. Wenn nur nicht der Verlust der Kieler Studentenkörpers gewesen wäre, durch den das schleswig-holsteinische Heer seines Führernachwuchses beraubt war, hätte das Gefecht von Bau schließlich kaum einen Nachteil für die Sache des Landes bedeutet. Auch so war das Blut der Helden des 9. April nicht vergeblich geflossen, die Blüte der schleswig-holsteinischen Jugend schmachtete nicht nutzlos auf der „Dronning Marie“: sie waren gefallen und gefangen für das schwarz-rot-goldene Banner, für die Farben des neuen freien und einigen Deutschland. Durch diese Waffentat war das Band zwischen Schleswig-Holstein und dem großen Vaterlande besiegelt. Im Reich rief der Gefechtslärm von Bau ein gewaltiges Echo wach²: von Reden und Gesten war man da oben im Norden zuerst zur Tat geschritten. Das verpflichtete. Und in den Herzogtümern wiederum war das Gefühl der Abhängigkeit von den großen deutschen Schicksalen um ein gutes Stück gewachsen, auch in den Kreisen, die bis jetzt von den Einheits- und Freiheitsideen unberührt geblieben waren. Mit den Preußen, die nun den Schleswig-Holsteinern zu Hilfe kamen, marschierte in den Herzogtümern auch die deutsche Idee, die eben in diesen Tagen durch die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung in Frankfurt einen deutlichen Ausdruck erhielt.

¹ Bericht aus Königsförde. 15. 4. 48. Konzept.

² Siehe z. B. Droysen an die Prov. Reg. 14. 4. 48. (Hübner: Aktenstücke u. s. w. aus dem Nachlaß J. G. Droysens. Stuttgart 1924).

VIII.

Deutsche Politik.

Wahlmann gehörte nicht zu den Schleswig-Holsteinern, die unter den neuen Verhältnissen umlernen mußten. Für ihn war die Schleswig-holsteinische immer eine deutsche Frage gewesen, ein Teil der großen deutschen Sache. Der feindliche Anprall hatte ihn freilich mit den anderen auf die Deiche gerufen; nun aber der Gefahr der Überflutung gewehrt schien, wandten sich seine Blicke nach Süden. Was noch vor zwei Monaten eine Phrase hätte genannt werden können, heute war es Wirklichkeit geworden: das Geschick der Herzogtümer wurde im Süden, in Frankfurt, entschieden. Wahlmann war jetzt so recht in seinem Element. Er konnte jetzt zeigen, ob er in Tübingen seinerzeit mit Erfolg „süddeutsche Politik studiert“ hatte und imstande war, sie auf die deutsche anzuwenden. Für jemand, der so vom Zeitgeist erfüllt war, wie Wahlmann, war die Aufgabe dieser Wochen im allgemeinen und die besondere schleswig-holsteinische Aufgabe klar vorgezeichnet. Es handelte sich darum, eine deutliche Unterscheidung herbeizuführen zwischen dem „Pseudo-Konstitutionalismus“, wie er bis dahin in den „Ständen“ gelebt hatte und einem wirklichen, freien Verfassungsleben. Aus mehr als einem Grunde waren die ständischen Einrichtungen den Anhängern des Konstitutionalismus zuwider. Die ganze rechtliche und tatsächliche Stellung der Stände, schon ihr Name, war „mittelalterlich“, und das war im Jahre 1848 eine vernichtende Kritik. Man kam zu dieser Bezeichnung, ohne eigentlich zu empfinden, daß tatsächlich ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen „Ständeversammlung“ und „Volksvertretung“ bestand. Man hielt die erstere für eine Einrichtung von gleicher Wesensart mit der letzteren, nur für überlebt in den Formen — und, können wir für Schleswig-Holstein hinzufügen, in den Personen. Es hatte sich ein ständisches Patriziat herausgebildet. Der Kreis der Personen, die für die Deputiertenliste in Frage kamen, umfaßte nicht mehr Personen als eben die Abgeordneten und ihre Stellvertreter. Von einer wirklichen Wahl im Sinne von Auswahl, war nie die Rede, noch weniger von einem Wahlkampf: herkömmlicherweise wurden immer wieder dieselben Personen in die Ständeversamm-

lung geschickt, die nun einmal das Vertrauen eines manchmal recht kleinen Kreises von Mitbürgern mit diesem Amt bekleidet hatte.

Bekanntlich waren diese Ständeabgeordneten kurz nach der Erhebung zu einer für beide Herzogtümer gemeinsamen Versammlung, der sogenannten „Vereinigten Ständeversammlung“ zusammengetreten¹. Der Geist des Sturmjahres ist auch in ihren Verhandlungen unverkennbar, aber er machte sich doch lange nicht genug geltend — im Sinne der Fortschrittsfreunde gesprochen. Von einer Radikalisierung der Stände konnte jedenfalls nicht gesprochen werden, und selbst ihre Linke erschien, an den Stimmungen und Meinungen der Zeit gemessen, als viel zu bedächtig und zu bedenklich. Die Stände, die nach dem bekannten Vers des wandernden Schustergesellen in Isehoe „op de Bant“ saßen und „die Eten und Gedrânt“ kriegten, konnten aus ihrer kleinbürgerlichen Haut nicht heraus. Und wie die Hauptwortführer des Kampfes gegen sie hinzugefügt haben würden: sie konnten sich auch nicht großzügiger, geistreicher machen, als sie waren. Für die Freunde einer freiheitlichen und deutschen Entwicklung kam es darauf an, daß das System der „Stände“ nicht einfach auf die Nationalversammlungswahlen angewendet wurde. Um das aber zu erreichen, galt es, aus der stumpfen Masse der Wahlberechtigten erst eine Wählerschaft zu kneten. Die Zeit war kurz, es galt auf dem Posten zu sein. Zum Unglück für die Fortschrittlichen waren ihre bisherigen Führer nicht verfügbar: Olshausen wurde durch seine Regierungsgeschäfte stark in Anspruch genommen. Claußen war in Frankfurt, da sprangen die Jüngeren wieder, wie am 24. März, in die Bresche. Namentlich war nun Ahlmann der rechte Mann. Er erfaßte diesen Teil der Aufgabe um seiner selbst willen, ihm ging es nicht bloß um die gewählten Abgeordneten als Resultat der politischen Arbeit, wie es bei Samwer, Lorenzen und auch Theodor Mommsen war. Ihn reizte die Arbeit der Volksaufklärung, das Inbewegungsetzen der Massen an sich, und außerdem sah er ganz richtig die Verbreitung politischer Bildung als eine Vorbedingung für die Erneuerung Deutschlands an.

Das allgemeine Wahlrecht war in dem Sturmjahr in das Volk geschleudert, ohne daß die Vorbedingungen dazu auch nur in bescheidenem Maße gegeben gewesen wären. In Schleswig-Holstein war das wenigstens so. Die Zeitungen sind voll von Artikeln,

¹ Qu. u. Forsch. 4, S. 127 ff.

die aufklären sollen und von Anekdoten, die das absolute Fehlen von Verständnis für die großen politischen Fragen bei dem gemeinen Manne dartun. Nicht bloß von der Seite der Reaktionärs, der „Seuler“ oder „Angsterlinge“ oder wie sonst die Bezeichnungen der Fortschrittssreunde für die konservativ denkenden Teile des Volkes waren. Auch gerade aus dem liberalen Lager kamen solche Stimmen. Politisch denkende Wähler waren also rar. Wenn man daher den Dingen ihren Lauf ließ, so zersplitterten sich die Wahlen vollständig, oder sie wurden zu einer Ernennung durch wenige von den Kreisen der alten Ständedeputierten beeinflusste Personen.

So wurde denn durch die Führer der Linken eine Versammlung nach Neumünster ausgeschrieben, die von allen Gegenden der Herzogtümer beschiedt werden sollte. Die Grundlage bildeten die Bürgervereine, deutschen Vereine, oder wie sonst die Schöpfungen des März sich nannten. Diese entsandten Vertreter nach Neumünster, ohne daß jedoch ein solcher Auftrag für nötig angesehen wurde, um eine Teilnahme zu begründen. Das Jahr 1848 mit seinen vielen Neuschöpfungen hatte die Menschen an solche Vertretungen aus eigenem Recht gewöhnt. Das Vorparlament in Frankfurt, an dem Ahlmann zu seinem Kummer nicht teilnehmen konnte, ist das bekannte Beispiel dafür. So war auch das „Zentralkomitee“ in Neumünster, das Wahlkandidaten nominieren wollte, schließlich von niemandem gewählt. Es beruhte auf der Entschlußkraft weniger Leute, zu denen auch Ahlmann gehörte. Der Ausschuß hatte sich gebildet, entsprechend der Aufforderung des sogenannten 50er Ausschusses¹, der aus dem Frankfurter Vorparlament hervorgegangen war. Die Radikalen wollten dadurch mit raschem Griff die Führung im Wahlkampfe an sich reißen. Etwa 50 Männer hatten sich eingefunden¹. „Water Löd“ aus Sze-hoe präsiidierte. Aber er war es nicht, der den Ton angab. Hans Reimer Claußen, soeben aus „Deutschland“ zurückgekehrt, hatte die Führung. Er sprach vor allem für „entschiedene“ Männer. „Jung müssen sie sein, nicht gar zu bedenklich. — Wählen Sie Männer von Gesinnung!“, d. h. von entschieden demokratischer Gesinnung. Aus diesem Grunde empfahl er u. a. nachdrücklich die Aufnahme Ahlmanns in die Liste der Kandidaten. Die einzelnen Wahl-

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung. 1848. Nr. 11.

distrikte wurden nur zum Teil auf diese Kandidaten verteilt. Jedenfalls standen auf der Liste noch ohne Wahlkreis: „Drohsen, Waiz, Ahlmann, Friederici und Dreis“. Mommsen in der schleswig-holsteinischen Zeitung erklärte es für die moralische Pflicht der Holsteiner, die ersten beiden in das Parlament zu entsenden. Für Ahlmann waren also sehr wenige Aussichten.

Jedenfalls stand er nicht so hoch in der Meinung der Versammlung, wie man nach dem Bericht des Altonaer Merkurs annehmen mußte. Dort hieß es, Claußen habe an Stelle von Dahlmann den Dr. Ahlmann empfohlen¹. Diese Gegenüberstellung ist zweifellos einem bösen Willen des betreffenden Korrespondenten zuzuschreiben, weniger um Ahlmann², als um die politische Reise der Versammlung in den Augen der Öffentlichkeit herabzusetzen. Dahlmann war allerdings nicht mit auf der Liste der Wahlkandidaten. Der Bericht Mommsens und ebenso die Erklärung eines Teilnehmers im Rendsburger Bürgerverein geben als Grund dafür einzig und allein die Erwägung an, daß Dahlmann doch gewiß anderswo in Deutschland gewählt werde. Die Verhandlungen in Neumünster und ihre Ergebnisse erfuhren auch sonst Widerspruch, auch das Rendsburger Tageblatt Römers, eines keineswegs reaktionären Mannes, ist durchaus unzufrieden mit der Zentralwahlkommission. Theodor Mommsen hatte schon vorher in der schleswig-holsteinischen Zeitung zu erkennen gegeben, daß er nichts von dem „Central-Wahlcomitee“ halte³. „Nichts ist leichter, als elf Wahlkandidaten zusammenzustellen, aber nichts schwieriger, als ihre Wahl zu bewirken.“ Es fehlte eine Parteiorganisation. Das fühlte man in der Zentralwahlkommission auch sehr wohl.

¹ Alt Merkur. 1848, 27. April.

² Die Gegenüberstellung Dahlmann — Ahlmann mußte natürlich für Ahlmann ungünstig wirken. Auf den Bericht des Merkurs hin erschien in derselben Zeitung vom 6. Mai 48 ein anonymes Artikel, der sich sehr verlegend über Ahlmann aussprach: „. . . einen jungen Mann, über dessen Unreife — um nicht mehr zu sagen — bei allen die ihn kennen und unbefangen beurteilen, gar kein Zweifel herrscht . . .“ In der Nr. vom 8. Mai stellte S. R. Claußen den Bericht vom 27. April richtig: Er habe nicht gesagt: Wählt statt Dahlmann Ahlmann, sondern er habe dafür gesprochen, daß Ahlmann mit auf die Liste käme, „was er wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit, worin er sich, nach meinem Urteil, mit jedem Schleswig-Holsteiner messen kann, vollkommen verdient . . .“ In der Nr. vom 11. Mai bekennt sich Professor Müllenhoff aus Kiel als Verfasser des Eingekandts vom 6. Mai. — Die Episode zeigt, daß Ahlmanns Radikalismus und eine ihm eigene Schroffheit, wenn es um die Grundsätze ging, ihm manche Leute zu Feinden machte.

³ Schlesw.-Holst. Ztg. 1848, Nr. 8.

Schon gleich, als die Männer Stein, Ahlmann u. a. in Neumünster zusammentraten und die Einladungen verschickt hatten, schrieb Ahlmann einen Zeitungsartikel¹, in dem er auf die Notwendigkeit hinwies, überall im Lande Wahlkomitees zu bilden. So sollte die Organisation sich ausbreiten. Mancherorts, wie z. B. in Glückstadt, bildeten sich auch solche „Wahlvereine“, doch konnte, wie zu erwarten stand, der Einfluß des Neumünsterschen Ausschusses auf die Gestaltung der Wahlen nicht groß sein, wie nachher das Ergebnis zeigte. Ahlmann, der garnicht aufgestellt war, wurde in nicht weniger als drei Wahlkreisen gewählt.

Ahlmann wußte, daß in Holstein für ihn mit Sicherheit ein Sitz nicht zu erlangen sei. Seine Blicke hatten sich auf Hadersleben gerichtet, zu welchem Wahlkreis auch Fehmarn gehörte. Schon am 22. April, gleichzeitig mit den Einladungen zur Neumünsterschen Versammlung, hatte er in Fehmarn Verbindungen angeknüpft und wollte am 25. April persönlich sich seinen Wählern vorstellen². Aber es kam anders. Mitten in die Beschäftigung mit der deutschen Angelegenheit hinein drängte sich plötzlich wieder die Sache Schleswig-Holsteins und der Krieg. Die Preußen hatten den Vormarsch angetreten und in den Ostertagen, am 23. April, war das Danewerk genommen, und den weichenden Dänen folgten die Preußen und Schleswig-Holsteiner. Schleswig wurde frei. Ahlmann hatte die Schlacht bei Schleswig beim Stabe des damaligen Brigadekommandeurs Bonin mitgemacht³. Zu mächtig packte ihn das Geschehene, und zu sehr zogen ihn Heimatliebe und Familienbände, als daß er den ehrenvollen Auftrag der Regierung nicht hätte annehmen sollen, der ihn als Bevollmächtigten der Regierung in das Hauptquartier Wrangels entsandte.

Zum zweiten Male in wenig Wochen befand er sich in solcher Eigenschaft im Schleswigschen. Aber unter wie veränderten Umständen! Jetzt waren die Schleswig-Holsteiner nicht länger Gegenstand der Verachtung und Verfolgung. Jetzt durfte sich jeder frei und stolz zur deutschen Sache bekennen. Jetzt brauchte Ahlmann nicht länger die Lieben daheim in Feindeshand zu wissen. Wenige Wochen nur, daß er zuletzt Eltern, Geschwister und Braut gesehen und doch, was hatte sich bei ihrem Wiedersehen jetzt nicht

¹ Konzepte im Nachlaß.

² An Müller-Burg. 22. April 48.

³ Bericht an Bessler o. D. (im Nachlaß Besslers).

alles verändert! In den öffentlichen Zuständen wie in den persönlichen Verhältnissen! Lange Zeit durfte er sich indes im Sunderwitt nicht gönnen, der Vormarsch dauerte an. Am 29. April waren sie schon in Apennade, und er schrieb von dort aus ein „Wahlmanifest“ an den Advokaten Müller in Burg, ein Schreiben, in dem er ihm seine Auffassung der politischen Zeitfragen und seine Ansichten von dem Aufbau Deutschlands mitteilte¹. Denn Fehmarn würde, das war vorauszusehen, den Ausschlag geben, in Hadersleben würde die Wahlbeteiligung gering sein. Waren doch längst nicht alle Schleswiger, die den Dänen abgeneigt waren, grundsätzlich bereit, für Frankfurt zu wählen und damit die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund gut zu heißen! Auf Fehmarn aber lagen die Dinge denkbar ungünstig für Ahlmann. Dort war Ahlmanns Gefinnungsgenosse, der Advokat Wichmann aus Kiel, auf Grund seiner Auffassung in Neumünster als Kandidat des entschiedenen Fortschritts aufgetreten, erlag indessen dem Professor Michelsen aus Jena, einem gebürtigen Haderslebener, der über eine gute, volkstümliche Beredsamkeit verfügte und dessen politische Anschauungen gemäßigter waren². — Ahlmann erhielt von diesen Vorgängen Kunde durch Wichmann selbst, als er auf dem Wege nach Hadersleben war, um sich den dortigen Wählern vorzustellen. Er reiste zusammen mit seinem Gegenkandidaten von der Rechten, Michelsen. Ein Wählerauschuß zeigte Ansprachen der beiden für den 5. Mai an. Eine eigentliche Wahl kam übrigens garnicht zustande, die Versammlung des Bürgervereins, in der Michelsen und Ahlmann redeten, beschloß, sich der Wahl der Fehmaraner anzuschließen³.

So war die Hoffnung Ahlmanns, in Frankfurt mit am Aufbau Deutschlands tätig sein zu dürfen, gescheitert. Hatte er sich auch allzu große Hoffnungen nicht machen dürfen, so hatte er doch davon geträumt, mit an der Esse stehen zu dürfen, wo das Eisen geschmiedet werden sollte, das er seit Jahren geholt hatte glühend zu machen. Daß er sich dabei aus der Heimat hätte entfernen müssen, verschlug ihm nicht so viel; denn denen, die vom „Zeitgeist“ durchdrungen waren, erschien es ganz sicher, daß das Geschick Schleswig-Holsteins nicht im Lande selbst, auch nicht auf dem

¹ Konzept im Nachlaß. 29. 4. 48.

² Wichmann. 1. 5. 48. „ . . . da man außerdem Ihre sogenannten exaltierten Ansichten fürchtete . . . “

³ Altonaer Merkur 1848, 11. Mai.

Kriegsschauplatz, sondern in Frankfurt entschieden werde. „Nur durch ein staatliches Zusammenwirken der ganzen deutschen Nation,“ sagt er, „sind die Grenzen Deutschlands gegen die Habgier seiner Nachbarn gesichert.“ Und aus dieser Erkenntnis, die ja den Schleswig-Holsteinern 1848 durch die Verhältnisse eindringlich genug gepredigt wurden, zieht Ahlmann die Folgerung: „Nur ein einheitliches starkes Deutschland bietet Garantie für die Zukunft!..“ Darum, wenn er in Frankfurt mit am Bau der deutschen Verfassung schaffte, würde er für Schleswig-Holstein wirken und vor allem auch für Schleswig. Aber es sollte eben nicht sein. Und er fand sich wohl oder übel mit dem Gedanken ab, von ferne zuzuschauen zu müssen.

Da wurde ihm überraschend genug sein Wunsch, in Frankfurt mit dabei zu sein, doch noch erfüllt. Nicht als Abgeordneter zwar, aber als Zuhörer hat er den Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments von Anfang an bis Mitte Juli beiwohnen dürfen: die Regierung schickte ihn als Chef des Postwesens der Herzogtümer nach Deutschland zum Studium der dortigen Posteinrichtungen.

Die Leitung des Postwesens war ihm neben seinen anderen Obliegenheiten gleich nach der Einrichtung der Provisorischen Regierung übertragen, sowie der Geschäftsgang einigermaßen geregelt war. Als er das erste Mal als Bevollmächtigter der Regierung in Nordschleswig gewesen war, hatte sich seine Vollmacht ja — wie schon erwähnt — hauptsächlich auch auf die Regelung des Postenlaufs, die Besetzung der Postämter mit geeigneten Kräften und ähnliches bezogen. Jetzt, wo allmählich die Regierung dazu überging, wirkliche Regierungshandlungen zu vollziehen und nicht nur die Verwaltungsmaschinerie mit den bestehenden Gesetzen und Verordnungen in Betrieb zu erhalten, jetzt sollte auch das Postwesen der Herzogtümer neu geordnet werden, und zwar, indem es Anschluß an den Süden nahm. Diese Lösung war ein Ergebnis einer grundsätzlichen Stellungnahme gegen die ganz strengen Legitimisten, die die Provisorische Regierung lediglich die Rolle einer Interims-Kommission ohne jede eigne Initiative spielen lassen und nichts gestatten wollten, was dem augenblicklich unfreien Herzog späterhin eine Bindung auferlegte. Ahl-

¹ An Advokat Müller-Burg a. F. 29. 4. 48.

mann konnte schon als Politiker nicht anders, als die südliche Orientierung unterstützen. Er wird auch nicht versäumt haben, die technischen Gründe und Vorteile für diese Regelung ins Feld zu führen. Jedenfalls war das Ergebnis auch hier wie in anderen Fragen, daß die Provisorische Regierung sich nicht auf den engen und ängstlichen Standpunkt stellte, sondern sich nicht scheute, durch ihre Tätigkeit zu zeigen, daß ihrer Meinung nach nur ein *d e u t - s c h e r* Kurs in den Herzogtümern möglich sein werde.

Mitte Mai konnte Ahlmann sich auf die Reise machen. Am 18. Mai sollte das Frankfurter Parlament seine Sitzungen beginnen. Es nimmt also nicht Wunder, daß er der Thurn und Taxisschen Postverwaltung in *F r a n k f u r t* das eingehendste Studium widmen wollte. In Hannover und Düsseldorf hatte er unterwegs „nützliche Erfahrungen“ auf dem Gebiete des Postwesens gesammelt. Lange hielt er sich jedoch dort nicht auf. Auch war die Post nicht das einzige, das ihn überall interessierte. Das öffentliche Leben zog ihn ebenso sehr an. Auffällig war ihm in Hamburg und in Hannover der „Indifferentismus“ der Masse². In einer Schilderung seiner Reise unterläßt er nicht, den Hamburgern einen Hieb zu versetzen, indem er bemerkt, daß sie sich zwar damit brüsteten, Republikaner zu sein, aber dabei doch für eine monarchische Regierungsform Deutschlands einträten. In Hannover und auch weiterhin in Westfalen konnte er eine tiefreichende wirtschaftliche Einstellung der Bevölkerung gegenüber dem Einheitsproblem feststellen: „der kleine Mann“ erwartete von Frankfurt eine Besserung seiner wirtschaftlichen Lage, deshalb hatte er auch für das Parlament gewählt.“ Diese Betrachtungsweise lag Ahlmann völlig fern. Er war ein Ideologe und hätte den wirtschaftlichen Verhältnissen seiner selbst oder eines Teils der Bevölkerung nie einen entscheidenden Einfluß auf seine politische Stellungnahme eingeräumt. Er verurteilte eine solche Betrachtungsweise auch vollkommen, sah in ihrem Vorkommen aber ein nicht zu übersehendes Zeichen der Zeit, das anklagend in die Vergangenheit und wegweisend in die Zukunft deute.

Im Rheinland war der Charakter des politischen Lebens ganz anders. Hier konnte man nicht von Indifferentismus reden. Hier hatte auch der gemeine Mann größere Gesichtspunkte und einen

¹ An Theodor Dikhausen. 20. 5. 48.

² Das Folgende nach dem eben erwähnten Briefe an Dikhausen.

politischen Sinn. Hier war man auch — für Ahlmann war das Selbstfolge — republikanisch gesinnt. Der beweglichere Menschenschlag dort hatte die Gedanken der Zeit rascher erfaßt auch in seinen unteren Schichten; die Arbeit der „Rheinischen Zeitung“, die Tätigkeit Marx' und Ferdinand Lassalles, von dem Ahlmann damals kaum etwas wußte, waren nicht ohne Früchte geblieben. Gern wäre Ahlmann längere Zeit im Rheintal geblieben, sich an seine Reise vor 6 Jahren erinnernd, aber der Gedanke an die Nationalversammlung zog ihn zu mächtig nach Frankfurt. Am 19. Mai abends langte er dort an, und gleich am andern Tage schrieb er Olshausen: „hier gedenke ich vorläufig zu bleiben!“

Über seine Eindrücke in der Paulskirche unterrichtet uns Ahlmann selbst durch seine Parlamentsberichte an die Schleswig-Holsteinische Zeitung¹. Von der vierten Sitzung an berichtet er über die Verhandlungen nicht allein, sondern auch über seine sonstigen Eindrücke.

Die ganze Luft der alten Mainstadt war ja sozusagen mit Politik geschwängert. Und es hätte nicht der vielfachen Bekanntschaften Ahlmanns bedurft, um ihn in die politische Welt einzuführen: man mußte sich anno 1848 in Frankfurt gewisse Mühe geben, wenn man ihr fernbleiben wollte. Das lag ja nun aber keineswegs in der Absicht des jungen Schleswigers, der vielmehr jetzt, wie 1844, in diese Gegenden gekommen war, „um deutsche Politik zu studieren“. Um so eifriger benutzte er die zahlreichen persönlichen Beziehungen zu Mitgliedern des Parlaments, um tiefer in das Maschenwerk des politischen Wirrwarrs einzudringen, als es jemandem durch bloßes Anhören der Reden in der Paulskirche möglich war.

Da war zunächst ein schleswig-holsteinischer Abend. Der Bundestagsgesandte für Holstein, Herr von Madai, pflegte die Abgeordneten der Herzogtümer bei sich zu versammeln, damit das Vorgehen der Abgeordneten im Parlament und seine eigene Tätigkeit als Vertreter der Provinzial-Regierung einheitlich seien. Ahlmann kannte nicht allein den Gastgeber, auch die Abgeordneten waren ihm größtenteils keine Fremden. Drohsen, Claußen, Michelsen vor allem, aber auch Gülich und Neergaard kannte er. Zu Dahlmann hatte er ja durch den Sohn, seinen Studienfreund, Beziehungen.

¹ Unter dem Zeichen: ‡

Zum Zweiten aber hatte er bald herausgefunden, daß außer in der Paulskirche der Strom politischen Lebens noch an anderen Stellen an die Oberfläche trat: in den „Clubs“. Das waren Versammlungen gleichgesinnter Abgeordneter, die sich abends in bestimmten Gasthäusern zu versammeln pflegten. Parteiversammlungen konnte man diese Zusammenkünfte noch nicht nennen, denn „es bildet die Versammlung bis heute noch eine zu unorganisierte Masse“. In den Sitzungen des Parlaments selbst hatte sich schon während den allerersten Tagen eine gewisse Ordnung von links nach rechts herausgebildet. Aber vorläufig schien es Ahlmann doch, daß man in den Clubs besser noch als in der Paulskirche selbst die Ereignisse der konstituierenden Versammlung studieren könne. Wirklich haben sich aus jenen Abendgesellschaften, die er in den ersten Tagen feststellte und besuchte, auch die nachherigen Parteien entwickelt, wenngleich Abspaltungen und Neubildungen späterhin eine größere Vielgestaltigkeit des Parteilebens in Frankfurt bewirkten. So war späterhin die Partei, die sich im „deutschen Hause“ zu versammeln pflegte, keineswegs mehr die „ultra-radikale“. Damals unterschied Ahlmann eine Linke, ein linkes Zentrum, das ihm aus gleich zu erörterndem Grunde als die geschlossenste Partei erschien, ein „noch ungeschiedenes“ rechtes Zentrum und eine Rechte. Diese Ordnung war auch in der Paulskirche zu erkennen, von deren Sitzungen er keine versäumte, solange ihm sein von der Provisorischen Regierung erhaltener Auftrag den Aufenthalt in Frankfurt gestattete. Als er von der Tribüne zum ersten Male das Halbrund vor dem Präsidentenstuhl überblickte, da mag ihm wohl zum Bewußtsein gekommen sein, wie reich diese Versammlung an Persönlichkeiten und geistigen Größen war, denn fast alle die Männer, deren Bekanntschaft er während seiner Studienjahre in Deutschland gesucht und gemacht hatte, hatten ihren Sitz dort gefunden. Man hatte nicht Parteien gewählt — die gab es noch nicht — sondern Männer und Köpfe, denen man es zutraute, die Verfassung des neuen Deutschland mit bauen zu helfen. So hatte sich früher auch Prof. Bruns an Ahlmann gewandt³ mit der Anfrage, ob für Fallati in Schleswig-Holstein ein Wahlkreis

¹ S. S. 3. 25. Mai.

² Schlesw.-Holst. Ztg. 1848. Nr. 35.

³ Bruns. 1. 5. 48.

kreis zur Verfügung stehen würde: in Schwaben sei es leider verfañmt, ihm eine sichere Kandidatur zu verschaffen und diese Kraft könne man doch nicht im zukünftigen Parlament missen. Wir wissen schon, daß Gallati in Schleswig-Holstein nicht auf die Kandidatenliste gekommen war. Aber nun fand Ahlmann ihn doch in der Versammlung, die beiden Mohl, Robert und Moriz, Ahland, Paul Pfizer, Römer, Welcker waren gleichfalls gewählt. In der ersten Sitzung, an der er teilnahm, konnte er einen Bekannten aus der Berliner Zeit reden hören, Nauwerck. Und auch die Hamburger Zeit grüßte ihn: sein Hausgenosse vom Gänsemarkt, Advokat Dr. Sedßcher, der erst kürzlich durch sein Auftreten im 50er Ausschuß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt hatte; er sollte noch eine — für Schleswig-Holstein schädliche — Rolle im Frankfurter Parlament spielen.

Der Gesamteindruck Ahlmanns von der Versammlung, als er sie einige Tage kennen gelernt hatte, war, daß sie für seine Erwartung überraschend konservativ zusammengesetzt sei¹, und diese Auffassung bestätigten die folgenden Wochen ihm immer mehr. Nach seiner Meinung hatten Männer von einer politischen Gesinnung wie sie auf der Rechten zu finden war, überhaupt keine Berechtigung in dieser Versammlung zu sitzen. Wer ein Bewunderer des zusammengebrochenen Staatengebäudes war, der könnte füglich an der Aufrichtung des neuen, grundsätzlich anders begründeten und anders zu formenden Baues nicht mitwirken. Und doch gab es „Reaktionärs“ in der Paulskirche, besonders unter den Preußen. Trotzdem waren sie es nicht, an denen er das meiste Argerniß nahm, das war vielmehr, je länger desto mehr, die Haltung eines großen Teiles der Leute, die vor der Revolution die Führer der Opposition gegen Polizeiwillkür und Absolutismus gewesen waren. Der Druck des Metternichschen Systems hatte einen so starken Gegendruck hervorgerufen gehabt, daß in ihm alle Schattierungen verschwanden. Nun der Druck aufgehört hatte, zeigte sich, daß der Gegensatz zum Absolutismus Viele auf ein gemeinsames Gleis gedrängt hatte, die in Wahrheit ganz verschiedene Absichten und Ansichten hatten und die jetzt, wo der Weg frei geworden war, auf ganz verschiedene Ziele zu, auseinander strebten. Es stellte sich jetzt eine weite Kluft heraus zwischen den Konstitutionellen und den Demokraten. Diese Erkennt-

¹ Schlesw.-Holst. Ztg. Nr. 38.

nis bedeutete für Ahlmann eine grausame Enttäuschung. Er fühlte sich und Tausende deutscher Patrioten verhöhnt und ver-raten, wenn er daran dachte, daß sie alle die radikalen Reden der vormärzlichen Volksführer für bare Münze genommen hatten. Am schmerzlichsten fühlte er das, wenn er Welders jetzige Hal-tung verglich mit den politischen Ansichten, die derselbe Mann gehabt oder wenigstens geäußert hatte, als er ihn vor 3 Jahren in Heidelberg aufsuchte. „Das ist derselbe Welder, der mir vor Jahr und Tag wiederholt versicherte, daß man all die Kavaliere von Fürsten hängen müsse, daß Deutschland kein Heil noch Frie-den haben könne, bevor diese Geschlechter vernichtet seien, nur allein die Republik könne Deutschland retten und glücklich machen“ — so macht er schließlich seinem Grimm über die Vertreter des „rechten Zentrums“ Luft. Ebenso: „Beckerath scheint eine brave, aber dünne Seele zu sein. Die Redner aus dem „Weißen Saale“ sind verblaßt“.

Ahlmann stand in seinen Anschauungen dem linken Flügel der linken Zentrum nahe¹; denn er sah grundsätzlich in der Re-publik die beste Staatsform. Das hatte er sogar in seinem Wahl-schreiben an die Fehmaraner² zum Ausdruck gebracht, wenngleich etwas versteckt, weil er wußte, daß die Fehmarnschen Wähler nicht zu den „fortgeschrittensten“ gehörten. „Eine Staatsform auf möglichst demokratischer Grundlage“ hält er für die beste. „Der Staat ist nach meiner Anschauung um des Volkes Willen da, und nicht um der Fürsten oder einiger privilegierter Klassen, und immer,“ fährt er im Sinne und fast mit den Worten Riccardos fort, „ist die Staatsform die beste, in der allein ein gewisser Grad von geistigen und materiellen Gütern vergewissert ist.“ Den Ausdruck „Republik“ vermied er, wohl wissend, daß er den Fehmaranern unangenehm in den Ohren klingen würde. In Wirk-lichkeit ist aber der „Monarch, gewählt auf Jahre, der so gut wie seine Minister für seine Regierungshandlungen verantwortlich gemacht werden muß“, nichts anderes als der Präsident einer Republik. In einem Brief an „Vater Jhstein“³, den Führer der Badener Radikalen, an den er aus Frankfurt schrieb, brauchte er

¹ S. o. S. 66.

² Schlesw.-Holst. Ztg. Nr. 63. A. denkt an den „Vereinigten Landtag“.

³ Schlesw.-Holst. Ztg. Nr. 39.

⁴ S. o. S. 122.

⁵ Konzept o. D.

solche Rücksichten nicht zu nehmen. Denn dieser war ausgesprochener Republikaner, und Ahlmann folgert in der Schl.-Holst. Ztg. aus dessen zehnfacher Wahl zur Nationalversammlung, daß die Wählerschaft in Baden durchgehends republikanisch sei. Der Brief an Tzstein war ein Versuch, durch Vermittelung des gefeierten Volkführers zu einer Kandidatur im Badischen Land zu kommen. Hier bezeichnet er sich als „demokratischen Republikaner . . .“ „Ich glaube, daß eine demokratische Republik die vollendete Staatsform sein wird und alle anderen Formen nur Mittelstufen und Vorbereitungen für diese sind, und daß es bei der Reorganisation der deutschen Nation darauf ankommt, insoweit die demokratische Republik nicht augenblicklich zu verwirklichen ist, sie in allen Institutionen vorzubereiten, um den baldigen Übergang zu erleichtern.“ Wie sehr er mit seinen Sympathien auf Seiten der Republikaner ist, sieht man auch aus dem kaum verhohlenen Beifall, mit dem er in seinen Frankfurter Berichten über republikanische Stimmungen spricht, die er auf seinen Wanderungen und Reisen in Süddeutschland damals beobachten konnte¹. Trotzdem war er ein entschiedener Gegner der „äußersten Linken“ im Parlament. Er bildete sich sein Urteil über sie nicht bloß in den Parlamentsitzungen, vielmehr in ihren Versammlungen im „Deutschen Hause“.

Nicht ihre Grundsätze waren es, die ihn von den Leuten um Robert Blum trennten. Ausdrücklich erkennt er ihren „in den meisten Fällen guten Willen“ an. Aber er mußte sich bei ihren Debatten stark an die Versammlung der „Freien“ in Berlin 1842—46 erinnern fühlen. Zu einem Teil waren ja auch die Personen dieselben, jedenfalls aber hatten sie in seinen Augen dieselben Fehler, die ihn damals bei Bruno Bauer und Genossen abtießen². „Mehr Ruhe und Haltung“ verlangte er von ihnen. „Wir haben wiederholt diese Sitzungen (im deutschen Haus) besucht,“ schreibt er unter dem 25. Mai, „können aber den dortigen Verhandlungen, die uns das Gefühl politischer Unreife und Über-eilung der Redner geben, nicht beifallen². Die Partei ist nicht stark und wird noch mehr abnehmen, wenn sich nicht ein Führer findet, der sie zu führen versteht . . .“ Als diesen Führer dachte

¹ Schl.-Holst. Ztg. Nr. 56.

² S. o. S. 38 ff.

er sich Robert Blum, den er im Gegensatz zu dessen Parteifreunden sehr hoch schätzte, und zwar in seinen einzelnen politischen Schritten ebensowohl wie in seinen Absichten. Indes sah er weiterhin einen Aufstieg der Radikalen, den er gewiß begrüßt hätte, nicht verwirklicht. Ausschlaggebend hätte er freilich diese Partei auch nicht gern wissen wollen, denn ihn trennte noch mehr von ihr als das maßlose und tumultuarische Wesen: der soziale Einschlag, den er in ihr bemerkte. „Die besondere Fürsorge für ein besseres Loos der verarmten Bevölkerung“, die er in ihrem, freilich noch ungeschriebenen Programm feststellen kann, würde er wohl auch befürworten. Allein das Betonen dieser Bestrebung war ihm im Zusammenhang mit dem, was er sonst sah und hörte, doch unbehaglich. „Als charakteristisch für die politische Gesinnung in Nassau erzähle ich, wie die Kinder uns dort anbettelten: „Geben Sie doch einem armen kleinen Republikaner einen Kreuzer!“ Und ein ander Mal: „Wir sind Parlamentarier, geben Sie uns doch ä Kreuzer!“ Ich fragte einige größere Knaben, was das denn sei, eine Republik. — „Das is,“ sagten sie, „wenn de arme Leut nich unterdrückt werden!“ — Eine praktische, aber für die bestehenden Zustände sehr bedenkliche Definition¹.“ Man fühlt, daß Ahlmann diese Definition überhaupt für sehr bedenklich hält. Er ist ein typischer Vertreter des doktrinären Manchesterthums. Daß man von dem Parlament ein Eingreifen in die Wirtschaft von Staats wegen erwartet, will ihm nicht behagen.

Ganz klar glaubte er zu sehen, wie „die roten Fäden des Gewebes“ enger und enger geschlossen wurden, und eine Rettung vor dem Zusammenbruch erblickte er nur in einem entschieden links gerichteten Kurs des sowohl volkstümlichen als auch legalen Instruments, der Nationalversammlung². Mit ängstlicher Spannung verfolgte er darum die Entwicklung des Parlaments. Freudig notierte er es, wenn er eine Wendung in der von ihm gewünschten Richtung feststellen zu können meinte. Und schließlich war diese Sorge auch ein Grund mit, weshalb er den Vorgang der Parteibildung so genau verfolgte. Der Redakteur der „Schl.-Holst. Ztg.“, Theodor Mommsen, tabelte ihn deswegen, daß er „auf dem Prinzip reite“ und „immer nur pro nicht auch das

¹ Schleswig-Holst. Ztg. Nr. 39.

² Schleswig-Holst. Ztg. Nr. 56.

³ Schleswig-Holst. Ztg. Nr. 39.

contra“ berichte¹. Ahlmann ist von dem Vorwurf des Doktrinarismus nicht freizusprechen, sein Werdegang ließ ihn dieser Gefahr nicht entgehen. Aber bei seinem Festhalten an dem Prinzip der Volkssouveränität und der Republik handelte er nicht bloß einer Doktrin zuliebe, sondern er verfolgte auch einen politischen Gedanken dabei, durch eine entschieden volkstümliche, vielleicht republikanische Einstellung die revolutionären Mächte zu mäßigen und gleichzeitig auch den reaktionären Gewalten die Spitze zu bieten. Inzwischen schien ihm das Vertrauen zur Nationalversammlung täglich mehr zu schwinden. „Das ist auch so ein Kerl, der für Nichtsthun seine 6 fl täglich hat“, hörte er auf der Straße hinter einem Abgeordneten herrufen². Erst als gegen Ende Juli die Frage der Errichtung einer Reichsgewalt doch ihrem Ende entgegengeführt zu werden schien und zwar in einem unerwartet günstigen Sinne, da fing Ahlmann an wieder hoffnungsfreudiger in die Zukunft zu blicken.

In der letzten Sitzung, der er beiwohnte³, hörte er noch das schon damals gleich berühmt gewordene Wort Gagerns: „Ich thue einen kühnen Griff und sage, wir müssen die Centralgewalt selber schaffen.“ Und mit diesem belebenden Eindruck schied er von Frankfurt und von der Paulskirche, weil sein Auftrag ihn zum Studium der Posteinrichtungen nach Straßburg rief. Was jedoch im Parlament seitdem geschah, erweckte ihm leider den Eindruck, daß seine frühere Diagnose über die Versammlung doch richtig gewesen war und daß es sich bei der Schaffung der Centralgewalt⁴ nur um ein vorübergehendes Aufflammen gehandelt hatte, dem nun wieder die tatlose Indolenz folgte. Es war unnötig, daß Theodor Mommsen ihm am 8. Juli seinen Optimismus verwies, den er aus Ahlmanns letzten Briefen herausgelesen haben mochte. Und wenn Mommsen die mutmaßliche Wirkung der Frankfurter Versammlung mit einem Notverband verglich, unter dem günstigen Falles die Wunde der Mutter Germania notdürftig

¹ Th. Mommsen. 5. 7. 48.

In der „Deutschen Rundschau“ 1918, XLIV, 10, S. 50 ff. sind drei Briefe Mommsens an Ahlmann veröffentlicht. Über Mommsen vergl. Gebrde: Th. Mommsen als Schleswig-holsteinischer Publizist. Breslau 1927.

² Schleswig-holsteinische Ztg. Nr. 59.

³ Am 23. Juni: „die bedeutendste, welche wir noch gehabt haben.“ Schlesw.-Holst. Ztg. Nr. 65.

⁴ Der vom Parlament geschaffenen vorläufigen obersten Reichsbehörde.

verharschen könne, der wahrscheinlich aber eine zweite Operation nicht erspare, so traute Ahlmann dem Parlament nicht einmal soviel zu. „Es bleibt, wie ich's geschrieben habe,“ äußerte er sich, am 6. Juli nach Frankfurt zurückgekehrt, gegen Th. Olshausen. „Der Versammlung fehlte alle Energie, die Majorität ist in Händen von thatsächlichen Reactionärs, Doktrinärs und schwächlichen Vermittlern, die aus lauter Furcht vor dem Gespenst der Republik sich am Alten anklammern, und auf einem eingebildeten Rechtsboden herumkutschieren, der notwendig uns oder ihnen den Hals brechen muß. Wie ich es anschau, kann ich jetzt schon leider nicht mehr den Gedanken abwehren, daß Deutschland und sein Volk bald aus einem schönen Traum aufwachen wird, und finden wird, daß, während es schön geträumt hat, Alles wieder ins alte, schlechte Gleis eingefahren worden ist.“

Mit dieser trüben Voraussage, die ja nur zu genau eintreffen sollte, verließ er endgültig Frankfurt, wo er im schönen Monat Mai mit so hochgespannten Erwartungen eingezogen war.

Bevor wir ihn aber in die Heimat begleiten, müssen wir noch über seine Erfahrungen zu dem Kapitel „Frankfurter Parlament und Schleswig-Holstein“ berichten.

Die schleswig-holsteinische Sache war neben der Begründung einer Zentralgewalt das zweite große Thema der Verhandlungen, solange Ahlmann an ihnen teilnahm. Das neue Deutschland war im Begriff, Gebiete für sich in Anspruch zu nehmen, die nicht zum alten Bundesgebiet gehört hatten, lediglich auf den Rechtstitel der Nationalität hin. Dazu gehörte auch Schleswig.

Ende Mai fiderte die Kunde durch, daß der Rückzug Wrangels aus Jütland¹ nicht durch die mangelnde Unterstützung der Hannoverischen und anderer Bundeskontingente, wie offiziell angegeben, verursacht war, sondern durch die Rücksichtnahme Preußens auf Rußland. Schon am 29. Mai² verzeichnete Ahlmann das betreffende Gerücht, und in den späteren Debatten über Schleswig-Holstein wurde der tatsächliche Zustand namentlich von Raumert ziemlich deutlich gekennzeichnet. Unter diesen Umständen

¹ Die preussischen Truppen hatten plötzlich Jütland geräumt, ohne daß militärische Gründe dafür vorgelegen hätten.

² Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 44.

den gewann wieder die Nationalversammlung für die Schleswig-Holsteiner ungemein an Bedeutung. Von ihr konnte man fast allein noch Hilfe erwarten.

Ahlmann bezeichnet am 1. Juni die Stimmung in der Nationalversammlung im Ganzen als günstig. Aber er warnt auch vor zu optimistischer Auffassung¹: es sind die deutschen Anliegen in Schleswig-Holstein, die „allgemeine Teilnahme haben“. Die Angelegenheit seiner Heimat erschien in Frankfurt „nicht bedeutender, als die Konflikte Deutschlands an seinen Ost- und Westgrenzen. Daher könne nur bei einer günstigen Regelung des allgemeinen deutschen Problems für Schleswig-Holstein etwas von Frankfurt erwartet werden,“ eine Erkenntnis, die für die Politik seiner Regierung in jenem Sommer richtunggebend geworden ist.

Die Preisgabe Schlesiens veranlaßte eine Aktion der Schleswig-Holsteiner in Frankfurt. Von drei Seiten her ging man vor. Eine Deputation aus Stadt und Land Hadersleben bat um Schutz vor der drohenden Besetzung durch die Dänen², die 10 Abgeordneten der Herzogtümer reichten einen Antrag betreffend Sicherstellung der Rechte der Herzogtümer ein. Und endlich weilte Beseler selbst an diesen Tagen in Frankfurt, um auf den Bundestag, aber auch auf die Nationalversammlung einzuwirken³. Von der Anwesenheit Beselers berichtet Ahlmann nichts an seine Zeitung. Seine Reise sollte möglichst verschwiegen werden. Es durfte nicht der Eindruck in der Öffentlichkeit aufkommen, als ob die Anträge an die Nationalversammlung nicht spontan entstanden seien. In Wirklichkeit arbeiteten Regierung und Volksvertreter zusammen. Wir sagten schon oben, daß bei Madai ein Treffpunkt für sie war. In der nun gegebenen Veranlassung, bemerkt Ahlmann ausdrücklich⁴, seien die Vertreter der schleswig-holsteinischen Wahlbezirke bei dem Gesandten zusammengekommen, um über den zu unternehmenden Schritt zu beraten. Es wurde ein Antrag vereinbart, den — nach Ahlmann — Drosfen ausarbeitete. „Mattigkeit und Inhaltlosigkeit!“ mit diesen Ausdrücken beurteilt Ahlmann ihn. Er tadelt, daß weder die Ratifikation des abzuschließen-

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 48. Bericht vom 1. 6. und 3. 6.

² Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 49. Bericht vom 5. 6.

³ Du. u. Forsch. 4, 129. — G. Schweighardt. Wilhelm Beseler als Politiker (= Du. u. Forsch. 12) S. 111.

⁴ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 48.

den Friedens durch das Reich¹ verlangt ist, noch die „Integrität Schleswig-Holsteins“.

Der Ausschuß für völkerrechtliche Angelegenheiten beriet alsbald den Antrag der Schleswig-Holsteiner und hatte seinen Bericht und Antrag auch in kurzer Zeit fertig. Aber die Sache kam nicht zur Verhandlung und wurde dann noch mehrmals von der Tagesordnung abgesetzt. Den Grund dafür konnte Ahlmann nicht recht erfahren². Er sah in dieser Frage den Widerstand nicht bei „Radowiz und Comp.“³, vielmehr vermutete er ihn in wirtschaftlichen Bedenken gewisser Kreise, nämlich der hamburgischen und der preussischen Kaufleute, als deren Anwalt man den Abgeordneten Heckscher⁴ betrachtete. Am 7. Juni, als der Antrag des Ausschusses immer noch nicht zur Verhandlung gekommen war, hatte er eine Unterredung mit Heckscher, der Berichterstatter des Ausschusses war. Ahlmann merkte sogleich, daß er „ein schlechter Referent“ sei. „Um einige Quadratmeilen Land kann Deutschland keinen europäischen Krieg führen,“ sagte Heckscher, und vergebens wies Ahlmann ihn darauf hin, daß es sich garnicht darum handle, sondern um die Ehre Deutschlands, die es für die schleswigsche Sache verpfändet habe, also aus der Sprache des Jahres 1848 in die Diplomatensprache übertragen: um das Prestige Deutschlands. Heckscher blieb bei seiner Ansicht: „Ich bin ein steinerner Fels!“ Damit schnitt er jede Erörterung ab.

Am 9. Juni kam endlich der Antrag zur Verhandlung, nachdem am Tage vorher der Bericht erstattet war⁵.

Es war einer von den großen Tagen der Paulskirche. Dahlmann, der Nestor unter den Kämpfern für Schleswig-Holsteins Deutschtum und Recht, eröffnete die Debatte. „Vergönnen Sie ein

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 49.

² Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 51.

³ D. h. bei der Rechten, den Reaktionären.

⁴ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 52.

⁵ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 51.

⁶ Der Antrag des Ausschusses, der sich ziemlich genau mit dem der schleswig-holsteinischen Abgeordneten deckte, lautete in seinem ersten Teil: „Die Nationalversammlung erklärt, daß die schleswigsche Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört und verlangt, daß bei dem Abschlusse des Friedens das Recht der Herzogtümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde.“ Daran schloß sich auch noch eine Erklärung über den Fortgang des Krieges.

kurzes Wort," so begann er seine „ganz vortrefflichen¹ Ausführungen“ einem Manne, der ohne Ruhmredigkeit von sich sagen darf, daß er die besten Kräfte seiner Jugend, daß er die Treue eines Menschenalters der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet hat.“ Und er schloß mit den Worten: „Wenn Sie in der schleswigschen Sache ver säu men, was gut und recht ist, schlagen Sie der deut schen Sache das Haupt ab!“

Staatsrat Franckes Rede hatte nicht Ahlmanns Beifall, „er half nicht, wenn er nur nicht schadete“. über den Hauptredner gegen die Ansprüche der Schleswig-Holsteiner, Raumer, geht Ahlmann in seinem Bericht kurz hinweg. Theodor Mommsen hatte schon Recht, wenn er ihm vorwarf, er melde immer nur das pro, nicht das contra. Denn ausführlich gibt er des zweiten Hauptredners, Waik, Darlegungen wieder. Obgleich er ihn „etwas tadel s üc htig und bitter gegen die Linke“ empfindet, meint er zum Schluß doch, er habe sehr gut, wahr und brav gesprochen.

Unangenehm überrascht war er durch die Worte Jakob Grimms, dem er offenbar seit der Fackelzug-Geschichte von 1843 keine Ent schie den heit mehr zugetraut hatte: „Spricht eigentümlich brav!“

Dagegen erregte Heckscher in seinem Schlußwort Ahlmanns hellen Zorn: „Er sprach als ein rechter Advokat, von den Ham burger Krä mern für ihren Kaffee- und Zuckerhandel gewonnen.“ In Wirklichkeit war freilich Heckschers Rede nicht so schlecht². Er hatte nur die undankbare Aufgabe, nach all den glänzenden rednerischen Leistungen Realpolitik treiben zu müssen. Er legte den Finger auf die wunde Stelle der Schleswigschen Sache: das Herzogtum gehöre nicht zum deutschen Bunde, staatsrechtlich sei also der Anspruch der Schleswig-Holsteiner schlecht unterbaut. Und was den Waik'schen Satz betreffe, daß Nationalität und Recht dasselbe sei, so müsse er darauf aufmerksam machen, daß das für Deutschland so lange noch nicht gelte, als Deutschland keine Macht darstelle.

Heckschers Rede war von großer Wirkung. In der Schluß ab stimmung gelang es nur mit Mühe, den ersten Teil des Dahlmann'schen Antrages durchzubringen. Dagegen fiel der von Waik

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung. 1848. Nr. 32.

² A. Springer: C. F. Dahlmann. Leipz. 1870. Bd. 2, S. 274 (Ahlmann bringt einen andern Wortlaut).

³ „Eine für seinen Zweck außerordentlich geschickte Rede,“ muß sogar Ahlmann zugeben.

gestellte Zusatzantrag, daß die Ratifikation des abzuschließenden Friedens dem Parlament vorbehalten bleiben solle. Dagegen stimmte „die ganze Rechte, die Leute, die immer möglichst wenig in politischen Dingen wollen (wenigstens durchs Volk, denn sonst diplomatisiert und politisiert Herr Radowiz und Comp. gern um recht große Dinge, wenn es gegen Volksfreiheit geht) und mit ihnen die Handelsleute aus Hamburg und den Städten der Ostsee“.

Die Verhandlungen und der Ausgang dieses 9. Juni waren Ahlmann ein Beweis mehr für seine geringe Meinung von dem Parlament. Im Mai hatte es ihn, wie es auch Theodor Mommsen² tat, aus der Enge heimatlicher Verhältnisse hinausverlangt, dahin, wo der Quell deutschen Lebens am heißesten und vollsten sprudeln mußte. Jetzt hatte er gesehen, daß in der d e u t s c h e n R e i c h s - g r ü n d u n g s f a c h e dort viel leere Worte gemacht wurden. Und die s c h l e s w i g - h o l s t e i n i s c h e n Verhandlungen? So lange er für Schleswig-Holstein gekämpft hatte, war er begeisterter Deutscher gewesen und hatte zweitens die Meinung vertreten, daß das Heil des Landes vom Süden komme. Das erste konnte ihm kein Kleinmut rauben. Aber im zweiten Punkt hatten seine Überzeugungen einen starken Stoß bekommen. Er kehrte nach Hause zurück in dem Bestreben, dort die eigene Kraft der Herzogtümer mit entfalten zu helfen, zum Heile des ganzen deutschen Vaterlandes.

IX.

Am Neubau des schleswig-holsteinischen Staates.

Ahlmann hatte den Leitgedanken seiner Werdejahre, daß das Volk berufen sei, die Regierung selbst auszuüben, infolge seiner Frankfurter Erfahrungen nicht fallen lassen. Nur hatte er eingesehen, daß das Reformwerk in der Paulskirche ein verfehlter Versuch sei. Er hatte die Ohnmacht der Nationalversammlung an dem Grade der Laueheit in der schleswig-holsteinischen Kriegsführung

¹ a. a. O.

² Mommsen an Ahlmann. 21. 6. 48.

ablesen gelernt, und er sagte sich, daß das Werk der Neugestaltung vom Zentrum her nicht durchzuführen sei, wenn die Glieder des Reiches widerstrebten: der Separatismus und Partikularismus konnte auf die Weise, wie das Frankfurter Parlament vorging, nie gebrochen werden. Aber eben aus diesem Grund sah er noch eine Aufgabe vor sich: in seinem Heimatlande die neuen Ideen zum Siege führen zu helfen.

Da war freilich Arbeit genug, denn die „Errungenschaften des Jahres“ befanden sich in großer Gefahr. Seit der Abreise Ahlmanns hatte sich in den Herzogtümern manches verändert. Die Regierung hatte die „Stände“ zu einer neuen Tagung einberufen, nachdem sie sich in der kurzen Session im April von ihnen hatte bestätigen lassen. Es zeigte sich bald, daß sie mit einer starken Opposition in dieser Versammlung zu rechnen hatte und zwar mit einem Widerspruch von rechts her.

Die Gegensätze von rechts und links stießen aufeinander als im Juni die Ständeversammlung einberufen wurde, um den Gesetzentwurf der Regierung für die Wahl zu einer konstituierenden Versammlung zu beraten. Der Regierungsentwurf sah das allgemeine Wahlrecht vor, der Ausschuß der Versammlung beantragte aber in seiner Mehrheit von 5 Mitgliedern, einen *B e n f u s s* einzuführen. Die Versammlung hatte die Vorbereitung des Gesetzes gerade beendet, als Ahlmann sich anschickte, nach Hause zurückzukehren. Voller Bewunderung las er noch in Frankfurt die großen Reden Olshausens zur Verteidigung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts¹. Der Ausfall der Abstimmung — Annahme des Wahlrechts — konnte nicht über die Tatsache täuschen, daß die Versammlung nicht der Zeit gerecht wurde. Das Abstimmungsergebnis wurde auch keineswegs durchgehend als ein Zeichen von Liberalität bewertet. Im Gegenteil hörte man viele bittere Klagen über die Versammlung. Nicht nur Mommsen, der in seinen mit „S“ gezeichneten Artikeln der Schl.-Holst. Ztg. „die Geißel“² über der Versammlung schwang, sprach so. Auch Samwer, der ebenso wenig von den Schlagwörtern der Revolution fasziniert war, äußerte sich in Briefen an Lorenzen in womöglich noch stärkerer Weise über die „Unfähigkeit“ der Ständeversammlung

¹ Verhandlungen der Vereinigten schleswig-holsteinischen Ständeversammlung. 1848. Spalte 336 ff., 360 ff., 370 ff., 414 ff.

² Mommsen. 21. 6. 48.

und sehnt die Stunde herbei, in der sie erst ihren Tod dekretiert haben würde¹. Ahlmann, der schon an dem Frankfurter Parlament einen höheren Schwung vermist hatte, erblickte natürlich erst recht in der Rendsburger Versammlung eine Gesellschaft von Mittelmäßigkeiten oder weniger als das. Bei dem Ansehen aber, das die „Stände“ im Lande genossen, und bei der geringen politischen Bildung in den breiteren Schichten der Bevölkerung drohte die Gefahr, daß in der neuen „Landesversammlung“ die alte Mehrheit wiederkehren werde. Der Süden Deutschlands und seine nördlichste Provinz waren auch hierin Gegensätze: Wir sahen, wie Ahlmann in Schwaben und Nassau in dem revolutionären Element den Feind einer vernünftigen Freiheit stark werden fühlte. Umgekehrt befürchtete er, daß in seiner Heimat, die Ansätze zu einem „politischen Bewußtsein“, das er seit Jahren für seine Landsleute erstrebte, von einer vorläufig noch schleichenden Reaktion erstickt werden könnten. „Die Bewegung“ mußte dort kräftig gefördert werden, um nicht in den „Stillstand“ zurückzufallen. Seine Gedanken über die innenpolitischen Notwendigkeiten der Herzogtümer und seine eigenen Absichten berührten sich eng mit der Meinung Theodor Mommsens, der ihm zwei Tage, nachdem das Wahlgesetz in der Kammer verabschiedet war, noch nach Frankfurt schrieb: „Hoffentlich haben Sie dort gelernt, wie man nicht „wühlen“ soll! Dann kommen Sie hierher, wo das rechte Wühlen noch bitter not tut“. Dieses „rechte Wühlen“ war in der Tat seine Absicht, d. h. er wollte nicht mehr und nicht weniger als eine entschieden demokratische Partei organisieren.

Seine Erwartung indes, daß schon etwas in dieser Richtung geschehen sei, trog ihn. Von einer Parteibildung der Linken konnte nicht die Rede sein. Das f o r d e r t e man wohl, wie zum Beispiel Redakteur Wolf im „Isehoer Wochenblatt“, aber zu einem Handeln gelangte man nicht. Es war schon etwas, wenn man wieder ein Zentral-Wahlkomitee zutwege brachte, trotz der nicht gerade verlockenden Ergebnisse, die man damit bei den Frankfurter Wahlen gemacht hatte.

¹ 24. 6. 48. (Im Nachlaß Lorenzens.)

² Mommsen. o. D.

³ Ein Bekannter Ahlmanns von dem „Schleswig-Holsteiner-Abend der Berliner Studenten“. 1842—43.

Eine zusammenfassende organisatorische Tätigkeit — das merkte Ahlmann bald — hing jetzt, im Sommer, noch eben so sehr in der Luft, wie im Frühjahr. Es fehlte immer noch der Stoff, aus dem die Politiker des neuen Deutschlands ihre Pläne hätten gestalten können: eine öffentliche Meinung, ein politisches Bewußtsein, oder wie man es nennen will. Hier war der Hebel anzusetzen: Volksaufklärung und politische Bildungsarbeit mußte die Lösung sein. Und mit sicherem Blick für das Zweckmäßige und Notwendige erkannte Ahlmann, daß diese Arbeit, wie die Verhältnisse lagen, am besten von der Presse geleistet werden konnte. Es ist daher nicht zufällig, daß gleich nach seiner Rückkehr aus Deutschland die Verhandlungen begannen, die zum Ankauf der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ durch ein Konsortium führten, dessen Seele Ahlmann war.

Für die Wahlvorbereitung war der Übergang der Zeitung in entschieden liberalen Besitz zu spät gekommen: am 5. August trat die Landesversammlung in Kiel schon zusammen. Im wesentlichen hatte jeder Kandidat selber sehen müssen, wie er durchkam. Ahlmann war auf der Nominierungsversammlung in Rendsburg zusammen mit Pastor Godt-Feldstedt, seinem Freund aus der Kieler Lehrlingszeit, und Falck als Kandidat für Gravenstein genannt worden. Das nützte ihm aber an sich noch wenig. Er hatte denn auch nicht gewartet, bis er von Rendsburg aus genannt wurde; schon am 17. oder 18. Juli hatte er nach zwei Seiten Verbindungen angeknüpft.

Durch Vermittlung Verwandter bemühte er sich um eine Kandidatur in Alpenrade oder im Sundewitt. Jedoch ohne Erfolg. In Alpenrade und Hadersleben hatte man sich schon auf andere Männer festgelegt, und den Bauern im Sundewitt war er „zu liberal“. Sein Onkel, Jürgen Ahlmann in Alpenrade, hielt die Sache für aussichtslos, er meinte, man werde dort Dänen wählen¹.

Das geschah freilich nicht; aber Ahlmanns Kandidatur hatte von vornherein doch wenig Bedeutung. Er hoffte nun auf Eckern-

¹ Über die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ vgl. Hagenah: Die Schlesw.-Holsteinische Zeitung 1848—49 in „Kieler Zeitung“ 1914 Nr. 323 ff.

² Nikolaus Falck, der schleswig-holsteinische Rechtslehrer, war einer der am weitesten rechts Stehenden in dem Schleswig-Holstein von 1848.

³ Hans Ahlmann. 19. 7. 48.

⁴ Lorenz Karberg. 19. 7. 48.

förde. Aber auch hier schien es ihm zuerst mißlingen zu wollen. Man „wünschte keine Kieler“.

Die Eckernförder lehnten mit dieser Äußerung weniger den Radikalismus ab, als die einseitig politische und nationalpolitische Einstellung der Kieler Führer. Durch ein Schreiben an H. D. Lange¹ und wohl auch andere angesehene Bürger suchte Ahlmann die Bedenken gegen sich zu zerstreuen. Er wies auf seine kaufmännische Erfahrung und auf seine Interessen für die Landwirtschaft hin, besonders seine Tätigkeit im landwirtschaftlichen Verein. Außerdem scheint er aber, was er bei seinen früheren Kandidaturen nicht hatte können, schon einige Zeit vor der Wahl persönlich mit den Wählern Fühlung genommen zu haben.

Ahlmann war nicht der einzige unter den jüngeren Fortschrittsleuten, der solche Mandatschmerzen hatte.

Manche, die bis dahin in der vorderen Reihe gestanden hatten, blieben trotz aller Bemühungen Saungäste: Hedde war in 5 Wahlbezirken aufgestellt und fiel überall durch². Lorenz Stein war nicht einmal in die „Landesliste“ gekommen, welche das „Rendsburger Committee“ empfehlend aufgestellt hatte, trotzdem er Ahlmann noch an das Versprechen gemahnt hatte, für ihn einzutreten.

Ahlmann war glücklicher. Am Wahltage war er selbst in Eckernförde. Der Kampf war freilich hart. Es war damals allgemeine Sitte, daß vor der Wahlhandlung im Wahllokal die Kandidaten Ansprachen hielten, ehe die Wähler ihre Stimmen abgaben. Ahlmann machte von dieser Möglichkeit Gebrauch.

Zwei Abgeordnete waren in jedem Distrikt zu wählen. In Eckernförde bewarben sich drei Kandidaten. Die Wahl des Herzogs Christian August von Augustenburg war sicher. Aber zwischen Ahlmann und Pastor Petersen in Gattorf schwankte die Wage des Wahlglücks. Ahlmann schien zu unterliegen. Da erschien im Augenblick der höchsten Spannung die Eckernförder Garnison, 342 Mann stark, und wählte geschlossen ihn, der damit Sieger blieb.

Die Eckernförder Wahl erregte damals gewisses Aufsehen in der Öffentlichkeit. In demselben Atemzuge hatten Hunderte vor Eckernförder Wählern den hochkonservativen Herzog und dem radikal-liberalen Doktor ihre Stimmen gegeben. Der „Hamburgische Correspondent“ verglich die beiden mit „zwei schneidenden

¹ H. D. Lange. 20. 7. 48.

² Fr. Hedde. 2. 8. 48.

Schwertern¹⁴ und sah diese Wahl als einen Beweis für die politische Unreife des schleswig-holsteinischen Volkes an. In der schleswig-holsteinischen Zeitung meinte jemand: das Land und Volk befindet sich, politisch gesehen, in der Zeit der harmlosen Kindheit.

Ein letztes Hindernis stellte sich freilich dem Eintritt Ahlmanns in die konstituierende Landesversammlung noch in den Weg: Seine Wahl ward beanstandet². Aber sie wurde schließlich doch genehmigt. Und nun war die Bahn frei für seine Mitarbeit in der konstituierenden schleswig-holsteinischen Landesversammlung. Ein frohes, zugleich stolzes Gefühl innerer Erhebung mag es für Ahlmann gewesen sein, als er mit in dem feierlichen Zuge der Abgeordneten durch die Straßen Kiels schritt, der am 15. August 1848 hinter Beseleers hochragender Gestalt her sich zur Nikolaikirche begab — zur feierlichen Eröffnung des ersten freien Parlaments von Schleswig-Holstein. Wie viele inbrünstige Hoffnung sich auch an das Werk heftete, das diese Versammlung schaffen sollte, keines Schleswig-Holsteiners Herz konnte höher schlagen in Erwartung der Wirkung, die von diesem Parlament ausgehen sollte, als Ahlmanns, der enttäuscht aus der Mainstadt, aus der Weite, zurückgekehrt war. Wenn er zurückschaute auf sein Leben und die Entwicklung, die er in dem letzten Dezennium genommen, so konnte er auch wohl stolz sein: Mit den hundert Besten des Landes durfte er helfen, daß aus dem wirbelnden Durcheinander der Gegenwart der schleswig-holsteinische Staat gegründet wurde, fest genug, um die schweren Stürme der kommenden Zeit zu bestehen.

Gewiß würde er mit seinen 29 Jahren, mit seinem extremen Liberalismus und seiner fast zu starren Überzeugung keiner von den Führenden in dieser Versammlung sein. Denn immer noch war die alte Schicht von Politikern führend. Und wenn es Ahlmann auch nicht an Selbstbewußtsein fehlte, so war er doch andererseits zu feinfühlig, um sich vorzudrängen, und besaß doch wieder nicht genug Neigung, sich anzupassen, um durch Geschmeidigkeit nach vorne zu kommen. Zur „ersten Garnitur“ der Redner hat er sehr selten gehört. Gerade auf der Linken, zu der Ahlmann sich rechnete, waren Clausen und Olshausen die unbestrittenen Führer.

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 112.

² Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 106.

über den Ausfall der Wahlen, eine Mehrheitsbildung rechts oder links, ließ sich im Augenblick Genaueres schwer sagen. Parteien gab es noch nicht. Nur soviel stand fest, daß trotz des demokratischen Wahlrechts die Wahlen vergleichsweise konservativ ausgefallen waren¹. Es fehlte nicht an Stimmen, die meinten, Holstein müsse sich vor dem übrigen Deutschland schämen².

Über schließlich war doch die eine Befürchtung der Linken nicht eingetroffen, daß die neue Versammlung „eine Wiederkehr der Stände“ sein werde: von 120 Abgeordneten waren 86 neue Männer. Die staatsrechtlich und national reaktionäre Opposition gegen die Märzregierung hatte also keinen Widerhall im Lande gefunden. Die Zusammensetzung der Versammlung gewährt, gemessen an Professor Harms' entsetztem Ausruf: „fogar Landesverräter!“³ vielmehr einen lebendigen Eindruck davon, wie weit die Schleswig-Holsteiner sich innerlich von Dänemark gelöst hatten. Dieser Auffassung widerspricht es nicht, wenn die Masse der Bevölkerung und die Mehrheit der Führer die letzte Folgerung nicht gezogen sehen wollte: die Aufhebung der Personalunion. Die Verfahren, die bei einer Fortdauer der Verbindung mit Dänemark dem Volkstum drohen konnten, sollten eben gebannt werden durch die *V e r f a s s u n g*.

Der festgefügte, in seinen Wirkungen nach innen und Grenzen nach außen scharf bezeichnete schleswig-holsteinische Staat konnte die Nationalität seiner Bewohner auch im Verbande mit dem Nachbarvolke schützen. Diesen Bau aufzurichten, war darum für Schleswig-Holstein mehr als eine Modesache: es war eine politische Notwendigkeit. Und so ist in diesem Bestreben, die Verfassung bald unter Dach zu bringen, der hochkonservative Graf Reventlow-Jersbeck durchaus einig mit der äußersten Linken.

Zunächst freilich schien es nicht, als ob die Arbeiten der Landesversammlung stetig fortschreiten würden. Der Waffenstillstand von Malmoe warf seine Schatten voraus: die Provisorische Regierung verlangte auf Ersuchen des Reichsministers Heckscher, die Landesversammlung solle sich vertagen. Olshausen kam deswegen um seine Entlassung ein. Diesen Angelegenheiten galten die ersten Debatten der Landesversammlung. Ahlmann sprach für die „Com-

¹ Fr. Hedde. 8. 8. 48.

² Prof. Harms. 8. 8. 48.

³ Harms. 8. 8. 48.

petenz“ der Versammlung, die Entlassung von Regierungsmitgliedern zu bewilligen. Es galt das Prinzip der Volkssouveränität. Die Linke war ferner dagegen, daß die Volksvertretung sich in diesem Augenblicke durch Selbstvertagung mundtot mache. Ahlmann beantragte schließlich, die Vertagung wenigstens zu befristen: auf den 1. September. Aber auch dieser vermittelnde Antrag wurde von der Mehrheit abgelehnt. Die Empörung der Linken, weniger über die Provisorische Regierung als über Heckscher war groß, aber Hans Reimer Clausen, der Führer der Radikalen in der Versammlung, verfügte nur über eine Anhängerschaft von einigen 20 der 101 Abgeordneten.

Ahlmann war durch die Ereignisse dieser Tage in eine Aufregung gerissen, wie sie in den Märztagen nicht heftiger gewesen war. Sein politischer Instinkt sagte ihm, und die älteren Freunde Clausen und Olshausen bestätigten es, daß die Märzrevolution erst jetzt ihrer zweiten entscheidenden Phase entgegengehe. Für Schleswig-Holstein war das Schicksal der Provisorischen Regierung der Gradmesser seines politischen Wohlergehens. Das Gefühl dafür war bis weit in die Kreise verbreitet, die im einzelnen mit der innerpolitischen Haltung der Regierung oder Einzelner seiner Mitglieder nicht einverstanden waren. Wie viel mehr hingte um den Bestand der Regierung Ahlmann, bei dem solche Hemmungen nicht vorhanden waren.

Die Versammlung möge bedenken, rief er ihr in der Debatte über Olshausens Entlassung¹ zu, wenn man jetzt nicht den Einfluß des in der Landesversammlung repräsentierten schleswig-holsteinischen Volks auf die Bildung und Zusammensetzung der Regierung behauptete, so könnte in vielleicht nicht zu ferner Zeit dem Lande die ganze Regierung ohne ihr Zutun genommen und gegen seinen Willen ihm eine andere gegeben werden. Das war ein Gedankengang von durchschlagender Beweisraft für die ganze Versammlung, denn so energisch die Rechte die Theorie der Volkssouveränität ablehnte, so selbstverständlich war allen, daß sie sich in der Praxis gegen ihren Willen keine Regierung aufdrängen lassen wollten.

Im übrigen waren diejenigen, die im 24. März die Verwirklichung der modernen Ideen von Demokratie und Volkssouveränität sahen, in einer verschwindenden Minderheit.

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 112. Achte Sitzung des L. V.

Das mußte Ahlmann besonders erfahren. In seiner Familie stand er mit seinen neuzeitlichen Anschauungen ganz allein. Sein Schwiegervater, Peter Feddersen, gleich ihm Abgeordneter der Landesversammlung, hielt sich durchaus zur Rechten. Sein Schwager Valentiner teilte seinen Standpunkt gleichfalls nicht, sein Vater erst recht nicht. Ja, es fehlte nicht viel, daß bei der Leidenschaftlichkeit, mit der Ahlmann seinen Überzeugungen anhing, und bei der Schroffheit, mit der er sie vertrat, seine Beziehungen zu Dora Feddersen eine Trübung erfahren hätten. Nicht, daß zwischen ihnen beiden eine Entfremdung eingetreten wäre. Er war ja jetzt nicht anders, als er sich vor zwei Jahren gegeben hatte. Und auch ihre Empfindungen ihm gegenüber hatten sich nicht gewandelt. Oft freilich erfüllten seine politischen Ansichten und Betätigungen ihr frommes Gemüt mit Bangen. Und hin und wieder konnte sie sich nicht enthalten, ihn um Vorsicht zu bitten, in ihrem Namen und in dem der „Wahrheit und des Rechts“. Die solle er doch ja immer zur Nichtschnur seines Handelns machen, bat sie ihn immer wieder.

Die Öffentlichkeit stand unter einer täglich größer und unerträglich werdenden Spannung. Es mußte sich bald entscheiden, wer als Sieger hervorgehen würde aus dem Ringen des Jahres: die Freiheit oder die Mächte des alten Staates. Der bevorstehende Waffenstillstandsvertrag mußte die Entscheidung beschleunigen.

Eine zweite Revolution mußte die Ansätze des März zum glücklichen Ende hinausführen — so war Olshausens feste Meinung¹, und auch Ahlmann lebte in diesen Monaten ganz und gar in solchen Gedankengängen. Mit dem zähen Optimismus, der ihn kennzeichnet, glaubte er fest an den Erfolg. Dora Feddersen freilich hatte „nur schwachen Muth“ dazu, wiewgleich auch sie mitummer empfand, daß das „herrliche einige Deutschland“, aus dem „alleinleuchtenden Fixstern am Himmel der Hoffnung zu einem umhüllten Nebelbild vor dem Auge der regsamen Phantasie“ geworden war. Welch schlagendes Zeugnis übrigens für die Gewalt, mit der die nationale deutsche Bewegung die Gemüter ergriff, diese Äußerung des Sundewitter Mädchens!

¹ Th. Olshausen an J. Olshausen. 4. 9. 48. (Olshausensches Familienarchiv.)

² Dora Feddersen o. D.

Während Olshausen nach dem Süden geeilt war, um in Frankfurt und Berlin für seinen Gedanken einer zweiten, zum Ziel durchdringenden Revolution zu werben, brach die Kunde vom Abschluß des Malmöer Vertrages zerschmetternd über die herein, die, wie die Mehrheit der Landesversammlung und der Provisorischen Regierung, auf ein erträgliches Ergebnis gehofft hatten.

Nun berief die Regierung überstürzt die Landesversammlung ein: auf den 4. September; überstürzt wurde der von einem Ausschuss inzwischen vorbereitete Entwurf zu einer Verfassung des schleswig-holsteinischen Staates durchberaten. Die Linke wie die Rechte legte sich große Zurückhaltung auf. Es kam auf diesen oder jenen Schönheitsfehler des Staatsgrundgesetzes jetzt nicht an, sondern darauf, daß diese Verfassung unter Dach gebracht wurde. Immerhin, wenn man seinerzeit Ahlmanns Antrag auf Befristung der Vertagung angenommen hätte, wäre diese notweise Durchpeitschung der Verfassung¹ nicht nötig gewesen. Und als nun gar die Regierung den Entwurf des Ausschusses in konservativem Sinne² abgeändert wissen wollte, machten die Freisinnigen energisch Front.

Der Hauptredner der Linken war Ahlmann³.

Das Erstaunen, das er über das Vorgehen der Regierung äußerte, war sicher ungeheuerlich. Es war in der Tat auffällig, daß die Regierung, die gegenüber der „Ständeversammlung“ sich stets als ein Hort der Volksfreiheit erwiesen hatte, nun plötzlich sich darauf zu besinnen schien, „daß sie auch die Rechte des Herzogs wahrzunehmen habe“. Demgegenüber, meinte er, sei die **V e r s a m m l u n g** jedenfalls berufen, die Rechte des **V o l k s** zu vertreten. **A l l e i n** in solchem Rechte der Volksvertretung sei eine Sicherung des Volkes gegen die Willkür der Fürsten zu finden. Denn wann hätten die Fürsten wohl nicht genommen, was sie nur sich nehmen konnten? 1813 habe das Volk den Fürsten noch viel selbstbewußter gegenüber gestanden als jetzt. Und doch hätten die Fürsten es betrogen, weil ihm nicht der Schutz verfassungsmäßiger

¹ Fald protestierte gegen den geschäftsordnungswidrigen Beschluß der Versammlung, daß keine Gegen- und Zusatzanträge gestellt werden dürften.

² Die Regierung beanstandete das suspenzive Veto des Landesherrn. Die nur aufschiebende Kraft des landesherrlichen Einspruchs sollte lediglich gelten „für den Fall, daß der Landesherr gleichzeitig Souverän eines auswärtigen Staates sei“. Schlesw.-Holst. Ztg. 1848. Nr. 131.

³ Schleswig-Holsteinische Zeitung. 1848. Nr. 132.

Formen zur Seite gestanden habe. Zum Schluß betonte er noch einmal die nationale Seite: Daß das deutsche Schleswig-Holstein einem dänischen Fürsten gegenüber stehe, wodurch eine Sicherung umsomehr geboten sei."

Es war der Kampf der Demokraten um die letzte Stellung, die ihnen in dem Streit um das Staatsgrundgesetz geblieben war. Aber er war erfolglos. Nur 18 Stimmen lehnten den Antrag der Regierung ab. 28 andere freilich gaben zu Protokoll, daß sie „die Erlassung des Gesetzes nicht auch nur um einen Tag verzögern wollten“ und deshalb zustimmten. Diese 28 bildeten mit 35 Anhängern der Rechten eine Mehrheit von 65¹.

Die wortkarge, zugreifende Art, mit der die Landesversammlung vorgegangen, ist nicht ohne Nutzen für das Land geblieben. Sie machte auf die Mächte einen derartigen Eindruck, daß der Malmöer Vertrag so nicht durchgeführt wurde. Vornehmlich stellte sich heraus, daß Karl Moltke als Präsident der neuen Regierung unmöglich war. Die Behörden hatten Mühe, ihn und seine Begleiter, als sie ganz unbefangen in Holstein erschienen, vor der empörten Volksmenge zu schützen. Außerdem aber fand sich schlechterdings kein Schleswig-Holsteiner, der mit Karl Moltke zusammen in einer Regierung hätte sitzen wollen. Die „gemeinsame Regierung“ wurde schließlich gebildet mit Theodor Reventlow als Vorsitzendem.

Aber auch so schon schien es Ahlmann schlimm genug. Statt des Preeker Reventlow der Jersbeder, das war ein deutliches Zeichen von dem Wandel der Zeit. Theodor Reventlow vertrat die Anschauungen, die Ahlmann aufs bitterste haßte: daß Adel und Beamtenchaft regieren, daß jedenfalls dem Adel und nur diesem von Gottes und Rechtswegen die Führung zufallen müsse. In der Volksgemeinschaft sah er das Bürgertum nicht als einen selbständigen Faktor an. Er war nicht, wie der biegsame Friß Reventlow, imstande, die altständischen Ideale in dem modernen Konstitutionalismus sich verwirklicht zu denken. Er war ein Gegner des modernen Staates. So war er der Führer der ritterschaftlich-bürokratischen Fronde gegen die Provisorische Regierung. Die Beschlüsse des 4. September hatte er mit angenommen, aber am nächsten Tage verwahrte er sich in nüchternen aber ernstern Worten — nicht feierlich, das lag ihm nicht — gegen die Auffassung, als habe er

¹ Schlesw.-Holst. Zeitung. 1848. Nr. 131. Protokoll der 19. Sitzung.

damit der Versammlung ein Souveränitätsrecht zusprechen wollen. Nur in der Not des Landes und den Erfordernissen des Augenblicks sah er eine Berechtigung der Beschlüsse vom 4. September -- eine klar bewußte Anwendung des germanischen Notstandsrechtes, wo es sich um Sein oder Nichtsein von Staats- und Landesrechten handelte. Von der demokratischen Doktrin trennten ihn Jahrhunderte. Er war nach nationaler und politischer Denkungsart das genaue Gegenteil Ahlmanns. Er reizte diesen durch seine leidenschaftslose überlegene Art in der Versammlung verschiedentlich zu noch heftigeren, schrofferen Rundgebungen seiner Ansichten, als es sonst schon seine Art war. So auch, als Reventlow eine Interpellation wegen der Gehorsamsverweigerung eines Kieler Bataillons einbrachte.

Soweit links Ahlmann sonst stand, so sehr war er doch stets ein unbedingter Anhänger der Ordnung und der Gesetzmäßigkeit. Es war in seinem Munde gewiß keine Phrase, wenn er die tumultuarischen Vorgänge am Düsternbrooker Weg verurteilte. Umso mehr brachte ihn Reventlows Rede auf, der Demokratie mit Zuchtlosigkeit gleichsetzte und die „Vorfälle des gestrigen Tages als die selbstfolglische Frucht des „Zeitgeistes“ bezeichnete. Ahlmann stellte demgegenüber den Antrag auf Übergang zur Tagesordnung, da die Sache garnicht wert sei, daß soviel Aufhebens von ihr gemacht werde. Zum Angriff übergehend tadelte er dann aber die Seeeresverwaltung, daß sie, anstatt einheimische Unteroffiziere zu befördern, „junge und unreife Offiziere von außen her berufen“ habe.

Sicherlich sprach sich damit seine grundsätzliche Abneigung des schleswig-holsteinischen Bürgers gegen das preußische Militär aus, in dem er seit seiner Berliner Zeit schon den stärksten Ausdruck der volksfeindlichen Bestrebungen sah.

Es ist möglich, daß Ahlmann sich in jenem Augenblicke der Tragweite seiner Worte nicht bewußt war, welche die Beziehungen des Landes zu Preußen in diesem schwierigen Augenblick noch schwieriger gestalten konnten. Es ist aber auch möglich, daß ihm ein Bruch mit dem amtlichen Preußen, dem Preußen von Malmö, in diesem Augenblicke für das Land nur erwünscht schien. In jenen Tagen befand sich in Kiel, an den Vorgängen am Düsternbrooker Weg in nicht geringem Maße beteiligt, ein Abgesandter des „Verbandes demokratischer Vereine“. Er hieß Kriege und war einer der beiden relegierten Mitglieder des Berliner akademischen

Lesevereins von 1843. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kriege mit dem Studentenführer von damals Verbindung gesucht hat. Dr. R. Lorenzen wenigstens wußte um seine Anwesenheit in Kiel'. Aber, wenn das der Fall gewesen ist, hat Ahlmann jedenfalls wieder, wie schon damals in Berlin eingesehen, daß die Ruge, Bauer und Kriege nicht Geist von seinem Geist waren: „Republikaner, die in der Republik die Emanzipation der Gemeinheit und Niederträchtigkeit“ sahen. Gerade die Worte Reventlow-Zersbeds konnten ihn von dem Gedanken zurückbringen, im Bund mit den deutschen Demokraten das Preußen von Malmö zu Fall zu bringen — ein Bündnis, das 2 Jahre später ein Befehl gegen das Preußen von Olmütz zu schließen bereit war.

Vielleicht hat um dieselbe Zeit in Frankfurt die Ermordung der Abgeordneten Auerwald und Lichnowski Olshausen gezeigt, daß zurzeit nicht das Volk, sondern nur der Pöbel für seine Pläne einer neuen Revolution zu haben war.

So bitter es ihnen war, daß die verheißungsvollen Ansätze des Frühjahrs verkümmerten und erstickt wurden — den Preis konnte keiner von ihnen bezahlen: in die Gasse hinabzusteigen.

Ahlmann jedenfalls erkannte, daß die Zeit noch nicht reif sei für eine Durchführung des demokratischen Gedankens, wie er ihn hegte: der Selbstregierung des Volkes, die, weit entfernt Schrankenlosigkeit des Einzelnen zu bedeuten, vielmehr ernste Pflichten aus den Rechten herleite. Nicht daß er sein Temperament hätte ändern können. Er blieb der Feuertopf, der er war; aber daß die Burg der Reaktion nicht in einem Ansturm zu nehmen war, diese Erkenntnis trug er aus dem September 1848 davon, und sie ist in den drei folgenden Jahren noch verstärkt worden. Aber diese Erkenntnis hat ihn nicht, wie Theodor Olshausen, innerlich gebrochen. Er war zähe genug, sich und die Methoden seines politischen Wirkens in eine Arbeit auf lange Sicht umstellen zu können. Er hat sich von nun an bestrebt, dem politischen — und wirtschaftlichen! — Fortschritt den Weg zu bahnen, die Politisierung der Masse zu befördern, ohne jedoch sofortige Früchte ernten zu wollen. Jede Gelegenheit, auf die Menge zu wirken, nahm er wahr. Als die Entlassung des Prinzen von Noer zur Debatte stand, legte er noch einmal wie schon in den Verhandlungen über das Staats-

¹ F. Wille) an Lorenzen. Sept. 1848. (Nachlaß Lorenzen.)



Dr. Wilhelm Ahlmann 1849.

grundgesetz Zeugnis ab für die liberale Staatsidee. Er vertrat die Vertragstheorie und wandte sie auf die Verhältnisse des damaligen Schleswig-Holsteins an: In der Erhebung des 24. März hat das Volk die Souveränität wieder an sich genommen, die es dem Fürsten übertragen hatte¹.

An den weiteren Debatten der Landesversammlung hat Ahlmann wenig oder garnicht teilgenommen, obgleich die zur Beratung stehende kommunale Gesetzgebung ihn gewiß interessierte. Das hatte zweierlei Ursache: einmal teilte er nicht den Standpunkt des Führers seiner Gruppe, Olshausen, der bei diesen Gesetzen an freiheitlichen Bestimmungen möglichst viel herausholen wollte. Er hielt es für wichtiger, lieber ganz auf Städte- und Landgemeindeordnung zu verzichten, wenn nicht etwas Ganzes zu erreichen sei. Dann aber nahmen ihn auch sein Beruf und seine *B e i t u n g* zu sehr in Anspruch.

X.

Zeitungsbesitzer und Verwaltungsbeamter.

Kann es wohl ein besseres Mittel geben, so äußerte Ahlmann gelegentlich, politisch zu wirken, als durch eine Zeitung! In Tausenden von Lesern hat man jeden Tag ein Publikum, das willig die politischen Ansichten, die man verbreiten möchte, aufnimmt. Was ist die Rednertätigkeit gegen die des Journalisten! — Alles, was in Ahlmann an politischer Tatkraft gebunden war — und es war nicht wenig! — drängte auf Betätigung im journalistischen Sinne. Die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ bot die geeigneten Vorbedingungen für eine erfolgreiche Wirksamkeit.

Die Zeitung war im April von der Provisorischen Regierung auf Anregung Ahlmanns ins Leben gerufen, um die nationalen und freiheitlichen Ideen, auf denen die neuen Zustände beruhten, zu verbreiten. Es hatten sich aber aus dem Besitz der Zeitung Unzuträglichkeiten für die Regierung ergeben. Die neue Rich-

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung 1848. Nr. 114: Herr Bremer und unsere Revolution. Vergl. über die Verfasserchaft dieses und anderer Artikel: Gebrüde: a. a. O. S. 101 f. u. S. 187 ff.

tung, der Nationalismus und Konstitutionalismus, hatte in dem damaligen schleswig-holsteinischen Parlament, der „vereinigten Ständeversammlung“ eine scharfe Opposition aus rechtsgerichteten Kreisen zu bestehen, die besonders auch die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ zum Ziele ihrer Angriffe machte. Erschwerend kam dazu, daß innerhalb der Regierung keineswegs alle Mitglieder die politischen Anschauungen teilten, wie sie in der Zeitung zum Ausdruck kamen.

Wenn also die Zeitung als politisches Blatt erhalten werden sollte, mußte sie in den gesicherten Besitz freiheitlicher nationaler Kreise übergehen. Diese Grundlage sollte nach der Absicht Ahlmanns durch eine Aktiengesellschaft gelegt werden. Die Einladung zur Aktienzeichnung vom 2. August 1848¹ sprach nicht von der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“, sondern nur von der Gründung eines freiheitlichen Organs der öffentlichen Meinung; sei es, daß man den Namen der Zeitung absichtlich unterdrückte, sei es, daß man damals tatsächlich an eine Neugründung dachte. Ob die Aktiengesellschaft überhaupt zustande gekommen ist, erscheint zweifelhaft. Zehn Tage später jedenfalls war ein Vertrag mit der Regierung² fertig, wonach diese ihre Besitzrechte an der Zeitung auf die Herren A. F. Brackel, Oberauditeur der schleswig-holsteinischen Armee, Lehmann, Apotheker in Rendsburg, und Dr. Wilhelm Ahlmann übertrug. Diese drei Männer zeigten in der Nummer vom 13. August den Lesern an, daß die Zeitung in ihren Besitz übergegangen sei und daß sie die Herausgabe dem mitunterzeichneten Ahlmann übertragen hätten. Es war die Absicht des neuen Herausgebers, die Zeitung zum maßgebenden Organ der öffentlichen Meinung in den Herzogtümern, zu einer großen politischen Tageszeitung auszubauen, die der Vorherrschaft der großen hamburger Zeitungen Abbruch tun sollte.

Sie hatte sich, nicht so sehr durch ihre Auflageziffer, wohl aber durch die Beachtung, die sie rings im Lande fand, an die Seite des „Ishoer Wochenblattes“, des „Altonaer Merkurs“ und des „Kieler Korrespondenzblattes“ gesetzt, die bis dahin die politischen Zeitungen des Landes gewesen waren. Auch hatte sie die hamburger Zeitungen bei einer großen Zahl von Zeitungslesern ver-

¹ Im Nachlaß.

² Das Konzept im Nachlaß.

drängt. In dieser Entwicklung war im zweiten Vierteljahr des Bestehens der Zeitung ein Stillstand eingetreten. Darin war zunächst auch keine Änderung zu bemerken, als das Blatt aus dem Regierungsbefiz in Privathände überging. Ahlmann war sich über die Gründe zu dieser unliebsamen Entwicklung nicht im Unklaren: Im Anfang hatte der Zeitung die gewandte Feder und der kluge Kopf Theodor Mommsens zur Verfügung gestanden. Der Redakteur A. F. Hanffen, der dann die Leitung übernahm, ein Bruder des Nationalökonomens Georg Hanffen, war nicht imstande, die Lücke auszufüllen, die durch den Fortgang Mommsens im Juli eingetreten war. Die politische Hochspannung in der Zeit des Malmöer Waffenstillstandes machte die Farblosigkeit des Blattes noch augenfälliger. Ahlmann erkannte die Mängel vielleicht eher als manche der Leser. Seine Vorstellungen bei dem Redakteur¹ konnten erklärlicherweise wenig fruchten, da es am guten Willen nicht gebrach.

Unternehmend wie Ahlmann war, ging er gerade in dieser Zeit mit der Absicht um, die Zeitung auf einen größeren Fuß zu stellen. Er stand keineswegs auf dem Standpunkt, daß man immer klein anfangen müsse. Was sein Vater, dieser scharfe Beobachter und Kritiker seiner Kinder, an dem 15jährigen getadelt hatte, daß er gleich hoch hinaus wolle, äußerte sich bei dem Mann in einer schätzenswerten Eigenschaft. Er besaß Wagemut und Unternehmungsfinn in geschäftlichen wie in politischen Dingen, ein Charakterzug, mit dem er bedächtigeren Elementen seiner Umgebung wohl gelegentlich lästig, ja auch lächerlich war — man hat ihn wohl einmal als Projektentmacher verspottet. Seine Pläne haben sich nicht immer durchgesetzt. Aber häufig genug hat er den Kleinmütigen durch den Erfolg beweisen können, daß er recht habe.

In dem Augenblick, von dem wir sprechen, wollte er, den vorliegenden Tatsachen zum Trotz, der Zeitung den verlorenen Boden und mehr als das zurückgewinnen, in dem er sie großzügig ausbaute. Ein Handelsteil sollte angegliedert werden, um auch in diesem Punkte es mit den Hamburger Zeitungen aufnehmen zu können. Aber mit diesem Plan fand Ahlmann bei A. F. Hanffen keine Gegenliebe². Daher richtete sich sein Streben darauf, Theodor Mommsen wiederzugewinnen, und sein Bemühen war von Erfolg

¹ A. F. Hanffen. 16. 8. 48.

² A. F. Hanffen o. D. 48.

gekrönt. In der 2. Hälfte des August kehrte dieser nach Rendsburg zurück¹. Der Leitartikel wurde nun wieder in seine Rechte eingesetzt. Die Tagung der Landesversammlung, die Beratung der Verfassung wurden von der kritischen, wenn auch stets vornehmen Feder Mommsens und anderer Politiker, die er zu gewinnen wußte, besprochen. Auch Ahlmann selbst lieferte Artikel, besorgte vor allem auch die Sitzungsberichte der Landesversammlung. Die Schleswig-Holsteinische Zeitung war jetzt durch Mommsens Mitarbeit die Hoffnung der linksgerichteten Kreise, die eine Versumpfung der Revolution mit allen Kräften zu verhüten strebten². In dem Kampf zwischen der Provisorischen Regierung und der aristokratischen Opposition nimmt die Zeitung scharf Stellung für die Regierung als Hort der Freiheit.

Mommsens Tätigkeit an der Zeitung war nun leider von begrenzter Dauer. Er hatte schon den Ruf als Universitätsprofessor nach Leipzig in der Tasche. Und als er wegging, war der alte Zustand wieder da. Die Zeitung wurde von Tag zu Tag langweiliger. A. F. Hauffen war auch jetzt noch nicht produktiver oder impulsiver geworden, als im Sommer. Die Zeitung war und blieb Ahlmanns Schmerzenskind. Aber Schmerzenskinder sind die liebsten. So hing er auch gerade an diesem Unternehmen. Wieder hatte er seine Pläne. Daß die Zeitung in Rendsburg redigiert und verlegt, in Altona gedruckt wurde, war ein Mangel, der auf die Dauer beseitigt werden mußte. Außerdem war sie den Hamburger Zeitungen darin unterlegen, daß die auswärtige Presse erst einen Tag später verarbeitet werden konnte. Daher kam Ahlmann auf den Gedanken³, die Zeitung zu teilen. In Altona sollte eine rein politische, in Rendsburg eine lokal gefärbte Ausgabe herauskommen. überall hin suchte er außerdem Verbindung aufzunehmen, um Mitarbeiter und Abonnenten zu gewinnen. Es versteht sich, daß er die Kreise seiner Verwandten besonders mobil machte, um für die Zeitung zu werben⁴. Von der parlamentarischen Tätigkeit zog er sich mit dem beginnenden Winter fast ganz zurück, wenn er seinen Sitz in der Landesversammlung auch beibehielt.

¹ Akten über die Schleswig-Holsteinische Zeitung im Nachlaß. Vergl. Kieler Zeitung 1914 Nr. 323 ff. u. „Th. Mommsen und die deutsche Revolution.“ Deutsche Rundschau. 1918.

² H. H. Clausen. 17. 9. 48.

³ A. F. Hauffen o. D. 48.

⁴ Briefe an die Eltern und Geschwister.

Die Zeitung war zu dieser Zeit sein einziges außerberufliches Interesse. An und für sich war bei einem Mann von seiner erstaunlichen Arbeitskraft also die Bedingung gegeben, daß er sich aktiv an der journalistischen Arbeit hätte beteiligen können. Zum Nachteil für das Gedeihen der Zeitung forderte aber in dieser und der folgenden Zeit sein Beruf den ganzen Mann. Der Zeitung konnte also nur eines helfen: es mußte Ersatz für Theodor Mommsen geschaffen werden. Ahlmann sah sich darum nach einem neuen Redakteur um, der die Fähigkeiten besitze, seine nicht eben niedrig zielenden Pläne mit der Zeitung in die Tat umzusetzen, der daneben aber auch mit den Verhältnissen des Landes vertraut sei. Aber wo ihn finden?

In dieser Verlegenheit kam ihm ein Brief, den er erhielt, wie ein Fingerzeig des Schicksals vor: Otto Fock schrieb ihm¹, um ihn wegen des noch nicht gezahlten Honorars für seine Berichte aus der Paulskirche zu mahnen². Aus dem Brief ging hervor, daß Fock zurzeit gerade müßig am Markte stand. Er hatte in der Zwischenzeit in der Redaktion der „Neuen Berliner Zeitung“ von H. Kruse gearbeitet, hielt sich jetzt aber in seiner Rügenschän Heim auf.

Die sofort angeknüpften Verhandlungen führten zum Abschluß mit Fock³. Ahlmanns Pläne wurden durch die Unterhandlungen abgeändert: Die Verlegung der Zeitung in eine Doppelausgabe wurde nicht durchgeführt. Immerhin zeigt dieser Ahlmannsche Vorschlag, daß er klar die Notwendigkeiten eines solchen Unternehmens erkannte. Sie mußte Lokalzeitung sein, wenn sie in die breiten Massen dringen sollte; sie mußte an einem an das Telegraphennetz angeschlossenen Orte erscheinen, wenn sie in Bezug auf Nachrichtenübermittlung und politische Artikel die Ansprüche verwöhnter Leser befriedigen sollte. — Da es ja der eigentliche Zweck Ahlmanns und selbstverständlich auch Focks war, ein großes politisches Tagesorgan Schleswig-Holsteinischer Färbung zu schaffen, wurde die Zeitung am 1. November nach Altona verlegt. A. J. Hansen blieb; und außerdem wurde noch ein Dr. Meyer als Redakteur verpflichtet.

¹ Fock. 28. 9. 1848.

² Er hatte nach Ahlmanns Fortgang aus Frankfurt die Berichte geschrieben. Vergl. Fock: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen.

³ Fock. 26. 10. 1848.

Die Wirkung des Wechsels in der Zeitung wurde bald sichtbar: mit der Farblosigkeit war es vorbei; Otto Fock war einer der „Weitfortgeschrittenen“; d. h. ein ausgesprochener Parteimann der Linken von jener Abtönung, die in den Herzogtümern den äußersten linken Flügel darstellte. Und er nahm kein Blatt vor den Mund. Otto Fock¹ ist der typische Vertreter der 48er Demokraten. Von Haus aus Theologe, Privatdozent der Theologie, wird ihm die Ausübung des Lehrberufs in seiner Pommerschen Heimat seiner freigeistigen Ansichten wegen unmöglich. So kommt er nach Kiel, wo unter dem dänischen König die Karlsbader Beschlüsse in allen anderen als den nationalen Hinsichten — und vielleicht auch in diesen! — während des Vormärz doch nicht die strenge Wirksamkeit erlangten, wie andern Orts unter den deutschen Fürsten. Hier stand er in der Reihe der jüngeren Universitätslehrer: Stein, Ahlmann und anderer. Gleich feurig, ja noch heftiger auflodernd als manche von ihnen, wenn es galt das Palladium der Freiheit zu verteidigen. Selbstverständlich war er Journalist; selbstverständlich bot er am 25. März der Provisorischen Regierung seine Dienste an. Seine diplomatische Karriere war kurz und wenig erfolgreich. Dann hatte die Tageschriftstellerei ihn ganz. Körperlich war er schwach, was wohl der Grund war, weshalb er sich nicht so sehr um ein Abgeordnetenmandat in dieser oder jener Versammlung bemühte. Um so lebhafter waren Geist und Wille. Er führte eine gewandte Feder, aber er war ganz Doktrinär. Seine schleswig-holsteinischen Erinnerungen, die er 1862 herausgab, sind farbige, plastische Bilder der Ereignisse, die der Verfasser mitmachte, aber sie sind durch das Medium der doktrinären Demokratie gesehen. Was hier noch durch die Zeit und die Entfernung gedämpft erscheint, wirkte in seinen Leitartikeln und der Tagespresse grell: Sein schroffes, unliebenswürdiges Urteil über Personen und Ereignisse vom Standpunkt des starren Parteimannes aus. Gelegentlich mußte Ahlmann, der doch kein Reisetreter war, die unsachliche oder doch unpolitische Schroffheit der Zeitung tadeln².

Die Artikel, mit denen er das Zeitgeschehen jenes Herbstes begleitete, ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie verleugnen die Ansicht des Verfassers nicht, daß eine neue Revo-

¹ Vergl. seine „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen“.

² An Fock. 22. 7. 49.

lution nötig sei, wenn nicht alle Errungenschaften des Jahres durch die aufkommende Reaktion zertreten werden sollen. Artikel, wie „Der Fall Wiens“¹ und „Die rote Monarchie und die Hinrichtung Robert Blums“² erregten das Aufsehen weiterer Kreise. Und nicht überall beifälliges. Zwar waren die Schleswig-Holsteiner mehr als andere deutsche Stämme an der Durchführung des Frankfurter Reformwerks beteiligt: Ihre neugegründete staatliche und die alte nationale Existenz standen und fielen mit der Dauerhaftigkeit der neuen Zustände. Dabei aber waren sie in ihrer Mehrheit ausgeprägt altliberal. Und wenn der Gedanke einer zweiten bewaffneten Erhebung der Herzogtümer von den Tagen des Malmöer Waffenstillstands her auch noch nicht erloschen war, so hatte ein bedeutender Teil der politisch Interessierten doch eine Abneigung dagegen, mit den Tendenzen, wie sie sich in den demokratischen Vereinen oder in der Mehrheit der preußischen Nationalversammlung äußerten, zusammenzugehen. Ein typischer Vertreter dieser Rechtsgerichteten war Pastor Valentiner, der seinem Schwager in langen Ausführungen seine Unzufriedenheit mit der jetzigen roten Färbung der Zeitung kundgab³.

Diese Vorstellungen konnten Ahlmann nun nicht sonderlich berühren; er kannte die „reaktionären“ Anschauungen seines Schwagers nicht erst seit gestern. Auch daß Valentiner sich zum Sprecher weiter schleswigscher Kreise aufwarf, konnte ihn nicht in seiner Auffassung von der Gemäßheit der augenblicklichen Linie des Blattes wankend machen. Es war nie seine Absicht gewesen, in der Zeitung der jeweiligen Stimmung eines möglichst breiten Leserkreises entgegenzukommen. Immer sah er eine Zeitung als Erzieher an. Bedenklicher war, daß die extreme Richtung der Schleswig-Holsteinischen Zeitung ihn zu der augenblicklichen politischen Leitung, der „Gemeinsamen Regierung“, in Gegensatz brachte. Daß dieser Gegensatz der Ansichten bestand, war freilich schon von vornherein allen Beteiligten klar. In der Angelegenheit der militärischen Disziplinarfälle, die im Herbst 1848 die Öffentlichkeit ebenso wie die Behörden stark erregte, war Ahlmann einer der ganz wenigen Abgeordneten, die auf Seiten der Gemäßregelten standen und blieben³.

¹ Schleswig-Holsteinische Zeitung. 1848. Nr. 178—180.

² Valentiner. 23. 11. 48.

³ 10. Sitzung der Landesversammlung. Schl.-Holst. Ztg. 1848. Nr. 125.

Aber es war doch noch etwas anderes, als Privatmann oder selbst als Abgeordneter extreme Absichten zu hegen, als sie in möglichst zugespitzter Form jeden Tag in die Welt zu senden — in einer Zeitung, die durch die Tatsache, daß ein Regierungsbeamter ihr allgemein bekannter Besitzer war, einer wenig eingeweihten oder übelwollenden Öffentlichkeit als ein Regierungsorgan erscheinen konnte, zumal sie es früher tatsächlich gewesen war. Selbst M. L. Schmidt, der politisch Ahlmann und der neuen Richtung der Zeitung doch nahe stand, äußerte Ahlmann gegenüber seine Bedenken¹, ob sich der Besitz der Zeitung auf die Dauer mit seiner Eigenschaft als Beamter vertrage. Der alte Ahlmann mahnte den Sohn eindringlich, das Unternehmen, das ihn kompromittiere, aufzugeben, sei es auch mit Verlust². Er erinnerte ihn an die Pflicht, die er seiner Braut gegenüber habe, seine Zukunft nicht leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Zweifellos war der Brief nicht ohne Einwirkung von Rieding geschrieben.

Zu alledem tauchte jetzt die, wenn auch nicht nicht sehr sichere, Möglichkeit auf, die Zeitung los zu werden, ohne daß Ahlmann seinen idealen Absichten, die er mit ihr hatte, untreu zu werden brauchte: Olshausen wollte ein neues Blatt gründen, das dann natürlich der politischen Richtung nach mit der Schleswig-holsteinischen Zeitung übereinstimmen würde³.

Man hätte denken sollen, daß Ahlmann mit beiden Händen zugegriffen hätte, um sich mit guter Form aus der Affäre zu ziehen. Weit gefehlt. Gleichsam als Antwort auf die konzentrischen Angriffe von allen Seiten trat er gegen den Ausgang 1848 mit Fock in eine Aussprache über eine weitere Ausgestaltung des Blattes ein⁴. Was er schon im Sommer gewünscht hatte, sollte jetzt in Angriff genommen werden: Der Ausbau der Zeitung zu einer modernen Handelszeitung, um auch auf diesem Gebiete den hamburgischen Zeitungen die Wage halten zu können.

Und das, obgleich ihm Fock bei der Jahresbilanz vorrechnete, daß er zu den 1000 Mark, mit denen er an der Zeitung beteiligt war, noch weitere 1000 zuschießen müsse; obgleich er infolge manchen Artikels der Zeitung, der auch ihm selbst nicht gefiel, vor

¹ M. L. Schmidt. 18. 11. 48.

² Der Vater. 12. 12. 1848.

³ M. L. Schmidt. 18. 11. 48.

⁴ Fock. 4. 12. 48.

allem aber durch Unregelmäßigkeiten im geschäftlichen Betrieb, vielen Ärger hatte.

Diese Mißhelligkeiten steigerten sich noch im Laufe des neuen Jahres, sodaß Fock ihm den Rat gab, er müsse die geschäftliche Leitung der Zeitung selbst übernehmen und „die Post an den Nagel hängen“. Damit war Ahlmann aber geradezu vor die Frage gestellt, ob er seine Beamtenlaufbahn aufgeben und ganz und gar in das Zeitungsfach übergehen solle oder nicht. Wenn die Frage so an ihn herantrat, konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. Die Schleswig-Holsteinische Zeitung bot keine Grundlage für eine bürgerliche Existenz. A. F. Hanssen, der sich mit Auswanderungsplänen trug, konnte mit kaum verhehlter Schadenfreude feststellen, daß „die vielen gegen seinen Rat getroffenen Neuerungen sich nicht bewährt“ hätten². Die Zeitung war immer noch ein Zuschußunternehmen.

Dazu kam, daß Olshausens Zeitungsplan immer noch lebendig war. Und auf der anderen Seite zeigte sich der Gegensatz der Regierung zur Schleswig-Holsteinischen Zeitung besonders kraß darin, daß das Ansuchen Focks um die amtlichen Anzeigen der Regierung abschlägig beschieden wurde³.

Alle diese Gründe veranlaßten Ahlmann im Februar 1849 nun doch mit Olshausen anzuknüpfen⁴. Und die Verhandlungen führten dazu, daß die Zeitung tatsächlich in dessen Besitz überging.

Wie sehr Ahlmann aber immer noch an seiner Zeitung hing, zeigte eine Bedingung⁵, die er — wahrscheinlich gegen Verzicht auf eine Kauffumme — in den Vertrag aufgenommen zu sehen wünschte: Er behielt sich seine Zustimmung bei der Besetzung der leitenden Redaktionsposten sowie bei größeren Veränderungen in der Führung des Blattes vor. Erklärlicherweise war Olshausen von dieser Bedingung nicht erbaut, denn so blieb Ahlmann der Mann, der letzten Endes zu sagen hatte. Wie schließlich der Kontrakt abgeschlossen wurde, ist nicht bekannt. Spätere Briefe Ahlmanns lassen den Schluß zu, daß er sich tatsächlich einen gewissen Einfluß auf die Haltung des Blattes gesichert hat. Nach außen hin und formell rechtlich war er aber von der Zeitung, die jetzt

¹ Fock. 18. 1. 1849.

² A. F. Hanssen. 21. 1. 1849.

³ Fock. 16. 2. 1849.

⁴ Fock. 5. 2. 1849 und 19. 2. 1849.

⁵ Fock. 8. 3. 1849.

auch einen neuen Namen: „Norddeutsche freie Presse“ annahm, geschieden.

Seinem Amt kam das sicherlich zugute.

Ahlmann ist als Chef des schleswig-holsteinischen Postwesens mehr gewesen als ein Leiter, er war ein Begründer, ein Organisator. Noch weniger als die anderen schleswig-holsteinischen Behörden der Erhebungszeit hat er seine Aufgabe darin gesehen, vorhandene Einrichtungen weiterzuführen, den Betrieb in Gang zu halten, bis das „Provisorium“ durch ein Definitivum abgelöst würde. Vielmehr richtete er sich, wie das Parlament und Staatsverwaltung taten, auch in seinem besonderen Bereich auf die Dauer ein¹.

Ahlmann hatte keine kleinen Pläne. Er wollte trotz Krieg und Not das Postwesen des Landes zu einem neuzeitlichen Musterbetrieb machen. Und er hat das auch durchgeführt. Der Zustand des Postwesens im dänischen Staate war damals nichts weniger als modern. Seit der Zeit, als der junge angehende Handlungsbeflissene Wilhelm Ahlmann die ersten teuren Reisen durch die Herzogtümer machte und die ersten teuren Briefe zum zweimal wöchentlich heraufdämmernden „Posttage“ bereitmachte, hatten sich die Beförderungsmöglichkeiten weder vermehrt noch verbilligt. Reisen, aber auch Brieffschreiben war eine Angelegenheit der Wenigen, Wohlhabenden, eine kostspielige Seltenheit. Darauf war auch die Behandlung der Postfachen zugeschnitten: Jede wurde mit Namen von Absender und Empfänger registriert. Ein Massenbetrieb war dadurch auch technisch unmöglich. Diesen zu erreichen, die Nachrichtenübermittlung durch die Post zu einer Sache des täglichen Tages und der breitesten Schichten zu machen, war aber gerade das Ziel Ahlmanns, der hierin nur der Gesamteinstellung seines Willens entsprach, die er schon in Tübingen zu erkennen gegeben hatte: Sein Heimatland auf die Stufe des Gewerbe- und Handelsstaates heben zu helfen. Politischer und wirtschaftlicher Fortschritt gingen in seinem Bewußtsein Hand in Hand. Gerade im Postwesen berührten sie sich. Eine der ersten Verordnungen, die Ausdehnung des Post-Debits auf alle Zeitungen des In- und Auslandes, war eine ausgesprochen politische Maßregel, die im Zusammenhang mit der seit Jahrzehnten ge-

¹ S. o. S. 123 f.

forderten Pressfreiheit stand. Einen politischen und zwar nationalpolitischen Einschlag hatte auch sicherlich die für die ganze Ahlmannsche Postreform bezeichnende Tendenz, das Postwesen der Herzogtümer an den Süden anzuschließen. Dies Bestreben ist in einer Weise nichts anderes als die Anwendung des Grundgedankens der Erhebung auf das Spezialgebiet der Post.

In den ersten Monaten seiner Amtsführung überwog zweifellos der Politiker in ihm. Im Herbst aber ging, in dem Maße, wie er von der Politik sich zurückzog, vielleicht auch sich zurückgestoßen fühlte, in seinem inneren Verhältnis zu seinem Amte eine Wandlung vor sich. Ehe noch das neue Jahr heran war, hatte die Post von seinem Willen und Wesen ganz Besitz genommen. Es beginnt eine Zeit der angestrengtesten aber auch schönsten, weil vom Erfolg gekrönten, Arbeit: Der Neuaufbau des schleswig-holsteinischen Postwesens nach völlig neuen Grundsätzen. Außen- wie Innendienst wurde völlig umgestellt¹.

Um auch äußerlich die Unterscheidung von der dänischen Post zu betonen, hatte Ahlmann schon 1848 für die Postbeamten im Außendienst eine neue — blaue — Uniform eingeführt.

1849 erlaubte ihm die Großzügigkeit der Regierung eine Reise durch Belgien zum Studium der dortigen Posteinrichtungen zu machen. Und diesmal war es weit mehr Ernst mit seinem Auftrag, als im Frühjahr 48 bei der Reise nach Frankfurt. Das Ergebnis dieser Reise ist der „Schleswig-Holsteinische Postschilling“; mit dieser Bezeichnung ist der Name Ahlmanns in der Fachwelt und darüber hinaus verbunden und mit Recht; denn er ist von der ersten Planlegung bis zum Entwurf der Zeichnung sein Werk². Die Freimarkte bezeichnet einen sehr wesentlichen Schritt auf dem Wege, den Ahlmann mit seiner Postreform zurücklegen wollte, auf dem Wege zur Epoche des modernen, zeit- und raumüberwindenden Verkehrs. Sie war damals in Deutschland, erst recht in Dänemark, noch durchaus unbekannt. Selbst Preußen, das auf dem Gebiet der Postverwaltung sonst in Deutschland voranschritt, hatte noch nicht mit den Vorarbeiten dazu begon-

¹ Weiteres siehe: F. Storm: „Die Schleswig-holsteinische Post 1848—52“ (Die Heimat. 1925. S. 148 ff.).

² Entwürfe im Nachlaß. Vergl.: A. Rosenkranz: „Die Schleswig-Holsteinische Post 1848—52 und die Postschillinge.“ Kiel 1891; Permanentes Handbuch der Freimarktenkunde I, 15: Die Postfreimarkte der Herzogtümer Schleswig-Holstein. Leipzig 1897. F. Storm a. a. O.

nen, als Ahlmann bereits den Gedanken gefaßt hatte, diese Er-rungenenschaft in seinem Heimatland einzuführen.

Erklärlicherweise verzögerten der Krieg und die schwankenden staatlichen Zustände die Vorarbeiten. Die gemeinsame Regierung war auf Grund ihrer ganzen Einstellung nicht geneigt, ein so weitreichendes Projekt von keineswegs unbedingt notwendigem Charakter zu befürworten. Erst als die Statthalterschaft eingesetzt war¹, konnte an solche Reformen gedacht werden.

Der glückliche Ausfall des wiedereröffneten Krieges² gab dem Werk des Friedens, das Ahlmann plante, einen sicheren Untergrund. Aber die zur verwaltungsmäßigen und technischen Durchführung erforderlichen Verhandlungen und Vorbereitungen zogen sich noch sehr in die Länge. Die Wechselfälle des Krieges und die Rüstungsfrage ließen die Angelegenheit des Postschillings immer wieder in den Hintergrund treten.

Die Fülle der Arbeiten anderer Art, die sein Ressort ihm bescherte, bedrückte den arbeitsfreudigen Mann nicht, er leistete sie mit Freuden. Denn er fühlte, daß er jetzt auf dem Felde arbeitete, wohin seine Fähigkeiten ihn verwiesen. Er glaubte, seine Lebensaufgabe gefunden zu haben. Daran, daß der Untergrund dieser Arbeit, der schleswig-holsteinische Staat, etwa nicht feststehe, dachte er mit dem ihm eigenen Optimismus nicht. So glaubte er es denn im Herbst 1849 verantworten zu können, das Schicksal seiner Braut auf immer mit dem seinen zu verbinden. Wohl waren die Eltern bedenklich, aber die Jungen setzten ihren Willen durch.

Am 5. Oktober 1849 führte er seine Braut in das Heim, das er ihr in Kiel zurechtgemacht hatte. Auch hier hatte er sich, wie in allem, was ihn anging, mit liebevoller und freudiger Sorgfalt um das Detail gekümmert. Wie er Entwürfe für den Postschilling lieferte, so entwarf er auch Skizzen für die Möbel ihrer zukünftigen Wohnung. Dora Feddersen hatte schon damit gerechnet, daß sie in der ersten Zeit ihrer jungen Ehe allein sein müsse. Die Regierung befand sich in Schleswig. Die Ursache dazu, daß sie ihren Gatten dann doch in Kiel hatte, war dennoch

¹ Die „Gemeinsame Regierung“ bestand nur für die Dauer des Waffenstillstandes von Malmö. Im Frühjahr 1849 setzte die Frankfurter Reichsregierung Reventlou und Bessler als „Statthalter“ ein.

² Die Waffentat von Gärnförde am 5. 4. 49.

eine traurige: der Berliner Waffenstillstand und die Einrichtung der sogenannten „Landesverwaltung“ in Schleswig bewirkten die Zurückverlegung der Regierung nach Kiel. Vom 1. September an war auch das Büro für das Postwesen auf holsteinischen Boden übergesiedelt, zugleich mit Regierung und Parlament.

Der weitere Ausbau der postalischen Einrichtungen erlitt durch Ahlmanns Verheiratung keinen Aufschub. Die Verbesserung der Postkurse, d. h. die Aufschließung möglichst aller Gegenden des Landes durch eine tägliche Postverbindung für Postfächer und Personen war auch weiterhin das Ziel seiner Tätigkeit. Daneben aber war nach dem abgeschlossenen Waffenstillstand der Postverkehr mit Dänemark wieder zugelassen: Briefe und Postsendungen nach dort wurden wieder angenommen, und die von dort kommenden ausgegeben.

Ein schwieriges Problem eröffnete sich in diesem Zusammenhange: das Oberpostamt in Hamburg. Dänemark hatte in Hamburg eine Postanstalt unterhalten, die zu Beginn der Erhebung von den Schleswig-Holsteinern mit Beschlag belegt wurde. Der Leiter des dänischen Oberpostamts wollte sich den Befehlen der Provisorischen Regierung nicht fügen und wurde infolgedessen abgesetzt. Damit war die Angelegenheit freilich in keiner Weise erledigt. Ihr Fortgang interessiert uns im Einzelnen hier nicht. Von Wichtigkeit für die Beurteilung der politischen Persönlichkeit Ahlmanns ist dagegen die Feststellung, daß er in diesen Verhandlungen vonseiten der Kopenhagener Regierung als *persona ingrata*¹ bezeichnet wurde.

Warum war er übel angesehen in Kopenhagen? Daß das aristokratische Empfinden des dänischen Grafen² allein der Grund gewesen sei, weshalb er Reventlow-Criminil als Unterhändler vorzog, ist nicht anzunehmen. Denn schwerlich wird er ohne Instruktionen von Kopenhagen gehandelt haben. Und daß dort Ahlmanns linkspolitischer Radikalismus Anstoß hätte erregen sollen, ist nicht anzunehmen. Der Grund muß im Nationalen liegen. Wahrscheinlich hat man Ahlmann als geborenem Nordschleswiger seine leidenschaftliche deutsche Stellungnahme, aus der er ja nie einen Hehl gemacht hatte, besonders übelgenommen.

¹ Lüderss Berichte an Bessler (Nachlaß Besslers).

² Graf Wedel-Heinen. Er war der dänische Bevollmächtigte zu den Postverhandlungen gewesen.

Wie stand Ahlmann während der Kriegszeit der großen, einzigen politischen Frage gegenüber, die die Herzogtümer bewegte: wie ist das Verhältnis zu Dänemark und Deutschland zu gestalten?

Sein inneres Verhältnis zu Dänemark ist gegenüber der vormärzlichen Zeit in einem bezeichnenden Punkte geändert. Von einer Auffaugung der dänischen Nation durch das deutsche Wesen ist nicht mehr die Rede. Daß auf diesem Wege die schleswigische Frage zu lösen sei, glaubte er nicht länger. Darum nichts als reinliche und gründliche Scheidung von Dänemark! Er hat während des ganzen Krieges mit seiner Partei zu denen gehört, die in einer energischen Kriegführung das alleinige Heil des Landes sahen. Diese Richtung, deren Exponent in der Regierung Befeler war, hatte fortwährend zu kämpfen mit jener anderen Ansicht, die schließlich mit einer Ausföhnung irgendwelcher Art mit Dänemark rechnete und die infolgedessen in Kriegführung und Diplomatie die schärfsten Mittel vermieden wissen wollte.

Sag diese Kompromiß-Lösung schon von vornherein nicht in der Linie, die Ahlmanns allen Halbheiten abgeneigter Charakter vorschrieb, so war er in diesem besonderen Fall davon überzeugt, daß ein *Ausgleich* seinem Lande nicht das Glück der Ruhe bringen werde. Außerdem war ein Vergleich, auf welcher Basis auch immer, wertlos für die Lösung der *deutschen* Frage (im Sinne des Fortschritts), — und jemand, der wie er aus der deutschen Bewegung in die schleswig-holsteinische hineingewachsen war, konnte die Angelegenheiten der engeren Heimat nur im Rahmen der großen deutschen Frage sehen. Er hat es damals selbst ausgesprochen, daß er sich nicht als Schleswig-Holsteiner, sondern als Deutscher fühle¹. Wenn er damit meinte, daß die schleswig-holsteinische Angelegenheit *nur* wert für ihn habe, weil diese die deutsche Einheit und Freiheit zu fördern im Stande war, so hat er sich doch, durch die Stimmung der Zeit irre geführt, über sich selbst getäuscht. Wenn er vor die Frage gestellt worden wäre, ob er ein einiges deutsches Vaterland *o h n e* seine schleswig-holsteinische Heimat wolle, würde das bald klar geworden sein; aber diese Frage war damals undenkbar, eins war eben nicht ohne das andere vorstellbar. Mit Befeler und seinen Freunden war er gegen das Ende des Erhebungskrieges der An-

¹ In Gram o. D. nach dem Kriege. (Vielleicht nicht abgefaßt.)

sicht, daß von dem heldenmütigen letzten Widerstande der Schleswig-Holsteiner der Impuls ausgehen müsse, um das deutsche Volk aus der Stumpfheit zu reißen, in die es nach dem kurzen Aufflammen des Frühjahrs 1848 zurückgesunken sei. Darum billigte er auch Fock's Politik in der schleswig-holsteinischen Zeitung.

Gegen die Ausgleichsfreunde war er aber auch aus einem anderen Grunde: weil diese den Wünschen der reaktionären deutschen Großmächte nachkamen, die immer wieder der Regierung den Rat gaben, das Kriegsfeuer zu dämpfen. In dieser Beleuchtung erschien ihm der Kampf gegen Dänemark als ein Teil des heiligen Krieges gegen die finsternen Mächte der Reaktion, als deren letzte Verkörperung ihm wie seinen Parteigenossen Rußland erschien. Und wenn er die Dänen nun haßt wie die Sünde¹, so tut er das nicht aus instinktmäßiger Abneigung, sondern weil sie Verräter sind an den Idealen, welche die jetzigen Machthaber in Kopenhagen im Vormärz gemeinsam mit den deutschen Liberalen zu vertreten vorgegeben haben: Sie haben sich mit Rußland verbündet, dem Todfeind aller Freiheit. Das glaubt er ihnen nie vergessen zu können.

Begreiflich zeigte er damals, während des Krieges, wenig Verständnis für den Standpunkt des Gegners. Seine eigene Sache ist ihm das Gute, die des Gegners das Böse schlechthin. Irgendeine Unsicherheit, irgendein Bedenken in betreff der Richtigkeit seines nationalen Standpunktes, wie es später manche Nordschleswiger in beiden Lagern ergriff, hat ihn nie berührt, wenn er auch über die Dänen als Nation später milder gedacht hat als unter dem Einfluß der Kriegsstimmung.

Das Frühjahr 1850 brachte ihm neue Arbeit, aber doch auch die Gelegenheit, sie in Ruhe tun zu können. Um auch auf seinem Gebiete alles zu tun, was er konnte, um die Verbindung mit dem Norden zu lösen, und mit dem Süden enger zu knüpfen, schloß er eine Reihe von Verträgen mit deutschen Staaten. Und als im April 1850 eine preussisch-österreichische Postunion zustande kam, war Schleswig-Holstein einer der allerersten Staaten, die diesem Verbands beitraten. Vor allem aber brachte er in dieser Zeit endlich seinen Lieblingsplan unter Dach: die Frankierungsmarke.

Noch waren nicht alle Vorarbeiten erledigt, da wurde alles in Frage gestellt durch den Sommer 1850 mit seinen schweren

¹ An Gram o. D. nach dem Kriege. (Vielleicht nicht abgefunden.)

Schlägen für Schleswig-Holstein: den Friedensschluß Preußens am 2. Juli, die Schlacht bei Idstedt am 24.—25. Juli. Als es im Herbst immer trüber aussehender wurde, gehörte die ganze Zähigkeit Ahlmanns dazu, um sein Werk zu vollenden; freilich sah er die Sache Schleswig-Holsteins noch nicht für verloren an. Aber die Stimmung der leitenden Kreise war doch sehr gedrückt. Trotzdem, am 5. November erschien die „Bekanntmachung, die Einführung der Postschillinge betreffend“ und am 15. November erfolgte endlich die Ausgabe. Zur selben Zeit, als auch in Preußen, das aber nicht wie Schleswig-Holstein von einem bitteren Existenzkampf in seinen Grundlagen erbebte, die neue Einrichtung getroffen wurde.

Als die Marken am 15. November ausgegeben wurden, war die Art schon erhoben, die den schleswig-holsteinischen Staat fällen sollte. Genau 14 Tage später wurde in Olmütz das Urteil über die kämpfenden Herzogtümer gesprochen; und nicht lange, so begann die „Exekution“. Und nun handelte es sich für die Schleswig-Holsteiner nur darum, ob sie gutwillig das Haupt auf den Block legen oder mit den Waffen in der Hand untergehen sollten.

Es war eine tief traurige Januarnacht 1851, als die Statthalter Bessler und Reventlow vor die Landesversammlung traten, zum ersten und zum letzten Mal verschiedene Meinungen an die Öffentlichkeit tragend. Bessler fühlte voll heiligen Ernstes die Augen ganz Deutschlands auf sich gerichtet: es galt den letzten Außenposten der Einheits- und Freiheitsbestrebungen gegen die Reaktion zu verteidigen oder wenigstens ehrenvoll kämpfend auf ihm zu sterben. Reventlow lebte nicht in diesen Gedankengängen; seine Verbindung mit der Freiheit war mehr eine Vernunftshege gewesen. Ihr bis zur Selbstvernichtung treu zu bleiben, darin konnte sein ehrlicher, nüchterner Sinn nur eine Untreue gegen die ihm Anvertrauten erblicken.

Die Landesversammlung hatte zu entscheiden, welche Antwort den wartenden Bundeskommissaren erteilt werden sollte: Übergabe oder Kampf der Verzweiflung. Wut und Ingrimm, Trauer und bitteres Weh — wie verschieden die Temperamente sich äußerten — es war immer dasselbe Grundgefühl: „Verraten von den eigenen Volksgenossen!“ Zentnerschwer lastete die Verantwortung auf den 100 Männern: Wie sie auch entschieden — ein Unheil für das Land bedeutete es immer.



Handwritten note:
 Auf dem Postschilling
 der Kaiserin Maria Theresia



Handwritten note:
 Auf dem Postschilling
 der Kaiserin Maria Theresia
 in Sachsen

Entwürfe zu den „Postschillingen“, gezeichnet von Dr. W. Ahlmann 1850

Als die Frage gestellt wurde, stimmte Ahlmann mit der Linken gegen die Unterwerfung, für den Verzweiflungskampf mit zwei Fronten. Aber sie blieben in der Minderheit. Beseler ging, Reventlou blieb; aber wie sehr er die Zähne zusammenbeißen mußte, als er den Kommissaren das Land, die Armee auslieferte, hat keiner dem Grafen angemerkt, der auch in diesen Augenblicken die Selbstbeherrschung des Weltmannes zeigte.

Die Dänen kamen. Das „Wehe den Besiegten“ lag schwer auf dem Lande. Wohl hatten die Dänen eine allgemeine Amnestie zusagen müssen. Aber daß es eine Kategorie von „Auf-rührern“ geben müsse, die „von jeder Amnestie ausgeschlossen“ waren, konnten die deutschen Büttel nur als eine berechtigte Forderung anerkennen. Strafe muß sein. Dann würde der nationale und der Freiheitskizel ja wohl ausgetrieben sein.

An den Auswandererkais war Hochbetrieb. Das war das Ende.

Wunderbarer Weise gehörte Ahlmann nicht zu denen, die von jeder Amnestie ausgeschlossen waren. Wahrscheinlich ist dies der Fürsprache seines Bruders zu danken, der beim dänischen Könige wohl angeschrieben war.

Er konnte also im Lande bleiben, er brauchte nicht wie Friedrich Hedde, Hans Reimer Clausen, Theodor Olshausen und viele andere es taten, nach Amerika auszuwandern. Er brauchte auch nicht wie Storm, Lorenzen, Francke, Jensen, die Statthalter und viele, viele andere, im deutschen Vaterlande nach einem Unterschlupf zu suchen. Er konnte bleiben.

Ja, er durfte sogar sein Amt weiterführen, freilich auf Holstein beschränkt. Schleswig kam sofort unter dänische Verwaltung oder blieb es.

Es schien einen Augenblick, als ob wenigstens Ahlmanns Werk, die Postreform, wenn auch nicht er selbst, als Zeuge der Verwaltungstätigkeit in der Erhebungszeit bleiben würde. Aber das erwies sich als eine Täuschung. Hans Reimer Clausen hatte keinen Grund, ihn deswegen zu beneiden¹. Mit dem Übergang der holsteinischen Verwaltung an das dänische Ministerium in Holstein im Februar 1852, ging auch die Postverwaltung an die Generalpostdirektion in Kopenhagen über. Dem Post-

¹ G. R. Clausen. 15. 6. 51.

schilling nach wurden die anderen Verbesserungen Ahlmanns über Bord geworfen. Von der „Aufruhrzeit“ mußten alle Spuren vertilgt werden, zumal solche, die zu unangenehmen Vergleichen mit den Zuständen im Königreich herausforderten. Das Verhalten der Dänen war nicht so sehr von kleinlicher Rache eingegeben; es war ein Gebot des nationalen und verwaltungstechnischen Prestiges. Das dänische Element innerhalb der so gewaltsam wieder zusammengeschiedenen Monarchie war innerlich nicht so stark, daß die Rolle des großmütigen Siegers psychologisch möglich gewesen wäre. Es ist daher unnütz darüber zu reden, ob die Haltung der Dänen nach 1851 klug war oder nicht.

3. Buch

XI.

Im Tale der Niederlage.

(Die 50er Jahre.)

Uhlmann konnte also im Lande bleiben. Aber konnte er hier auch leben? Zum zweiten Mal in seinem Leben trat an ihn der Gedanke heran, ob er sich nicht außerhalb des Heimatlandes im Reich fern von den Wechselfällen des national umstrittenen schleswig-holsteinischen Bodens ein Heim und eine Zukunft suchen sollte. Diesmal trieb ihn dazu nicht der Zug von draußen, sondern der Druck der Verhältnisse daheim. Aber wie er 1846 dem aufsteigenden, zukunftsfreudigen Schleswig-Holstein seine Kraft hatte widmen wollen, so versagte er sich auch jetzt dem geschlagenen nicht. Er hat sich nicht, was ja für ihn am nächsten gelegen hätte, um einen Lehrstuhl oder einen Verwaltungsposten irgendwo im Reich bemüht. Stärker als der Trieb zur freien geistigen Tätigkeit waren die Bande, die ihn an den Heimatboden ketteten. Er wollte bleiben. Und das konnte er nur, wenn er einen bürgerlichen Beruf ergriff. Leicht ist ihm der Abschied von dem akademischen Ratheder nicht geworden¹, aber er fand den Entschluß rasch und sicher.

Das ist bezeichnend für ihn. So unerbittlich, so schroff und rücksichtslos er auf seinen radikalen politischen Ansichten bestand und so unbedenklich und heftig er sie äußern konnte, ein Sanatiker zu sein hinderte ihn doch der ausgeprägte Wirklichkeitsinn seines Stammes. Dieser bewahrte ihn davor, aus der ihn —

¹ Noch 1868 hat er sich bemüht, die *venia legendi* an der *Christiana Albertina* wieder aufleben zu lassen.

mehr vielleicht als andere — erfüllenden sittlichen Empörung heraus gegen den damals unerschütterlichen Turm der Reaktion Sturm zu laufen und einen Kampf aufzunehmen, der nur mit seinem Untergang enden konnte und die große Schar der Geschlechterten um einen vermehrt hätte. Mehr oder weniger bewußt fand er in seiner erneuten „Umsattelung“ das richtige Heilmittel gegen die Anfechtungen, denen seine Seele durch die traurigen politischen Zustände ausgesetzt war. „Ich muß einen neuen Wirkungsbereich suchen. Und weil ich muß, so will ich nun auch ohne Zögern mit Entschlossenheit das Werk ergreifen.“¹ Die angespannte Tätigkeit, die das neue Leben von ihm forderte, nahm seine geistigen wie körperlichen Kräfte so sehr in Anspruch, daß sie ihn wohlthätigerweise von der Beschäftigung mit der Politik von selbst fernhielt in einer Zeit, wo politische Betätigung dem von ihm verfolgten Gedanken doch nichts nützen konnte. Bitter genug war es ihm freilich, zu denken und zu sehen, wie das Werk, das er mit solcher Liebe und solchem Eifer umfaßt hatte, die Post, nun wieder zerstört wurde.²

Der Ingrimm gegen die siegreichen Mächte der Reaktion, den jeder Schleswig-Holsteiner empfand, steigerte sich bei ihm noch durch die Behandlung, die sein Vater von den Dänen erfuhr. Persönliche Kränkungen und Verunglimpfungen und Schädigung des Geschäfts ließen ihn die Rache der Sieger fühlen. Warum gerade der ruhige Bürger „Gammel Ahlmann“ so sehr Gegenstand des Siegerübermutes wurde, während Wilhelm Ahlmann als Mitglied der „Dprörs“-Regierung keine Maßnahmen gegen sich fürchtete, konnte man nicht verstehen, wenn man nicht wüßte, wie sehr die Dänen damals noch die Erhebung als einen herzoglich augustinburgischen Aufbruch betrachteten. In Otto Friedrich Ahlmann sah man aber einen Agenten des Christian August, zumal er in den augustinburgischen Briefen, die der Etatsrat Wegener, der Hauptträger der „augustinburgischen Verschwörung“-Theorie, herausgegeben hatte, als einer der Verschwörer gebrandmarkt war³, an denen die kleinliche Rachsucht subalterner dänischer

¹ An ? 23. 3. 52.

² An die Eltern. 31. 1. 51. — Für die 50er Jahre ist die Zusammenstellung von Ahlmannschen Familienbriefen benutzt, die Herr Direktor Ahlmann-Carlshütte vorgenommen hat.

³ Wegener: „Über das wahre Verhältnis des Herzogs von Augustenburg zum holsteinischen Aufbruch. Kopenhagen 1849.“

Beamten und Offiziere ungestraft ihr Mütchen kühlen zu dürfen glaubte. Aber es war doch nicht nur das. Wilhelm Ahlmann irrte, wenn er meinte, daß auch das Vorgehen gegen das Geschäft des Vaters nur ein Übergriff untergeordneter Stellen sei¹. Vielmehr wurde es bald klar, daß Hardeßvogtei und Amtshaus durchaus im Sinne und im Auftrage übergeordneter Kopenhagener Stellen handelten, wenn sie ihm die Rechtmäßigkeit seiner Konzeptionen bestritten. Die Sache kam ins Rollen 1853. Nachdem sein Sohn Otto abgelehnt hatte, sich in diesem Augenblick für den Vater beim König zu verwenden², begab sich dieser selbst nach Kopenhagen und zwar in Begleitung Wilhelms. Ihre Audienz bei dem Minister Molte nahm indes dem Sohn jede Hoffnung, sodaß er riet, der Vater möge das grabensteinische Geschäft verkaufen und sich zur Ruhe setzen. Bei den Gewaltzuständen, die jetzt in Schleswig herrschten, sei eine Rücknahme der ungesetzmäßigen Entscheidung nicht zu erwarten³. Wilhelm war in den Büros von Kopenhagen wohl kein guter Anwalt der Sache seines Vaters gewesen. An und für sich war er ja schon nicht wohlgelitten in Kopenhagen; dazu kam aber noch, daß er sich durchaus nicht dazu eignete, in den Vorzimmern der Siegesherren pater peccavi zu sagen. Er konnte seine sittliche Entrüstung über das Verhalten der Dänen in dieser und der ganzen schleswig-holsteinischen Sache nicht unterdrücken. Er klagte an und forderte, wo einzig Bitten Erfolg versprach⁴.

Als im Dezember 53 der „Bruder Däne“, Otto, doch nach Kopenhagen ging, um in der Sache zu verhandeln, beschwerte sich der Rammerrat Nygaard sehr über Wilhelm Ahlmanns „irriges, verwilderte und einfältige Ansehen, die er ändern oder für sich behalten möge“⁵. Die Angelegenheit zog sich jahrelang hin. Als 1854 im November der König in den Herzogtümern war, riet Wilhelm dem Vater dringend⁶, daß er dem König das erlittene Unrecht vorstellen solle; aber er „würde vor ihm treten und mehr um Gerechtigkeit als um Gnade bitten“. Die Aussicht auf Erfolg war nicht groß. Ebenso hoffnungslos wie dieser Einzelfall war die Lage des

¹ An Otto Ahlmann 11. 9. 51; An die Eltern 11. 9. 51; 10. 9. 52; 9. 11. 53.

² Otto Ahlmann an die Eltern. 5. 5. 53.

³ An Hans Ahlmann. 4. 7. 53.

⁴ Otto A. an die Eltern. 27. 12. 53.

⁵ An die Eltern. 28. 10. 54 u. 19. 11. 54.

⁶ An die Eltern. 10. 11. 54.

Landes auch. Aber Wilhelm Ahlmann hatte nicht die Anlage zum Querulanten. Wie er in der Sache des Vaters diesem riet, wenigstens das „Höckerprivilegium als Abschlag“ zu nehmen („vielleicht kömmt du nächstes Mal wieder auf dein altes Recht —“), so verlagte er bei sich auch die Sache Schleswig-Holsteins gegen Dänemark und legte sich mit seiner ganzen Kraft ins Geschirr, um für sich eine bürgerliche Existenz aufzubauen.

Einen Augenblick schwankte er in der Wahl des bürgerlichen Berufs, den er ergreifen sollte. Er dachte ernsthaft an die Pachtung der Neumühlener Mühle bei Kiel¹, deren Ausbau zu einem großen Unternehmen ihm schon damals vorschwebte in der Weise, wie der Kornkaufmann Lange aus Altona sie später in die Wirklichkeit umgesetzt hat. Bald jedoch hat er diesen Gedanken zugunsten eines anderen aufgegeben.

Anfang Januar 1853 erschien in den Zeitungen des Landes² die Anzeige, daß Dr. W. Ahlmann in Kiel ein Bankgeschäft eröffnet habe und sich dem Publikum zur Erledigung sämtlicher Geld- und Wechselgeschäfte empfehle. Er hatte das erste Bankgeschäft in den Herzogtümern gegründet. Das eigentliche Datum der Gründung ist der 5. November 1852, an welchem Tage er durch Rundschreiben die Eröffnung anzeigte.

Trotz des verhältnismäßig großen Handels und Verkehrs bestand damals ein Bankgeschäft in Kiel noch nicht³. Die größeren Kieler Firmen erledigten ihre bankmäßigen Geschäfte in Hamburg. Jede größere Firma unterhielt Beziehungen zu einem größeren Hamburger Geschäft, das ihre Wechsel diskontierte, Zahlungsaufträge ausführte, Zahlungen in Empfang nahm, die erforderlichen Geldsorten lieferte und auch Gelder in Verzinsung nahm. Die kleineren Firmen fanden für ihre Geldangelegenheiten Hilfe bei den größeren kaufmännischen Firmen. Für die Handwerker und kleineren Gewerbetreibenden bestand die Kieler Spar- und Leihkasse. Die Hypothekengeschäfte und insbesondere die Geschäfte des „Kieler Umschlags“ wurden von Advokaten besorgt.

¹ An Hans N. 23. 5. 51.

² Seine Gründung, die Norddeutsche Freie Presse (Schleswig-Holsteinische Zeitung) gehörte nicht mehr dazu. Olshausen war nach Amerika ausgewandert, die Zeitung eingegangen.

³ Das Folgende nach „Bankhaus Wilhelm Ahlmann 1852—1927“, o. O. 1927.

Die Einrichtung eines Bankgeschäftes war also ein Bedürfnis für das wirtschaftliche Leben der Herzogtümer. Indem er diese Einrichtung schuf, förderte Ahlmann bewußt den wirtschaftlichen Fortschritt des Landes, der ihm ebenso sehr wie der politische am Herzen lag. Die Bedingungen für ein Gedeihen des Unternehmens sah Ahlmann außer in den äußeren Verhältnissen (— in der hoffnungsvollen Entwicklung Kiels —) „in seinem eigentümlichen Bildungsgang, der ihm in Rechts-, Kredit- und Finanzverhältnisse mehr Einsicht gegeben habe, als dem Kaufmann im Allgemeinen“.

Die Mittel zu dem Bankgeschäft wurden ihm von seinem Vater, seinem Schwiegervater und anderen Verwandten zur Verfügung gestellt.

Ein glücklicher Stern weilte über dem Unternehmen!

Gleich in den ersten Tagen kamen angesehene Kieler Firmen, um Wechsel zu diskontieren, Zahlungsaufträge zu geben und Geldsorten zu bestellen. Private — Rentner, Professoren, Beamte — gaben Wertpapiere zum Kauf und zum Verkauf auf, wechselten Geldsorten und machten Einlagen.

Ahlmann hatte sich keine großen Hoffnungen gemacht und war darum um so freudiger überrascht, als das Geschäft so gut ging. „Die ersten Kaufleute beginnen ihre Geschäfte mit mir zu machen und es fehlt nicht an Privaten, welche mir Geld zum billigen Zins von 3 Prozent bieten,“ schrieb er schon am 22. November 1852. Und einen Monat später: „Mehr als einen Monat besteht mein junges Unternehmen. Und ich habe allen Grund, mit dem Anfang zufrieden zu sein, der mir nach Art und Umfang der vorkommenden Geschäfte und nach dem entgegenkommenden Vertrauen von Geschäftsleuten und Privaten eine gedeihliche Entwicklung verspricht.“

Ebenso erfreulich wie die günstige Aufnahme, welche das Bankhaus Ahlmann in Kiel bei Geschäftsleuten und Privaten fand, war das ständige Anwachsen der Beziehungen im Lande. Hier spielte der eben erwähnte „Kieler Umschlag“ eine große Rolle.

In diesem seit Jahrhunderten bestehenden Geldtermin, der im Januar, acht Tage nach den Heil. drei Königen begann, wurden Hypothekenzinsen und Hypothekentapitalien ausbezahlt und entgegengenommen, Kapitalien ausgeliehen, Pachtgelder bezahlt,

¹ Autobiographische Aufzeichnungen Ahlmanns im Nachlaß.

Zahlungen aller Art besorgt und Neuverpachtungen vollzogen. Zu diesem Zwecke fanden sich die Beteiligten, vor allem die Mitglieder der Ritterschaft, die Vertreter der Klöster, die Gutzbefitzer und die Vertreter der Kommunalverbände persönlich in Kiel ein um die bezeichneten Geschäfte abzuwickeln.

Für alle Umschlaggeschäfte bot sich nun das neue Bankhaus als willkommene Vermittlungsstelle dar. Eine besondere Aufgabe bestand im Umschlag für die Bank darin, in genügender Menge die Speziesthaler herbeizuschaffen und bereitzuhalten, die für die Auszahlung der Hypothekkapitalien und Zinsen benötigt wurden¹.

Das waren immer heiße Tage, wenn „den Börgermeister sin Büg“ — das Zeichen der Marktfreiheit — vom Nikolaiturm flatterte, anfangs, weil von diesen Wochen die Zukunft des Geschäfts abhing, im weiteren Fortgang deshalb, weil die Geschäfte sich so häuften, daß alle Arbeitskräfte angespannt werden mußten, um sie zu bewältigen. Der Arbeit Ahlmanns war Erfolg beschieden. Er empfand das selbst mit Freude, in die sich der Stolz mischte: der Fortschritt, den er von Umschlag zu Umschlag nachweisen konnte, stellte seinen kaufmännischen Fähigkeiten ein gutes Zeugnis aus. Aber auch die äußeren Umstände waren ihm und seinem Unternehmen günstig. Handel und Wandel nahmen in der Zeit nach dem Erhebungskrieg guten Fortgang. Wirtschaftlich waren die 13 Jahre der Dänenherrschaft nicht überall eine Leidenszeit². Frei von Erschütterungen war freilich auch diese Zeit nicht. 1857 brach in Hamburg eine weit- und tiefreichende Handelskrise aus, die bei der engen Verbindung des hamburger mit dem schleswig-holsteinischen Wirtschaftsleben auch diesem Wunden schlug³. Manche große Firma in den Herzogtümern fiel. Das Haus Wilhelm Ahlmann war indes schon gefestigt genug, diesen Stoß auszuhalten, ja Dank guter Dispositionen des Inhabers kam es noch ein gutes Stück vorwärts. Zustatten kam Ahlmann ferner die große Personalkenntnis, die er in seiner amtlichen und parlamentarischen Laufbahn in der Erhebungszeit gesammelt hatte. Und nicht zuletzt die

¹ Vergl. Hedemann Heespen: Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und die Neuzeit. Kiel 1927. S. 827.

² Vergl.: „Die Kieler Handelskammer zu Kiel 1871—1921“; Hähnsen: „Kiel's Wirtschaftsleben von der Dänischen Zeit bis zur Gründung der Handelskammer.“ S. 11 ff.

³ Briefe der Kinder an D. Friedr. Ahlmann. Handschriftliche Zusammenstellung von Johannes Ahlmann-Carlshütte. S. 41 ff.



Haus Holstenstraße 34.

guten Beziehungen, die sein Vater und Schwiegervater zu den Gutsbesitzern im Lande hatten.

Ahlmann hatte ein lebhaftes Interesse für die schleswig-holsteinische Landwirtschaft. Er war Mitglied des Schleswig-Holsteinischen Vereins am Kanal. Sein Streben ging dahin, die verschiedenen landwirtschaftlichen Vereine zu einem Zentralverein zu verbinden. Auf seinen Antrag wurde 1848 ein Ausschuß eingesetzt, der den Entwurf eines Grundgesetzes für einen Schleswig-Holsteinischen Zentralverein vorlegen sollte. Mitglied dieses Ausschusses wurde Ahlmann. Bemerkenswert ist auch, daß er bereits in einer Versammlung des Vereins vom 2. März 1853 ausführt, daß zur Hebung der Landwirtschaft es besser sei, mit der Hauptsache anzufangen und die Errichtung einer Professur für Landwirtschaft anzustreben. Ein Ziel, das bekanntlich erst in unseren Tagen durch die Errichtung eines landwirtschaftlichen Lehrstuhls an der Universität Kiel erreicht ist.

Peter Feddersen hatte Kieding aufgeben müssen, als das Gut mit den übrigen Besitzungen Christian Augusts in den Besitz des dänischen Staates überging. Aber er kaufte 1854 das Gut Staun in Schwansen und „Feddersen-Staun“ wurde in der Führerschaft der ländlichen Bevölkerung in jenem und besonders dem folgenden Jahrzehnt ein bekannter und hochgeachteter Name, was den Geschäftsverbindungen des Schwiegersohns natürlich förderlich war.

Ahlmann hatte, als Feddersen Staun übernahm, sich in Kiel schon eine nach menschlichem Ermessen sichere Position geschaffen.

Das Haus in der Holstenstraße erfüllte unten ein geschäftiges Treiben, das Zeugnis ablegte für das Gedeihen des Geschäfts, und in den oberen Räumen breitete sich der Geist eines behaglichen Familienlebens aus.

Inzwischen gingen die Tage dahin im emsigen Takt des Lebens. Ahlmann war ein Unermüdlicher, aber er war kein Sklave der Arbeit. Seine Erholung fand er nicht nur in dem geselligen Verkehr. Er hatte zwei Passionen: Den Garten und das Reisen, die er freilich beide so gründlich pflegte, daß die Beschäftigung damit vielfach wie eine anstrengende Arbeit anmutet. Wie er alles gründlich nahm, so auch seine sommerlichen Reisen, die ebenso sehr der Erholung, wie der Belehrung dienen sollten. Seine ersten Reisen nach Kopenhagen und England 1852 waren ausgesprochene

Geschäfts- und Informationsreisen, aber auch die Sommerreise 1854 nach München brachte ein, wenn auch nicht für ihn, so für die Stadt Kiel bedeutungsvolles Ergebnis: Die Errichtung der Gasanstalt.

Schon die Vorbereitungen zu den Reisen, Ausarbeitung der Route, Aufstellung des Plans wurde mit Gründlichkeit vorgenommen, die ihm aber schon ein Genuß war. Auch auf den Reisen selbst war er ein unermüdlicher Besucher und Beschauer von Museen und Galerien, wie schon damals, als der Nilus Holland besuchte.

Das zweite war der Garten. Draußen am Rande des Düsternbrooker Gehölzes erwarb er sich ein Gartengrundstück, und zwischen Holstenstraße und Düsternbrook spielte sich das tägliche Leben ab, so daß der Alltag der Altstadt, der Sonntag aber dem Düsternbrook gewidmet war. Die Gartenpflege spielte solche Rolle in seinem Leben und Streben, daß seine Frau (23. 10. 54), wenn sie über ihn berichten soll, als Bezeichnendes sagt: Wilhelm ist noch der eifrige Gärtner als den Sie ihn kennen, und seine Blumen machen ihm viel Freude. „Und seine Obstbäume,“ hätte sie für die spätere Zeit hinzusetzen müssen, denn eigentlich war späterhin Obstbau sein Steckpferd. Bis zu seinem Lebensende hat er dem Deutschen Pomologenverein angehört.

Diese Gartenbaubestrebungen sind nur ein Glied in der Kette der gemeinnützigen Bestrebungen. „Auf den verschiedensten Gebieten“ ist eine gebräuchliche Floskel; auf Ahlmanns Tätigkeit kann man sie aber mit Bewußtsein anwenden. Es gibt kaum eine Bewegung in der Welt seiner Zeit, die er nicht mit seinem Interesse umspannt hätte. Religiöse, soziale, wohltätige, volksbildende, wissenschaftliche, künstlerische, kommunal-, wirtschafts- und staatspolitische Bestrebungen hat er unterstützt durch Arbeitskraft und Geldopfer. Alle diese Sachen nahmen ihn nicht bloß vorübergehend in Anspruch, vielmehr ließ er keine wieder los, nachdem er sie einmal angepackt hatte.

Wenn man diese verwirrende Vielheit der Interessen überschaut, möchte es scheinen, als habe Ahlmann, nachdem er in den Jahren bis zur Mitte des Jahrhunderts seine Persönlichkeit herausgebildet, sich viele verschiedene Pfade durch das Gestrüpp des Lebens geschlagen, so daß von einem zu den anderen keine Verbindung, kaum ein Ausblick bestanden habe. Neben dem Bankier Ahl-

mann besteht der Gartenbauer, der Volkswirt, der Kommunalpolitiker, der Wirtschaftspolitiker, der Sozialpolitiker, der Parteimann, der Kunstfreund u. s. f., deren Tätigkeiten auf den ersten Blick nichts gemein zu haben scheinen, als daß ihr Subjekt dasselbe war.

Ein innerlich Verbindendes zwischen diesen scheinbar so auseinanderwachsenden Zweigen seines Lebenswerkes ist aber vorhanden gewesen: Das Streben für das Allgemeinwohl auf der Linie des Fortschritts.

Ahlmanns berufliche Tätigkeit, ebenso wie seine Liebhabereien zum großen Teil und seine übrigen Interessen wurden bestimmt durch das Streben, der Allgemeinheit zu dienen. Und zwar sah er die Förderung des menschlichen Wohls im Fortschritt auf allen Gebieten. Wenn er sich einen „Fortschrittsmann“ nannte¹, wandte er das Wort nicht im Sinne der preussischen politischen Partei an. Er fühlte sich eins mit allen denen, die ein Fortschreiten von Kultur, Zivilisation, Ausbreitung von Bildung und Aufklärung auf allen Gebieten des Lebens fördern wollten. Dabei gehörte freilich die Ausbildung des liberalen Staates unentbehrlich dazu. Darin sah er doch die Krönung oder den Inbegriff seines ganzen Strebens: Er blieb Zeit seines Lebens ein p o l i t i s c h e r M e n s c h .

Raum fühlte er darum wirtschaftlich festen Boden unter den Füßen, als er sich wieder der Politik zuwandte.

Daß er zunächst das Schwergewicht auf die k o m m u n a l e Arbeit legte, hatte verschiedene Gründe.

Einmal hatte er in Kiel nicht nur einen Wohnsitz, vielmehr auch eine Heimat gewonnen. Das Ahlmannsche Haus verwurde auch gesellschaftlich mit der Bürgerschaft Kiels. Die Entwicklung des Kieler Gemeinwesens war ihm eine Angelegenheit, an der er aufrichtiges Interesse nahm. Für eine auf den S t a t gerichtete Tätigkeit war auch noch Jahre nach der Niederlage des nationalen und freiheitlichen Gedankens weder der geeignete Boden in der Bevölkerung vorhanden, noch hätte der Druck der Reaktionsregierung die Entfaltung eines politischen Lebens gestattet. Die Notwendigkeit, Kommunalpolitik zu treiben, kam aber aus zweierlei Gründen den R e i g u n g e n Ahlmanns entgegen. Die Gemeinde war ihm die eigenlebendige Zelle des Staatskörpers. Diese

¹ An Ratjen o. D. 1862.

politische Grundanschauung entnahm er wohl weniger dem englischen Selbstgovernment als den Verhältnissen seines Heimatlandes. Jedenfalls beruhte sein Liberalismus ganz bewußt auf der Anschauung, daß allen staatsbürgerlichen die kommunale Betätigung vorauszu gehen habe, zwar so, daß jene die höhere Stufe darstelle, daß aber die erste ohne die zweite in der Luft hänge. So beginnt der zweite Abschnitt seiner politischen Arbeit sachlich folgerichtig mit der Betätigung für das Gemeinwesen Riels.

Das Motto, unter dem seine Rieler Kommunalpolitik steht, ist wieder der Fortschritt. Nicht erstrebte er das Neue, weil es neu, sondern weil es gut sei; und nur so weit erstrebte er es, als er es für segensbringend hielt. Auf dieser Bahn hielten ihn nicht sachliche Schwierigkeiten zurück, nicht die Rücksicht auf die Bequemlichkeit anderer Leute und erst recht nicht auf die eigene. Rücksichtslos war er in seiner Kritik dessen, was er für Mißstand, für mangelnde Einsicht in die Notwendigkeit von Neuerungen oder für übelwollen hielt.

Aber er blieb nicht bei der Kritik stehen. In der bloßen Opposition ist ihm, dem so Streitharen, doch nie wohl gewesen. Es drängte ihn nach Betätigung. Mit der Theorie allein hat er, der solche Freude am Plänemachen hatte, in der Kommunalpolitik sich so wenig begnügt, wie in der Gartenbaukunst, Volkswirtschaft und in anderen Dingen. Es wäre gewiß falsch zu sagen: Am Anfang sei ihm die Tat gewesen: Am Anfang war ihm die gedankliche Grundlegung, dann die Erfahrung und die daraus gezogene Lehre. Und auch das andere, in diesem Zusammenhang viel gebrauchte Wort läßt sich auf ihn nicht anwenden: daß er ein Mann der Tat und nicht der Rede gewesen sei. Er war sehr wohl des Wortes kundig und verstand und liebte es, sich seiner Rede zu bedienen, zur sachlichen, zweckfördernden, wie zur ernstesten und begeistertsten — wenn es galt, die hohen Ziele des Guten und Schönen in Volks- und Menschenleben zu feiern — und endlich zur launigen Rede im Freundes- und Familienkreise oder sonst bei frohen Gelegenheiten. Er schätzte und pflegte die Rede in jeglicher Gestalt, so mancher Konzept- und Stichwortzettel in seinen nachgelassenen Papieren zeugt davon. Er war sehr wohl ein Mann der Rede. Aber die Rede gehörte ihm als vorbereitendes Moment zur Tat, war ihm ein Stück der zu leistenden Arbeit.

Seine Arbeit für die Gemeinde Kiel hat nicht erst begonnen an dem Tage, wo er in die Zahl der städtischen Deputierten eintrat. Sie hat nicht aufgehört mit dem Augenblicke, wo er aus den städtischen Kollegien schied. Ihr hat die ganze, mehr als ein halbes Jahrhundert umfassende Zeit gehört, in der er Bürger Kiels war¹.

Kennzeichnend für den Politiker Ahlmann ist weiter seine soziale Betätigung dieser Jahre. Die soziale Frage beginnt sich anzukündigen, und Ahlmann gehörte zu denen, die ihre Bedeutung alsbald begriffen.

Es gab seit langen Jahrzehnten in Kiel eine Einrichtung, um dem sozialen Übel entgegenzuwirken, d. h. zur Arbeit am Ausgleich zwischen arm und reich: die Gesellschaft Freiwilliger Armenfreunde. Sie stammte ihrem Geburtsdatum und ihrem Geiste nach aus der Zeit der Aufklärung, der Ahlmanns Art, die Dinge der Erde — und des Himmels — zu sehen, doch schließlich so sehr wesensverwandt war. Die Armenpflege, losgelöst aus dem Bezirke der Kirchlichkeit, als eine bürgerliche, wenn man will, wirtschaftliche Angelegenheit — losgelöst aber auch von Behörde und Befehl — das entsprach so sehr seiner Auffassung, daß es wunderbar gewesen wäre, wenn er ihre Bestrebungen nicht mit aller Kraft gefördert hätte und nicht darüber hinaus diese Einrichtung zu benutzen gesucht hätte, um seine Ideen auf dem Gebiet der sozialen Betätigung durchzusetzen.

In die 50er Jahre fällt auch eine andere Unternehmung Ahlmanns, die typisch ist für die Art, wie die Klasse der Unternehmer damals der drohend aufsteigenden Gefahr zu begegnen suchte, die durch die rasche Industrialisierung der großen und schon auch der mittleren Städte heraufbeschworen war. Es handelt sich um die Errichtung einer sog. *Egestorffschen Speiseanstalt*.

Der Fabrikant Georg Egestorff in Hannover kam auf den Gedanken, die soziale Frage durch die Errichtung von „Speise-

¹ Eine Würdigung Wilhelm Ahlmanns als Kieler Kommunalpolitiker kann im Rahmen dieser Arbeit nicht gegeben werden. Die Festschrift der Kieler Handelskammer zu ihrem 50j. Bestehen (Kiel 1921) sagt über ihn (S. 19): Nach Gründung seines Bankgeschäfts im Jahre 1852 verschaffte sich sein Einfluß in allen wirtschaftlichen Fragen, die an die Stadt Kiel und die freiwillige Organisation ihrer Kaufmannschaft herantraten, maßgebende Geltung. Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Kiel ist mit dem Namen des Herrn Dr. Ahlmann, der die größte Zeit seines Lebens in Kiel zugebracht hat, und bis in sein hohes Alter hinein voller Schaffensfreude war, eng verknüpft.“

anstellen“ zu lösen. Soziale Frage bedeutete für ihn: Wie kann die schlechte Lage der Arbeiter gebessert werden, ohne daß der Unternehmer durch die daraus entstehenden Kosten behelligt wird? Seine Lösung ist bezeichnend für den Unternehmer-Liberalismus. Die Kosten, die für die Ernährung des Arbeiters und seiner Familie aufgewendet würden, seien zu hoch. Durch rationellen Betrieb, nämlich durch die Herstellung der Speisen in Massen könnte da viel gespart werden, was der Arbeiter dann mehr hätte; vor allem könnten dann auch die Frauen der Arbeiter, die nicht mehr oder doch wenig im Hausstand zu arbeiten hätten, mit in der Fabrik arbeiten'. Daß auf diese Weise ein Familienleben, also überhaupt ein eigentliches „Leben“ dieses großen und wichtigen Volksteils unmöglich gemacht wurde, interessiert den liberalen Fabrikanten nicht. Er wertet den Arbeiter, in der mechanistischen Art seiner Gedankenrichtung lediglich unpersönlich: als „Arbeitskraft“.

Solche modernen Bedenken gegen den Gedanken Egstorffs lagen damals Ahlmann erklärlicher Weise vollkommen fern. Er fand die Idee vorzüglich, und das bedeutete bei ihm ohne weiteres, daß er den Wunsch hegte, für Kiel etwas Ähnliches zu schaffen. So wurde denn auf seine Anregung ein Verein mit Anteilscheinen gegründet, ein Haus Ecke Hinter der Mauer und Fischerstraße in Aussicht genommen. Ahlmann selbst zeichnete Pläne für die Ausgestaltung des Hauses, führte Protokoll in den Vorstandssitzungen, in denen die Ausschreibung einer Ökonomenstelle, der Neubau des Hauses, Erwerb der maschinellen Anlagen, zugleich aber auch beschlossen wurde, zuerst in den Städten, in denen Egstorffsche Speiseanstalten bestanden, nach dem Erfolg der Einrichtung sich zu erkundigen. Das Ergebnis der Umfrage, die natürlich Ahlmann machen mußte, war rein negativ: der Zuspruch zu den Anstalten sei von Monat zu Monat geringer geworden.

Daraufhin wurde beschlossen, die Gesellschaft zu liquidieren. Außer diesen Dingen beschäftigten ihn damals die Angelegenheiten der Altona-Kieler Eisenbahn, in deren Vorstand er saß, eine große Gewerbeausstellung in Kiel und viele andere öffentliche Dinge.

Diese vielseitige und so ernst eindringende Betätigung, wie sie sich in den Jahren 1857 und 58 sammelte, war selbst für Ahlmanns Willens- und Nervenkraft auf die Dauer zu viel. Erinnern wir uns, daß in das Jahr 1857 auch noch die große

¹ Egstorff an Ahlmann. 5. 6. 56.



Frau Dora Ahlmann, geb. Feddersen.

Handelskrise fällt, während derer die Berufsarbeit an seine Zeit und an seine Nerven mehr als doppelte Ansprüche stellte, und hören wir dazu, daß er in dieser Zeit vermittelnd in die wirtschaftlichen Angelegenheiten eines Verwandten eingriff, so ist es kein Wunder, daß er mit seinen Kräften fertig war. Dr. Steindorff verlangte sehr energisch, daß er einige Wochen ausspanne, und sein Vater, den wohl Frau Dora Ahlmann mobil gemacht hatte, schrieb ihm wieder Briefe¹, wie er sie vor 10 Jahren, in jenem ereignisreichen Frühjahr 1848 an ihn geschrieben: er solle sich zurückhalten in den Arbeiten für die Allgemeinheit, Arbeiten, die ihm Schaden an seiner Gesundheit und vielleicht wenig Dank einbrächten, und solle statt dessen mehr an seine Familie denken.

In der Ruhe, die er dann auf Staun genoß, hatte Ahlmann Zeit, sich über sich selbst klar zu werden. Er konnte den liebevollen Vorwürfen seines Vaters die Berechtigung nicht ganz versagen: er hatte wirklich mit seiner Gesundheit Raubbau getrieben. Aber andererseits wurde ihm gerade durch die wiederholten Mahnungen seines Vaters, mehr an sich und seine Familie und weniger an das allgemeine Wohl zu denken, doch auch wieder klar, daß die auf die Allgemeinheit gerichtete Tätigkeit ein Teil seiner selbst, ja sogar der wertvollere sei. Daß im Grunde der Wohlstand und die soziale Stellung, die er sich zu erringen im Begriff war, nur den halben Wert für ihn hätten, wenn er sie nicht für das Gemeinwohl nützen könne. „Ich würde den Zweck meines Lebens für verfehlt erachten, wenn ich nicht die Zeit und die Kräfte, welche die Erwerbung der Mittel für den Unterhalt und die Zukunft meiner Familie mir übrig lassen, für höhere Zwecke als für meine persönlichen anwendete.“ Das ist noch ganz dieselbe ideale Auffassung des Lebens wie der Tübinger Student sie zeigte. Und daß die obigen Worte kein Selbstbetrug oder gar eitle Phrasen waren, hatte Ahlmann schon verschiedentlich zu zeigen Gelegenheit gehabt, das war er im Begriff in noch ganz anderem Grade wahr zu machen als bisher. Der Brief wurde geschrieben an der Schwelle des Jahres 1859, der Wende für die Deutschen jener Zeit. Von jetzt an lenkt Ahlmanns Streben wieder aktiv in die Bahnen der nationalen Politik ein, für die er sich — gewiß nicht unbewußt — bis jetzt in Reserve gehalten hatte.

¹ An den Vater. 3. 12. 58.

XII.

Nationaler Wiederanbruch.

Das Ziel der vormärzlichen und der Erhebungszeit war nicht aufgegeben, nur zurückgestellt, das politische Streben bewußt eingedämmt. Aber vorhanden war es noch und hatte im großen auch noch die alte Richtung: Einigkeit und Freiheit. Ahlmann schätzte sie beide gleich hoch. Die innere Freiheit war ihm ebenso wichtig, wie die nationale. Die Befreiung Schleswig-Holsteins von Dänemark war ihm auch jetzt noch ein Ausschnitt des großen Kampfes um Befreiung des Volkes von selbstherrlicher und Beamtenregierung. Und man könnte angesichts seiner Taten und Meinungen sehr wohl denken, daß bei ihm die liberale Note die stärkere sei gegenüber der nationalen. Dabei ist jedoch eine Gleichgiltigkeit gegen das Ziel der deutschen Bewegung bei ihm durchaus nicht vorhanden, ist in seiner festen Haltung gegenüber Dänemark nie das geringste Schwanken zu bemerken. Wenn Moritz Busch Ahlmann einmal als einen „Neuholsteiner“ bezeichnet¹, ist man versucht, an eine Mystifikation zu glauben. Zum Weltbürger empfindet er trotz seiner Humanität zu gegenständlich. Vielleicht war das Nationale ihm seines ganzen politischen Tuns selbstverständliche Voraussetzung, über die nicht viel Worte zu machen sind. Das wäre dann der Grund, weshalb bei ihm das Freiheitsstreben vorzuherrschen scheint. Im übrigen gingen damals Liberalismus und Nationalismus Hand in Hand und waren eins bezeichnend für das andere. So war es 1848—51 gewesen und so war es auch, als die neudeutschen Bestrebungen wieder auflebten, in jenem Jahr 1859, dem Gründungsjahr des Nationalvereins.

Ahlmann war am 12. September des Jahres in Frankfurt zum 2. volkswirtschaftlichen Kongreß². Er hatte im praktischen Beruf die Verbindung mit seiner Wissenschaft nicht verloren. Aber es war doch nicht die Volkswirtschaft allein, die ihn nach der Mainstadt gezogen. Auf den 14. und 15. 9. war eine Versammlung der demokratischen und der liberalen Führer Nord- und Mitteldeutschlands nach dort einberufen, die über einen Zusammenschluß im

¹ In den Preussischen Jahrbüchern. 1865. S. 566.

² Verzeichnis der Teilnehmer im Nachlaß.

Sinne der kleindeutschen Idee Beschluß fassen sollte. Diese Versammlung mitzumachen war der zweite, vielleicht der eigentliche Zweck seiner Reise. Er wohnte im Hotel „Westendhall“, dem Versammlungsort der gemäßigten Republikaner im Paulskirchenparlament. Mannigfach sich kreuzende Gefühle mögen seine Brust durchzogen haben, als er diese Stätte wieder betrat. Wie oft hatte er damals in diesen Räumen den Parteiversammlungen beigewohnt und den temperamentvollen Reden gelauscht, wie sie im Sturmjahre gehalten wurden. Wie war er zuerst so begeistert gewesen, und wie waren ihm dann so sehr bald die Augen aufgegangen für die Erkenntnis, daß manches innerlich hohl sei, was äußerlich geschwollen einher schritt. Seine Enttäuschung hatte sich damals als wohl begründet erwiesen. Wie würde es jetzt sein? Würde der Neubau, zu dem man den Grund zu legen sich anschickte, sich wieder als ein Kartenhaus erweisen, wie das „Reich“ von 1849?

Ahlmann war, wie die meisten 1848er, ernüchtert; die Begeisterung von Anno 48 war einer guten Portion Stepsis gewichen. Er war jetzt weniger zuversichtlich als sein Landsmann, Mitbürger und Freund Theodor Lehmann, neben dem er auf der Frankfurter Tagung die Herzogtümer vertrat.

Das Ergebnis der Beratungen war die Gründung des Nationalvereins.

Es ist gut, daß die Menschen nicht in die Zukunft schauen können. Man muß zweifeln, ob jene Gründung damals zustande gekommen wäre, wenn die Teilnehmer hätten wissen können, daß ihr Ziel in einem Duzend Jahren erreicht, aber erreicht werden würde im Gegensatz zu ihrer damaligen Gründung. Und doch war der Nationalverein nötig für die Bismarcksche Lösung des deutschen Problems. — Ahlmann freilich hätte sich wohl auch dann nicht abhalten lassen den Weg zu gehen, den man jetzt zu betreten im Begriff war, wenn er gewußt hätte, daß jemand anders schon unterwegs war auf einem anderen, kürzeren Wege zu demselben Ziele. Die Selbstständigkeit der Nation, das „Wes durch das Volk“ war ihm zu tief eingewurzelter Grundsatz. Mit Stolz hat er sich auch später, als Bismarck schon seinen Weg gemacht hatte, einen Mitgründer des Nationalvereins genannt¹.

¹ In den Mitteilungen über seinen Lebenslauf für ein parlamentarisches Taschenbuch.

Die Nationalvereinsgründung schien zuerst ohne Nachhall in den Herzogtümern zu bleiben, wenn man nicht in der Schillerfeier am 10. November 1859 schon eine Wirkung jener Kundgebung sehen will¹. Aber im Laufe des Jahres 1859 hatte sich das politische Gesicht des Landes durch den Eintritt Theodor Lehmanns in die Ständeversammlung gründlich verändert. Im Isehoer Ständesaal hatte bis dahin der Baron Carl von Scheel-Plessen den Ton angegeben. Er stand zwar in einer heftigen Opposition zur Regierung in Kopenhagen, aber in einer Opposition, die nicht nationalen Beweggründen entsprang, sondern die auf einer Gegnerschaft gegen das demokratische, nationalliberale Regime in Kopenhagen beruhte. Vielleicht war auch Ehrgeiz oder Schaffensdrang eines Fähigen die Triebfeder dieses Handelns. Der Mann, der dahinter stand, war in der Erhebungszeit auf dänischer Seite gewesen. Gegen den liberalen Kurs der dänischen Nachkriegsregierung machte er alsbald Front und nahm zur großen Ueberraschung seiner Landsleute neben den feudalen Forderungen seines Standes auch dessen schleswig-holsteinische mit auf. Obgleich man ihm in den Herzogtümern garnicht recht traute, kam in der Kammer doch niemand gegen seine große Begabung und Erfahrung, sein weltmännisches Wesen und seine Geschäftsgewandtheit auf. Jetzt erst, 1859, wurde seine Alleinherrschaft im Ständesaal gebrochen, als ihm der Kieler Advokat und städtische Deputierte Lehmann entgegentrat, der eine ausgeprägt nationaldeutsche Einstellung hatte und zeigte. Er wurde bald zum Mittelpunkt aller Gleichgesinnten in der Kammer, deren, wie sich jetzt zeigte, mehr waren, als es vorher den Anschein gehabt hatte². Und mehr noch: die Ständebehandlungen begannen wieder eine Angelegenheit der *B e v ö l k e r u n g* zu werden, wie sie es in den vierziger Jahren gewesen waren.

In dem Kreise von Kieler Kaufleuten, Anwälten, Professoren und Ärzten, denen Ahlmann nahe stand, begann man die Notwendigkeit einzusehen, daß man in der Landessache irgendwie handeln müsse, und nicht in untätigem Hinüberstarren nach dem Reich verharren dürfe. Aber wie sollte man es anfangen? Das nächstliegende war, einen Zweigverein des Nationalvereins zu

¹ Konzept zu einer Tischrede im Nachlaß.

² Vergl. Hagenah: „1863“. Ztschr. f. schleswig-holsteinische Geschichte. Bd. 56. S. 283 ff.

gründen. Aber noch ein Jahr verstrich mit Vorbereitungen, mit stiller Werbung von Mund zu Mund, ehe man zu einer Gründungsversammlung einladen konnte. Die Fäden mußten über die Grenzen des Kieler Reichbildes hinaus gesponnen werden. Da taten Ahlmanns Beziehungen aus früheren Jahren und der Gegenwart gute Dienste. Studienfreunde, wie Ludwig Mehn, politische wie Wiggers-Mendsburg, Dr. Christiani-Brunsbüttel und Advokat Hedde-Segeberg, Geschäftsfreunde wie H. W. Bokelmann-Methwischhöhe konnte er mit heranzuführen. — Auf den 13. 1. 1861 war die Gründungsversammlung angesetzt, in Kiel. Der Kieler Umschlag wird von nun an der Termin, an dem neben den Männern der Wirtschaft auch die Politiker des Landes sich ein Stelldichein zu geben pflegen. Verschiedentlich nach diesem ersten Mal gehen vom Kieler Umschlag Antriebe zu politischen Handeln aus¹, werden dort Formulierungen neuerreichter Zustände gefunden.

Am jenem Tage, dem 13. Januar 1861, tritt Ahlmann seit der Erhebungszeit zum ersten Male wieder auf die politische Bühne, und zwar schlägt er gleich jetzt den Ton an, der bezeichnend geworden ist für seinen Einsatz in das politische Spiel der kommenden Zeit und auch für die Haltung der Schleswig-Holsteiner überhaupt; einen Ton, der absolut neu ist und in dem Konzert der Stimmen von 1848 überhaupt nicht gehört wurde: Ahlmann forderte², daß das augustenburgische Erbrecht als ein wesentlicher Bestandteil des holsteinischen³ Nationalvereinsprogramms mit aufgenommen würde. So neu war diese Ansicht damals, daß er mit ihr ganz allein blieb. Es entwickelte sich in der Versammlung ein Wortgefecht zwischen ihm und Theodor Lehmann, bei dem die große Menge der ca. 100 Versammelten ein des Urteils ziemlich entbehrendes Publikum bildete. Lehmann warnte davor, die sonnenklare Frage des Verfassungsrechts mit der zweifelhaften des Erbrechts zu verquicken. Als Ahlmann sah, daß ihm niemand beipflichtete, zog er seinen Antrag zurück.

¹ Schon 1818 war das einmal der Fall gewesen. Vergl. Richter: „Aus der schlesw.-holst. Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte.“ Zeitschr. für schlesw.-holst. Gesch. Bd. 58. S. 457.

² Chr. v. Tiedemann: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen. Leipzig 1905. S. 222.

³ Die Schleswiger mit einzubeziehen war infolge der politischen Verhältnisse unmöglich.

Ob Lehmann damals wirklich schon, wie seine Freunde später behauptet haben¹, die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen ins Auge gefaßt hatte und aus diesem Grunde dem Ahlmannschen Antrage entgegengetreten ist, bleibe dahingestellt. Vielleicht trennte das die Freunde nicht so sehr. Auch nicht das andere, daß Lehmann nicht viel für die Augustenburger übrig hatte. Das hatte Ahlmann auch nicht. Der Unterschied lag darin, daß sie die Lebensnotwendigkeiten des Landes verschieden beurteilten, je nach ihren Anlagen. An den späteren Ereignissen gemessen, hatten sie ja beide Recht und beide Unrecht. Und da ist es bezeichnend für sie, daß die Möglichkeiten der Befreiung des Landes von Dänemark für die nächsten Jahre von Ahlmann richtig, von Lehmann absolut falsch beurteilt wurden, daß dann aber die Ereignisse Lehmann recht gegeben haben.

Lehmann schaute über die nächstliegende Zeit hinweg ein fernes Ziel und wollte darauf losgehen, ohne auf seine Füße zu achten. Dies mit dem inneren Auge gesehene Ziel gab ihm den frohen Mut zum deutschen Geschick, der ihn im Gegensatz zu 1848 jetzt auszeichnete. Es ist, als ob er mit irgend einem, den anderen Menschen nicht gegebenen Sinne die Existenz des Mannes fühlt, der damals auf die entscheidende Stelle trat, und auf den seine Politik allein zugeschnitten ist, obgleich er von jenem nichts wissen konnte. Der Bewegung von 1848 hatte er mit einer unverkennbaren Reserve gegenüberstanden, die seltsam gegen die Begeisterung seiner Freunde abstach; die man freilich bei dem hypochondrischen Heidelberger Studenten von 1845 nicht so verwunderlich finden wird. Er merkte damals selbst, daß seine Stellungnahme vielen als Mörgelei erscheinen mußte und konnte sie doch nicht ändern. Zu der sieges sichereren Begeisterung seines Freundes Ahlmann konnte er damals mit dem besten Willen keinen Grund sehen. Es fehlte ihm keineswegs an Sinn für hohe und ideale Ziele; aber er sah durch die Bewegung von 1848 an zu vielen Stellen einen, wenn auch gut gemeinten, Dilettantismus schimmern. Jetzt, 1861, fühlte er mit dem Instinkt des Politikers, daß der Dilettantismus realeren Kräften Platz gemacht hat. Jetzt ist er der Siegesgewisse und Ahlmann der Vorsichtige, Mißtrauische geworden.

Dieser hatte aus der Erhebung und ihrem Ausgang die Lehre gezogen, daß, wenn die schleswig-holsteinische Frage auch nur im

¹ Siehe: Hagenah „1863“ a. a. O. S. 289.

Rahmen der deutschen endgiltig gelöst werden könne, die Schleswig-Holsteiner die Durchführung ihrer besonderen Sache nicht der allgemeinen deutschen Bewegung überlassen dürften. Wenn er aber durchdachte, wie die Dinge verlaufen würden, wenn die Schleswig-Holsteiner ihre Sache selbst in die Hand nähmen, dann kam er immer wieder auf den Zeitpunkt, wo der Oldenburger Mannsstamm ausstarb. In der Situation, die dann eintreten mußte, war die Begeisterung und Entrüstung des Bierzig-Millionen-Volkes vermutlich ebenso viel und so wenig wert, wie 1848. Lehmann und sein Gesinnungsgenosse, der Advokat Römer, hofften auf Preußen. Nicht auf das Preußen von Olmütz, sondern auf ein Preußen, das es noch nicht gab, das eine Vision ihnen zeigte. Ein Zukunftsbild, das den Besten seit Pfizer vorgeschwebt: Preußen als Vorkämpfer deutscher Einheit und Stärke. Lehmann brachte im weiteren Verlaufe jenes 13. Januar's einen Trinkspruch aus auf *W i l h e l m d e n E r o b e r e r*: das war Zukunftsmusik, aber war es noch Politik? — Das Bild Pfizers stieg vor ihm auf. — Ahlmann dachte zurück an die Dachstube, vier Treppen hoch. Aber war Pfizer ein Politiker gewesen? Oder ein Poet? Als der nüchterne Rechner, der Ahlmann trotz all seiner Begeisterungsfähigkeit immer blieb, bezweifelte er, daß Lehmann und Römer sich über die Einzelheiten künftiger Möglichkeiten klar geworden seien. Nach seiner Meinung mußte im entscheidenden Augenblick ein *T h r o n k a n d i d a t* vorhanden sein, der den leeren Platz der Oldenburger einnahm, ehe der von den europäischen Mächten als Erbe bestimmte Glücksburger Prinz sich auf dem Throne festsetzte.

So kommt es, daß Ahlmann bei seinem ersten politischen Auftreten im Jahre 1861 in demselben Saale¹, in dem er vor 13 Jahren, in den Wochen vor dem 24. März, dem Bürgerverein so oft die Richtigkeit und Notwendigkeit der unitarischen deutschen Republik auseinandergesetzt hatte, jetzt für einen Kleinstaat eintritt. Und seine Beweggründe sind typisch für die Schleswig-Holsteiner jener Zeit, die ja zwei Jahre später seiner ihnen jetzt noch fern liegenden Ansicht mit einer Einmütigkeit zufielen, die beispiellos ist. Persönliche Gründe — das darf gleich hier gesagt werden — sind für Ahlmann nicht maßgebend gewesen. Er hatte damals zu der herzoglichen oder der erbprinziplichen Familie keinerlei Beziehungen, obgleich sein Vater, wie wir sahen, mit den herzoglichen

¹ In der Harmonie.

Beamten, auch mit dem Herzoge Christian August selbst, Fühlung gehabt hatte. Dem Sohne verboten seine politischen Ansichten jede Anknüpfung mit dem alten Herzog. Sie standen sich noch ebenso fern, wie 1848, als sie sich in Eckernförde als Wahlkandidaten gegenüberstanden. Und wenn Ahlmann jetzt anregte, daß die augustinburgischen Fürsten auf den Thron des Landes gerufen werden müßten, so dachte er an den Sohn Christian Augusts, den Erbprinzen Friedrich, von dem man wenigstens nicht gehört hatte, daß er so schroff aristokratische Gesinnung hege, wie sein Vater. Näheres von ihm erfuhr Ahlmann erst durch Samwer, den er im Sommer 1861 aufsuchte. Er bedauerte Samwer gegenüber, daß man in den Herzogtümern den Erbprinzen garnicht kenne und meinte, ob es nicht möglich sei, daß der Fürst manchmal in Hamburg mit Schleswig-Holsteinern zusammenträfe¹.

Die Hintwendung Ahlmanns an den Erbprinzen ist ohne sichtbaren Erfolg geblieben. Dagegen blieb die Gründung des Nationalvereins nicht ohne Nachwirkung. Ein frischer Wind scheint von da an durch das politische Leben des Landes zu gehen. Am Anfang des Jahres steht eine — von Steindorff verfaßte — kühne und eindringliche Adresse an die Stände², die auf der Gründungsversammlung des Nationalvereins beschlossen worden war; ohne die erfolgte Gründung des Nationalvereins wäre Lehmanns Stellung in der Ständeversammlung kaum so stark gewesen, wie sie es war. Ein weiteres deutliches Anzeichen einer veränderten Zeit aber war die Gründung des *M o n t a g s k r ä n z e n s*.

Von 1861 bis 1863 versammelte sich eine größere Anzahl tiefer Bürger in den Wintermonaten regelmäßig an jedem 2. Montag in Fleischmanns Hotel (Brandt), in der „Bierquelle“, gelegentlich auch anderswo, um Gegenstände von öffentlichem Interesse zu besprechen. Es handelte sich um keinen formellen und geschlossenen Verein, sondern die Teilnehmer wurden von Mal zu Mal durch

¹ Samwer an den Erbprinzen. 1861. Nach einer Abschrift des Herrn Dr. Boyfen. Ganz entsprechend dieser Anregung Ahlmanns ist später, 1863, die Verbindung zwischen dem Erbprinzen und dem Lande ausgenommen worden. Siehe unten S. 202. — Es ist übrigens bemerkenswert, daß Samwer dem Erbprinzen von Ahlmann als einem Fremden spricht. Es bestanden also damals noch keinerlei Beziehungen zwischen den beiden Männern.

² Im Nachlaß Ahlmanns. Abgedruckt: Zeitschr. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. 56. S. 367.

Boten eingeladen. Diese „Montagsversammlungen“ waren ganz und gar Ahlmanns Werk, wenigstens in der nachherigen Ausnutzung; der Name aber erinnert stark an die Freitagskränzchen, an denen Ahlmann in jungen Jahren in Hamburg teilgenommen hatte. Die Vermutung ist daher nicht so fern liegend, daß er auch an der Gründung hervorragend beteiligt gewesen ist; obgleich die ersten Einladungen¹ nicht wie alle späteren, von Ahlmann, sondern von dem Advokaten Nitzsch ergingen. So wären die Freitagskränzchen der 40er Jahre das Vorbild zu den Montagsversammlungen gewesen, mit denen sie das Ziel gemeinsam hatten, in einer Zeit, in der die Gesellschaft von Zwang und Apathie geprägt erscheint — wenigstens, was das Politische angeht — politische Bildung zu verbreiten, und zwar in der Richtung auf den politischen Liberalismus.

Ahlmann hat mit diesen Montagsversammlungen bewußt die Tätigkeit eingeleitet, die er in den nächsten Jahrzehnten so unermüdet und mit so unleugbarem Erfolge durchgeführt hat: das innerpolitische Leben in den Herzogtümern zu beleben und zu organisieren. In dieser Zeit erst reifen die Anlagen, die wir schon an dem Studenten beobachten konnten, die 1848 in der Politik sich nicht durchsetzen konnten: sein Organisationstalent. Es war ihm gegeben, die große Linie zu sehen und doch die Notwendigkeit der kleinen Schritte und Handgriffe zu empfinden, und als drittes, die Ausdauer und Arbeitskraft zu besitzen, die nötig sind, um diese Schritte und Griffe auch zu tun.

Das Gepräge Ahlmannschen Geistes, das die Montagskränzchen tragen, wird besonders deutlich, wenn man sie neben die fast gleichzeitig mit ihnen ins Leben getretenen Versammlungen der „Brüder an der Schlei“ hält, die von 1859 an in Schleswig tagten². Die „Brüder an der Schlei“ — ein fideler Stammtisch — die Montagsversammlungen ein nüchtern-ernster Debattierklub! Gewiß war in Schleswig unter der Fürsorge der dänischen Polizeigesetzgebung im allgemeinen und der des Polizeimeisters Jørgensen im besonderen politisches Debattieren auch im engeren Kreise unmöglich, während in Holstein die Zügel erheblich länger gehalten wurden; aber in Kiel andererseits wäre ein Stammtisch

¹ Akten des Montagskränzchens im Nachlaß Ahlmanns.

² E. N. Schnittger: „Erinnerungen eines alten Schleswigers.“ Schleswig 1904.

nicht unmöglich gewesen — so wenig wie in irgend einer anderen deutschen Stadt zu dieser oder irgend einer anderen Zeit. Aber für Ahlmann waren Bier und Gefühl in der Politik durchaus entscheidend.

Ob ein bewußter Zusammenhang zwischen den „Brüdern der Schlei“ und der Montagsversammlung bestanden hat, ist ungewiß und nicht sehr wahrscheinlich. Dagegen arbeitete Ahlmann im Einvernehmen mit Theodor Lehmann, wenn auch dieser nicht, wie Graf Louis Reventlow und andere seiner politischen Freunde, in den Listen des Montagskränzchens erscheint. In den Verhandlungen des Montagskränzchens schwingt jener Ton mit, den Lehmann in der Isehoer Kammer anschlägt.

Gewiß war ursprünglich R o m m u n a l politik der Zweck der Zusammenkünfte gewesen, und Kieler Gemeindeangelegenheiten nehmen während dreier Jahre ihres Bestehens einen breiten Raum in ihren Verhandlungen ein¹. Aber neben kommunalen Themen, wie Entwurf einer Bauordnung für Kiel u. a., wird doch schon im ersten Vierteljahr 1861 ein Dreierausschuß „in Sachen des Nationalvereins“ erwählt, und am 25. März steht neben „Nachrichten aus Isehoe“ auf der Tagesordnung: „Die Propaganda der nationalen Idee“. Im August beschäftigt man sich mit der Tagesordnung der nach Heidelberg einberufenen außerordentlichen Versammlung des Nationalvereins. Ueberhaupt ist es schwer zu sagen, wie dieses Montagskränzchen sich organisatorisch zum Nationalverein verhält. Im September des Jahres 1862 wird als Zweck der Zusammenkünfte ausdrücklich hingestellt: „Die Besprechung öffentlicher, vornehmlich kommunaler Angelegenheiten“. Tatsächlich herrschten im zweiten Jahre unter den verhandelten Gegenständen die Kieler Gemeindeangelegenheiten vor. Indessen waren damals die Stände nicht versammelt. Neben den nationalen Zielen des Nationalvereins verfolgte Ahlmann mit dem Montagskränzchen aber noch ein anderes Ziel. Im Anfang der Winterseason 1861 hielt er zur Eröffnung der Winterarbeit eine Rede, die zeigte, worauf er hinaus wollte. „Im vorigen Winter,“ sagte er, „hatten wir uns in ungebundener Form zusammengefunden. Diese Art der Vereinigung mag als Einleitung ihren Wert gehabt haben. Das politische Leben bedarf aber durchaus bestimmt

¹ Akten des Montagskränzchens.

sich bewußt werdender Parteien. Wir würden die liberale Partei constituieren“ . . . Weiterhin sprach er sich dann dahin aus, die Montagsversammlung solle sein „eine Parteiorganisation im liberalen Sinne“¹.

Dienst am liberalen Gedanken, das ist sein Leitstern geblieben durch sein ganzes Leben, seit er zuerst in Hamburg 1839 mit der politischen Welt in Berührung gekommen war. Dem Liberalismus auf allen Gebieten galt sein Streben: in der Politik, der Wirtschaft, der Religion. Gewandelt haben sich bei ihm seit 1848 die Anschauungen über die Staatsform. In einem Briefe aus dem Jahre 1862² sagt er in bezeichnender Abwandlung von Äußerungen, die wir 1848 von ihm als Wahlkandidaten gehört haben: die Republik sei theoretisch die beste Staatsform, in der Praxis aber schwer durchzuführen. Die Änderung seiner Auffassung hat aber seinen Liberalismus nicht abgeschwächt. Seine radikale Denkweise hat er nach wie vor und äußert sie auch mit derselben Freimütigkeit wie früher. Sein politischer Glaube erschöpft sich eben nicht in diesen oder jenen programmatischen Forderungen. Deshalb hat er später im Bezirk seines Einflusses, in Schleswig-Holstein, die Spaltung des Liberalismus zu verhindern gewußt.

Ihm ist der Liberalismus Weltanschauung, in großen, klaren Linien festgelegt. Der Begriff ist bei ihm vorwiegend ethisch gefärbt. Liberal ist ihm das Gute schlechthin. So äußert er sich in seiner oben angeführten Ansprache an das Montagstränzchen: „Entschiedene Förderung des Guten mit allen Mitteln, entschiedene Bekämpfung des Schlechten und Mittelmäßigen; das Allgemeinwohl durch Erkenntnis und Belehrung, durch Presse und Versammlungen zu fördern, muß das Programm der Partei sein . . .“ Und dann fast mit denselben Worten, mit denen der Berliner Student sich über die Politik ausgesprochen, „Die Partei muß die Indifferenten und die Gegner ausscheiden. Indifferentismus ist der Feind des Guten.“

Auch was er über die Verpflichtungen der Mitglieder sagte, waren mehr moralische Vorschriften als sachlich geschäftliche einer politischen Partei: „Sie sollen, was ohne direkten Wider-

¹ Konzept bei den Akten des Montagstränzchens.

² An D. B. Adler. 9. 4. 1862.

spruch der Beteiligten als die Ansicht der Partei festgestellt wird, auch öffentlich vertreten, überhaupt für die Ideen und Ziele der Partei zu fechten und zu wirken suchen.“ — —

Ohne daß äußerlich infolge dieser Programmrede die Tätigkeit der Montagsversammlung einen parteimäßig-politischen Zug annahm, erfüllten sich ihre Verhandlungen, wenn sie auch fast ausschließlich dem Kommunalen galten, mehr und mehr mit einem neuen Geiste. Ahlmann hatte starkes Gewicht auf die Schaffung einer politischen Presse gelegt. Er hatte über die allgemeinen Ausführungen der Programmrede hinaus einen eingehenden Plan ausgearbeitet¹, wie nach seiner Ansicht — und er besaß ja immerhin einige Erfahrungen auf diesem Gebiete — eine Zeitung inhaltlich aufgebaut sein müsse. Er blieb aber nicht bei einer theoretischen Erörterung dieser Angelegenheit. Die Versammlung setzte einen *Presseauschuß* ein, wie denn überhaupt der Ernst, mit dem hier gearbeitet wurde, sich in der Einsetzung solcher Ausschüsse äußert.

Man wollte das „Wochenblatt der Gesellschaft Freiwilliger Armenfreunde“ erwerben. Diese Zeitung war damals kein politisches Blatt. Es enthielt sich in viel größerem Maße der Politik, als die politische Lage nötig gemacht haben würde. Als Anzeigenblatt führte es ein, wenn man will, nützliches Dasein. Dies Organ dachte Ahlmann — denn er wird wohl die treibende Kraft gewesen sein — zu einer Zeitung auszubauen, wie die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ eine gewesen war. — Und wie es sich manchmal merkwürdig trifft, gerade in den Wochen, als dieser Zeitungsplan spielte, erhielt er einen Brief aus Rügen von Otto Fock. Fock war damals dabei, seine „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen“ zu schreiben und bat Ahlmann um eine Darstellung der Ereignisse des 24. März². Ahlmann sah darin einen Wink des Schicksals und bot Fock die Leitung des neuen Unternehmens an³. Schon einmal hatte ja ein Brief Focks in einem solchen Augenblicke zu einer Anstellung geführt. Indes war diesmal Fock, der kränkelte, nicht bereit, dem Rufe nach Schleswig-Holstein zu folgen. Da außerdem der Erwerb der Zeitung scheiterte, wurde die ganze Sache gegenstandslos.

¹ Akten des Montagstränzchens.

² O. Fock. 26. 10. 1862.

³ An O. Fock. 1862 o. D.

Der eben erwähnte Presseauschuß des Montagstränzchens steht in einer gewiß nicht zufälligen Parallele zu Bestrebungen, die Theodor Lehmann ebendamals aufnahm. Er bemühte sich, ein Organ für seine Ständepolitik zu gewinnen, Bestrebungen, aus denen dann die „Norddeutschen Grenzboten“ als Organ der nationalen Partei hervorgingen. Ganz offensichtlich sind die Montagssammlungen nur ein Glied in der Kette der neuen nationalen Betätigung in Holstein. Und ob nun das Kränzchen die Ortsgruppe Kiel des Nationalvereins gewesen ist oder nicht, es übernahm doch ganz von selbst nach dem Verbot des letzteren einen Teil seiner Funktionen.

So wurde z. B. die Feier des 100. Geburtstages von Fichte, am 19. Mai 1862, ganz selbstverständlich vom Montagstränzchen veranstaltet. Ein Trinkspruch, den Ahlmann bei dieser Gelegenheit ausbrachte, beleuchtet die politische Situation ebensogut, wie den Geist, der diese Feste erfüllte, wie endlich die Einstellung Ahlmanns: er sprach auf den Nationalverein¹. Von der Schillerfeier 1859 ausgehend, sprach er geradezu aus, daß alle solche Feste nur deshalb solchen Anklang fänden, weil man in ihnen den Ruhm der deutschen Nation feiere. „Kein Gedanke ist so allgemein und ergreift alle Gemüter der Deutschen als der, daß die Nation sich erhebe aus der langen Zersplitterung und dem heillosen Zwiespalt zu einer einigen starken und mächtigen Nation zusammenzuwachsen.“ Dieses Streben sei der Ursprung des Nationalvereins, der vor knapp drei Jahren in Frankfurt gegründet worden sei. Jeder Vaterlandsfreund sollte ihm beitreten. „Freilich hat unsere Regierung,“ so schloß er seinen Trinkspruch, „gegen die Teilnahme an dem Verein ein Verbot erlassen; aber unsere S y m p a t h i e dem Verein zu schenken, ist nicht versagt.“

Wenn auf einer größeren festlichen Veranstaltung ein solches Wort gesprochen werden konnte, ohne daß dem Redner etwas geschah, so bestätigt das unseren auch sonst gewonnenen Eindruck, daß die Holsteiner damals alles denken und sagen durften, was sie nur wollten — nur eins nicht: „Schleswig“ und natürlich erst recht nicht: „Schleswig-Holstein“. Aber das wollten sie nun gerade. Und so ist die Liberalität der dänischen Regierung gegen die Holsteiner eitel verlorene Liebesmüh gewesen.

¹ Konzept im Nachlaß.

In seinem oben erwähnten Briefwechsel mit D. B. Adler hatte Ahlmann garnicht anders können, als die brennende Frage der Zeit zu berühren: das Verhältnis Schleswigs zu Holstein. So sehr war er von der Wichtigkeit seiner und des Landes Sache auch noch jetzt überzeugt, daß er die Gelegenheit einer Korrespondenz mit einem angesehenen Kopenhagener von der nationalliberalen Partei sofort benutzte, um für die Wahrheit zu wirken¹. Er konnte sich jetzt so wenig wie zur Zeit seiner Unterhaltungen mit seinem Freunde J. Gram vorstellen, daß ein Däne bei seinem dänischen Standpunkt verharren könne, wenn man ihm den schleswig-holsteinischen richtig auseinandersetze. Aber er erlebte auch diesmal eine Enttäuschung. „Ueber die Eider gibt es keine Diskussion,“ damit lehnte Adler jede Debatte ab².

Das Wort von der Doppeltheit der Ereignisse bewahrheitete sich einmal wieder: gerade in derselben Zeit (1862) war Ahlmann von ganz anderer Seite auch mit der volkswirtschaftlichen Theorie befaßt worden. Professor Ravit, sein einstiger Fakultätskollege, in jenen Jahren in Lübeck ansässig, hatte ihn um Beiträge für eine von ihm ins Leben gerufene nationalökonomische Zeitschrift gebeten³. Ahlmann lehnte diese Aufforderung zwar ab: seine Zeit sei allzu sehr in Anspruch genommen, als daß er Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten fände⁴. Aber die wiederangeknüpften Beziehungen zu seinem alten Fachkollegen führten zu einem anderen Ergebnis: zur Aufrichtung einer volkswirtschaftlichen Gesellschaft für Norddeutschland, als Zweig des deutschen Vereins.

Es war ja noch immer die Zeit der wissenschaftlichen „Tage“ mit nationalem Einschlag. Wie die anderen Wissenschaften fühlte sich die junge Nationalökonomie erst recht berufen, durch die Förderung ihrer fachlichen Belange auf gemeindeutschen Tagungen die Einigung der Nation mit herbeiführen zu helfen. — In demselben Sinne betonte auch Ravit auf der Gründungsversammlung der norddeutschen Gesellschaft, es sei eine Unmöglichkeit, sich in den Verhandlungen von dem fern zu halten, was die Seele der Nation bewege. Er wünschte, die Beratungen möchten den Partikularismus beseitigen und die deutsche Einheit näher führen hel-

¹ An D. B. Adler. 9. 4. 62.

² D. B. Adler. 12. 4. 62.

³ Ravit. 1862.

⁴ Ahlmann an Ravit. 1862.

fen¹. Gleichzeitig mit jener Tagung fand in Lübeck, gleichfalls von Ravit einberufen, ein Treffen der schleswig-holsteinischen und mecklenburgischen Nationalvereinsmitglieder statt. Ahlmann hatte für beide Veranstaltungen die Werbung in Schleswig-Holstein übernommen². Außer Spethmann-Riel veranlaßte er besonders seinen Freund Dr. L. Mehn in Uetersen, die Aufforderung zur Gründung mit zu unterzeichnen. Ferner arbeitete er brieflich an dem Entwurf der Satzungen mit, die für die Tagung vorbereitet wurden³. — Auf der Gründungsversammlung lenkte die Debatte im Anschluß an einen Vortrag Ravits sich auch auf das Problem Freihandel oder Zollschutz. Ahlmann sprach sich nicht grundsätzlich über diese Frage aus wie in dem Brief an Adler. Dagegen gab ihm die Aussprache Gelegenheit, seine Überzeugung auszusprechen, daß die politische Einigung des gesamten Deutschlands nur eine Frage der Zeit sei, und diese werde die wirtschaftliche Einigung nach sich ziehen⁴.

Die nationale Begeisterung, die alle beseelte, durfte doch am Zügel der wirtschaftlichen Erwägung keine allzu großen Sprünge machen. Selbst Ravit, der doch die nationale Bedeutung der wirtschaftlichen Dinge für die nationale Sache zu würdigen verstand, konnte den für die Schleswig-Holsteiner so gefährlichen Gedanken vertreten, man möge die Aufrichtung der Zollschranke an der Eider dazu benutzen, die Zollgrenze an der *E l b e* zu *F a l l* zu bringen. Das hieß aber, die Geschäfte der Eiderdänen besorgen, Holstein von Schleswig zu lösen. Den „ostensiblen“ Grund könne die Tatsache abgeben, daß Holstein als selbständiges Zollgebiet zu klein sei⁵. Angesichts dieser Stimmungslage wird Mehns Sarkastische Ablehnung der Kompetenz der Versammlung verständlich, und ebenso Ahlmanns in der Debatte gezeigte Zurückhaltung in Bezug auf das Freihandelsproblem. Daß er kein Anhänger des Freihandels sei, ließ er nur ganz vorsichtig durchblicken. Von Schleswig wird nicht gesprochen. Wenn Ravit von dem sicher

¹ Protokollarischer Bericht über die erste Versammlung der volkswirtschaftlichen Gesellschaft für Norddeutschland. Lübeck 1862. S. 7.

² An Ravit. 30. 6. 62.
Ludwig Mehn. 8. 7. 62.

³ Ravit. 16. 10. 62.

⁴ Protokollarischer Bericht. S. 54.

⁵ Ravit. 19. 6. 63.

kommenden deutschen Reiche spricht, denkt er sich die Grenze offenbar an der Eider¹.

Dem heutigen Leser jenes Verhandlungsberichts scheint es erschreckend deutlich zu sein, daß um 1860 Schleswig im Begriff war, dem Gesichtskreis auch der nicht allzu fern wohnenden Deutschen zu entschwinden, trotz einem „Schmerzensschrei von der Eider“², und daß es die höchste Zeit war, wenn eine Wandlung im deutschen Sinne noch durchgeführt werden sollte. Daß sie so kurz vor der Tür stand, dachte von den am 3. November in Lübeck Versammelten gewiß kaum einer. Man trennte sich mit der festen Absicht, die neugegründete Gesellschaft durch tätige Mitarbeit weiterhin lebendig zu machen. Ahlmann insbesondere, mit seiner Überzeugung von der praktischen Auswirkung theoretischer Grundlegung, hegte Pläne zur Nuzbarmachung der neuen Einrichtung für sein Streben, den wirtschaftlichen Fortschritt seines Heimatlandes zu unterstützen. Er hat wirklich auch eine Tagung der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft“ in Kiel zuwege gebracht — aber erst 1869. Eine volkswirtschaftliche Versammlung in Neumünster für den Sommer 1863 war zwar geplant, scheint aber nicht zustande gekommen zu sein³. Denn sehr bald sollten er und das ganze Holstenland in einen solchen Wirbel großen politischen Geschehens hineingerissen werden, daß zu anderem Tun und Denken weder Zeit noch Besinnung blieb.

XIII.

Die nationale Erhebung.

Als Theodor Lehmann im Sommer 1863 ganz jäh aus dem Leben schied, war das ein sehr schwerer Verlust für die nationale Bewegung, d. h. für das Land überhaupt; das empfand sehr schwer auch Ahlmann⁴, der zudem in dem Dahingeshiedenen den lang-

¹ Protokollarischer Bericht. S. 41 f.

² Moritz Busch: „Der Schmerzensschrei von der Eider“. 1860.

³ Programm Ahlmanns für die Tagung am 1. 6. 63. Ahlmann an Klügmann. 16. 5. 63.

⁴ An Johannes Lehmann. 10. 8. 1863.

jährigen Freund betrauerte. Noch viel mehr wäre ihm der Verlust, den die gute Sache erlitten, zum Bewußtsein gekommen, hätte er gewußt, wie nahe das Land an der entscheidenden Wende seines Geschickes stand.

Daß Herr von Bismarck als preußischer Ministerpräsident diese Wendung herbeiführen könne, dachte er keinen Augenblick; Otto Fock hätte ihn nicht erst vor dem Junker zu warnen brauchen¹! Die Sache der preußischen Kammermehrheit war ihm die Sache des Liberalismus überhaupt und damit die seine. Was er von seinen Freunden im preußischen Landtag erfuhr, Carl Lorenzen oder Hermann Dahlmann, gestattete ihm wirklich nicht, Bismarck außenpolitisch höher einzuschätzen, als die ostelbischen Junker überhaupt. Von Deutschland war kaum Hilfe zu erwarten. — Die eigene Kraft mußte es diesmal machen! Immer mehr verstärkte sich in ihm diese Ueberzeugung. Der Tod Theodor Lehmanns durfte keinen Stillstand im Angriff herbeiführen. Da mußten sie, die anderen, eben in die Bresche springen. Die Ständeversammlung, die im neuen Jahr eröffnet wurde, mußte gegen die vorige Session einen Fortschritt bringen. Ihn vorzubereiten, setzte Ahlmann, gewiß im Einverständnis mit Reventlow und den anderen Freunden, am 18. 12. 62 auf die Tagesordnung der Montagsversammlung das Thema: „Das letzte Stadium der politischen Verhandlungen in unserer Verfassungsangelegenheit“. Damit war der Auftakt zur Aktion des Jahres 1863 gegeben, die geradezu überleitet in die Ereignisse von 1864. An dieser Vorbereitung des Jahres 1864 hat Ahlmann einen wesentlichen Anteil gehabt². Die Rolle des leitenden Führers freilich überließ er auch jetzt noch anderen: dem Grafen Ludwig Reventlow und dem Advokaten August Römer. Der Vorwurf des übertriebenen Ehrgeizes, der ihm gelegentlich von gegnerischen Zeitgenossen gemacht worden ist, scheint wenig berechtigt. Seine eigene Meinung freilich ließ er sich nicht nehmen und verzichtete auch keineswegs darauf, sie durchzusetzen. Er setzte seine Ehre und seine Freude darin, etwas zu leisten und zu wirken. Öffentlicher Anerkennung, wenn sie ihm verdienstermaßen entgegengebracht wurde, freute er

¹ O. Fock. 9. 12. 62.

² Akten des Montagstränzchens.

³ Vergleiche zu diesem Kapitel den Aufsatz des Verfassers: „1863. Die nationale Erhebung in Schleswig-Holstein.“ Ztschr. f. schl.-holst. Gesch. Bd. 56.

sich, aber sie war ihm nicht Selbstzweck. Nach einem von außen sichtbaren Platz in den Reihen der Kämpfer verlangte ihn gar nicht so sehr.

So ist es oft schwer, den Anteil festzustellen, den er neben und vor seiner technischen Mitarbeit an der Planlegung und Leitung der einzelnen Unternehmungen der schleswig-holsteinischen Politik der Zeit gehabt hat. Lediglich z. B. einer Kassennotiz auf den Einladungen zum Montagstagskränzchen verdanken wir die Kenntnis des Umstandes, daß die Adressaktion vom Januar 1863¹, mit der die nationale Bewegung des Jahres einleitete, von Ahlmanns Montagversammlung ausging und, finanziell wenigstens, getragen wurde. Der Gedanke, durch eine Adresse die Stände aufzurütteln, zugleich aber die große Masse der die Adresse Unterzeichnenden in Bewegung zu setzen, entspricht der Auffassung Ahlmanns mehr als der eines der anderen Führer, so daß die Unternehmung sehr wahrscheinlich auch der *Initiative* Ahlmanns zuzuschreiben ist. Jedenfalls hat er einen Entwurf für die Fassung der Adresse geliefert, der indessen nicht ausgeführt wurde, sei es, daß die Fassung Römers ihrer prägnanten Form wegen den Vorzug erhielt, sei es, daß die entschiedene Ausdrucksweise, mit der Ahlmann, der geborene Nordschleswiger, die Verbindung Schleswigs mit Holstein betonte, den Übrigen zu kühn erschien.

Auf einer Versammlung im Kieler Umschlag wurde die Adresse beschlossen.

Die Wochen nach der Versammlung vergingen in eifriger Werbe- und Sammelarbeit. Gespannt beobachtete Ahlmann in dieser Zeit mit den Kieler Freunden die Entwicklung der Stände-verhandlungen in Ibehoe, in der seine politischen Freunde gegen den rechten Flügel einen zähen Kampf zu führen hatten, wenn auch von keiner der beiden Parteien — diesen Ausdruck kann man wohl schon gebrauchen — die Plattform des gemeinsamen Kampfes gegen die dänische Regierung verlassen wurde.

Es war wieder eine Zeit gekommen, die die Dinge reifen ließ, das fühlte jeder. Nun fehlte Theodor Lehmann. Gustav Rendtorff konnte ihn nicht ersetzen. Aber trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen, war die Debatte hocherfreulich, die sich in der Stände-versammlung an die von Blome eingebrachte Vorlage einer

¹ Entwürfe im Nachlaß Ahlmanns. Akten der nationalen Bewegung.

Adresse an den König angeschlossen. Die „Nationalen“ konnten gegenüber der von Scheel-Blessen und Blome und danach auch von Meinde geführten Mehrheit ihren Standpunkt behaupten, der sich, wenn auch die ganze Versammlung sich einig war in der Ablehnung der Kopenhagener Politik, doch wesentlich von dem der Mehrheit unterschied: sie betonten das deutsche Nationalbewußtsein als Motiv ihrer Opposition. (In der Hervorhebung der Forderung auf *E i n h e i t S c h l e s w i g - H o l s t e i n s* konnten die Männer um Blome nicht übertroffen werden.) Das Land hörte hoch auf bei den nationaldeutsche Begeisterung und Zuversicht atmenden Reden von Wiggers, Mendtorff und anderen. Und daß die Petition, die in der Kieler Umschlagsversammlung beschlossen war, glatt angenommen wurde, war gewiß ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Bewegung und Erregung erfüllten in steigendem Maße die Gemüter. Und als die Kopenhagener Regierung im Frühjahr 1863 zu dem entscheidenden Schlage gegen die Zusammengehörigkeit der beiden Herzogtümer ausholte, ging es wie ein Dröhnen durch das Gebäude der dänischen Monarchie: den einen erschien das Reskript vom 31. März als der grundlegende Hammerschlag zum Neubau eines dänischen Nationalstaates, den andern als der zerstörende Streich nicht nur auf den Bestand des Gesamtstaates, wie es gemeint war, sondern auf die Verbindung Schleswigs mit Holstein. Es bestimmte, daß hinfür Holstein aus dem Verbands Dänemark-Schleswig ausgeschieden werden solle — ein anderer Ausdruck für die Tatsache der Einverleibung Schleswigs.

Ahlmann war es sofort klar, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo das Land sich rühren müsse. Nun war es gut, daß man in dem Montagskränzchen einen Sammelpunkt hatte. Die Getreuen in Kiel kamen zusammen: die Advokaten Graf Reventlow, Nitzsch, Spethmann, der Arzt Dr. Steindorff, der Kaufmann Chr. Kruse und Ahlmann. Bald war man sich einig, was geschehen müsse. Eine Art Notabelnversammlung aus beiden Herzogtümern wollte man zusammenrufen. Das sollte die Antwort auf die Loslösung Schleswigs von Holstein sein, daß zum ersten Male seit 1851 die Holsteiner den Schleswigern die Hand reichten zu gemeinsamem Raten in der Landessache. Man blieb deshalb auch für die Vorbereitungen nicht dabei stehen, die Sache im Schoße der Montagsversammlung zu erledigen. Römer-Elmsborn,

J. Wallichs-Neumünster und Chr. Rabe-Itzehoe wurden mit hinzugezogen, um die Einladung mit zu beraten und zu unterzeichnen.

Die Schriftführung der nationalen Bewegung geht jetzt — selbstverständlich, könnte man sagen — gänzlich auf Ahlmann über. Er entwirft das Einladungsschreiben¹. In den einleitenden Worten drückt sich seine sittliche Empörung über die Gewalttätigkeit des dänischen Regiments aus, an die man sich schon fast zu gewöhnen beginne. Das dürfe aber nicht geschehen. Aufrütteln zur Selbstbefinnung war der Zweck der Veranstaltung und vorerst des Einladungsschreibens. Das aber auszusprechen, hielten Reventlow und Steindorff nicht für klug, und so fiel der einleitende Satz weg.

Nach der Einladung wollte das Komitee für die Versammlung die nötigen Unterlagen ausarbeiten. Diese beschränkten sich indessen auf eine Entschliebung, die drei Sätze umfaßte, deren wichtigster die Großmächte Preußen und Osterreich aufforderte, sich vom Londoner Protokoll loszusagen. Außerdem enthielt die Entschliebung ein Bekenntnis zum schleswig-holsteinischen Staat. Wenn dies sich in die Form kleidete, daß man sich auf das Staatsgrundgesetz vom 15. September 1848 berief, so ist hier gewiß Ahlmanns Einfluß zu spüren. Nicht allein, daß er neben Steindorff der einzige in dem Ausschuß war, der bei der Entstehung jener Verfassungsurkunde mitgewirkt hatte; gerade für ihn stellte eine liberale Staats- und Regierungsreform eine wesentliche, ja, unentbehrliche Bedingung dar, daß man von einem Staate überhaupt reden konnte. Davon abgesehen konnte aber auch jemand, der wie Reventlow und Römer nicht von der allgemeinen Geltung der liberalen Doktrin überzeugt war, doch der Erwähnung jener Urkunde zustimmen, weil sie ein sichtbarer Ausdruck der schleswig-holsteinischen *E i n h e i t* war. —

Aber mit der Feststellung der Resolution allein war es nicht getan; da war zu viel zu regeln, zu korrespondieren, zu überdenken, damit die Versammlung auch technisch gelinge.

Nachdem alles geordnet war, blieb noch eins. Nach dem Beschluß des Ausschusses sollte die Versammlung in Elmshorn erst den Auftakt bilden zu einem Sturm von Adressen und Protesten

¹ Im Nachlaß.

im ganzen Lande. Zwei Tage vor dem Termin der Elmshorner Versammlung berief Ahlmann darum das Montagskränzchen, um für Kiel die Vorbereitung für eine Protestversammlung zu treffen. Gleich am Tage nach der Versammlung in Elmshorn, damit nicht erst ein Verbot dazwischen käme, sollte die Versammlung in Kiel stattfinden. Ahlmann bereitete auch eine Ansprache vor, die er in der „Börse“ halten wollte¹. — Inzwischen liefen die Antwortschreiben auf die von Ahlmann abgesandten Einladungsschreiben in Menge ein. Der Besuch aus Holstein schien gut zu werden. Aus Schleswig war nicht viel zu erwarten. Die Stände-
deputierten unter den Eingeladenen lehnten ab, weil sie ihren Sitz in der Flensburger Kammer nicht aufs Spiel setzen wollten; in diesem Sinne schrieb auch Ahlmanns Schwiegervater².

Wirklich wurde die Versammlung in Elmshorn verboten, ehe noch die Kieler angekommen waren. Ein Telegramm des Advokaten Johannsen-Neumünster³ unterrichtete Ahlmann davon. Verabredetermaßen fuhren die Besucher vom Norden nun gleich weiter und trafen sich in Hamburg mit den aus Elmshorn kommenden. Auf St. Pauli, in der sogenannten London Tavern⁴, fand die Versammlung statt.

Römer führte den Vorsitz, Ahlmann war Protokollführer. In der Debatte hielt dieser sich sehr zurück, auch als sie sich dem Thema „Preussischer Liberalismus und die nationale Idee“ zuwandte, obgleich Ahlmann hier doch höchlichst interessiert war und die von mancher Seite an der Haltung der preussischen Fortschrittspartei geübte Kritik seinen Widerspruch herausfordern mußte. Aber er war sich darüber klar, daß es in diesem Augenblicke darauf ankomme, daß man eine geschlossene Front der Bürgerlich-Nationalen erhalte.

Die Versammlung war ein schöner Erfolg. Eine prächtige Stimmung, wenn man mit der Vergangenheit der letzten Jahre verglich, befeelte die Versammelten. Die Lethargie schien abgeschüttelt, und vor allem waren die Schleswiger aus der Vereinzelung herausgezogen, in die sie durch die niederschlagende Wirkung der Niederlage und die planmäßigen Absonderungs-

¹ Konzept im Nachlaß. Akten zur Versammlung vom 20. 4. 63.

² Akten zur Versammlung vom 20. 4. 63.

³ So wird das Lokal bei Liedemann genannt. In den Akten in Ahlmanns Nachlaß heißt es stets: „Wiepels Hotel“.

bestrebungen der dänischen Politik gedrängt worden waren. In dieser Beziehung trug die sich an die offizielle Tagung anschließende Unterhaltung im geselligen Kreise noch ebenso viel aus wie diese. Denn es war hinterher noch eine ganze Reihe Schleswiger gekommen. Die Wirkung der Resolution selbst sollte sich erst auswirken, wenn sie in den nächsten Tagen tausendfach im Lande wiederhallte. Dann mußte, was der Zweck der Veranstaltung in dieser Beziehung war, die Aufmerksamkeit der deutschen, ja auch der europäischen Öffentlichkeit auf die Vorgänge im Lande gelenkt werden, und darauf kam im Augenblick alles an. Denn in den Beziehungen der Völker zueinander und zwischen Völkern und Fürsten galt noch mehr als im Leben des Einzelnen das Wort: Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.

Am nächsten Tage stand Ahlmann in Kiel in der „Börse“ und vertrat vor überfülltem Saale die drei Resolutionen von „London Tavern“. Auch hier wieder ein voller Erfolg! Die Sache ließ sich trefflich an. Aber dann stockte die Bewegung. Während in Ahlmanns Büro noch der Bericht über die Versammlung in St. Pauli und die Aufforderung zu ähnlichen Protestversammlungen vervielfältigt wurden, war die dänische *B e h ö r d e* schon tätig. Von Blön aus, wo die auf Grund des Reskripts vom 31. März gebildete Sonderregierung für Holstein ihren Sitz aufgeschlagen hatte, erging strenge Weisung an die untergeordneten Behörden, die Verbreitung der Resolutionen vom 20. April und erst recht Versammlungen in dieser Angelegenheit zu verbieten und zu verhindern. Von einem Adressensturm war keine Rede. Es hätten schon überall die Vorbereitungen so zeitig getroffen sein müssen, wie es dank der Umsicht Ahlmanns in Kiel der Fall war, wenn etwas danach hätte kommen sollen. So aber blieb die Versammlung in der Börse in Kiel so ziemlich die einzige ihrer Art.

Die Aktion des 20. April war, wenn man sie als einen Vorstoß der Schleswig-Holsteiner ansieht, ein Mißerfolg gewesen. Es ist aber die Frage, ob man recht hat, sie so zu betrachten. Sie war doch eigentlich eine Abwehr des dänischen Angriffs vom 31. März, und als solche war ihr der Erfolg beschieden, daß die Politik der Kopenhagener durchkreuzt war, die gehofft hatten, daß ihr Schlag gegen die Zusammengehörigkeit der Herzogtümer

¹ Protokoll der Versammlung im Nachlaß.

wenigstens im Lande selbst ohne Widerspruch hingenommen werden und infolgedessen dem Einspruch der deutschen Mächte wegen des Vertragsbruches von vornherein die Spitze abgebrochen sein würde. Das war nun doch verhindert, denn auch die unterdrückte Protestbewegung hatte schon Aufsehen gemacht, wie die Dänen in den diplomatischen Verhandlungen der folgenden Zeit bald merkten.

Außerdem aber war das nationale Gewissen im Lande wieder geschärft, und das war vielleicht der größte Gewinn. —

Inzwischen wartete man auf ein Eingreifen der deutschen Mächte. Kommt die Bundesexekution? fragte man sich. Aber sie kam nicht. Manche schoben die Schuld dafür der liberalen preussischen Mehrheit zu.

Was Ahlmann von seinen Freunden im preussischen Abgeordnetenhanse hörte¹, bestärkte ihn wieder in seiner Auffassung, daß ohne Beseitigung des reaktionären Ministerpräsidenten eine nationale, d. h. aktive, Außenpolitik nicht möglich sei. In wie vielen Stücken sich seine Ansichten auch gewandelt haben mochten, daß von Seiten der Konservativen etwas für die nationale Idee zu erwarten sei, war ihm nach wie vor ein unmöglicher Gedanke. Hierin lag letzten Endes auch die Haupttriebfeder für sein Eintreten für den Augustenburger: ein Kleinfürst, der abhängig war von der öffentlichen Meinung, konnte eher dazu veranlaßt werden, den Staatsegoismus zugunsten des nationalen Gedankens zu unterdrücken, als Preußens König und die partikularistische Junkerpartei Ostelbiens.

Ahlmanns Auffassung, daß es nötig sei, die augustenburgischen Ansprüche zu unterstützen, erhielt eben jetzt, im Sommer 1863, eine ganz unerwartete Unterstützung durch die zwingende Macht eintretender Umstände. Vor 1½ Jahren hatte er mit diesen Gedanken noch völlig als Außensteiter dagestanden, weil die Erbfolgefrage den Einen als nebensächlich, den Andern in so ferner Zukunft liegend erschien, daß niemand die Notwendigkeit einsah, sich mit ihr zu beschäftigen. Dies änderte sich erheblich, als im Juni der dänische Thronfolger starb, Prinz Ferdinand. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses, das freilich in der Öffentlichkeit wenig bemerkt wurde, erlangte ein Versuch der

¹ Von Hermann Dahlmann und Carl Lorenzen.

Augustenburger, sich dem Lande zu nähern, der sonst wohl folgenlos gewesen wäre, eine richtunggebende Bedeutung. Bei einer größeren Tierschau in Hamburg wollten die beiden Fürsten, Vater und Sohn, mit den Schleswig-Holsteinern Fühlung nehmen. Römer und Rabe kamen nach Hamburg, um den Erbprinzen zu sondieren. Die Unterredung war gekennzeichnet durch die vorsichtige, um nicht zu sagen mißtrauische, Zurückhaltung der beiden Ausschußmitglieder. Sie ließen sich vom Prinzen Garantien geben dafür, daß er, wenn das nationale Wohl es erheische, jederzeit vom Schauplatz abtreten werde. Es läßt sich denken, daß der Fürst von dieser ersten Fühlungnahme mit den Führern seines künftigen Volkes keinen ermunternden Eindruck hinwegnahm. In dieser Stimmung hatte er eine Unterredung mit Ahlmann im Hotel de l'Europe¹. Der Erbprinz war sehr skeptisch. Ahlmann drang in ihn, er möge in seinen Bemühungen um Volk und Land der Herzogtümer mehr und energischer hervortreten. Der Erfolg werde das rechtfertigen. „Ja, das sagen Sie so!“ erwiderte der Erbprinz. „Aber wen haben Sie hinter sich?“ — „Das ganze Land!“ sagte Ahlmann und sprach damit eine Behauptung aus, die für den Augenblick zwar kühn war, deren innere Berechtigung sich aber in nicht allzu ferner Zeit offenbaren sollte. — Es gelang indessen Ahlmann nicht, den Prinzen zu einem rascheren Tempo seiner Politik zu veranlassen. Auch haben sich damals keine engeren persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern geknüpft, wie man doch hätte denken sollen. Ahlmann ist nicht der Mittelmann zwischen der augustenburgischen Politik und der des Nationalvereins geworden. An den früheren Bestrebungen des prinzlichen Agenten Hugo Jensen hatte er keinen Anteil gehabt; die Bestrebungen, die er im Montagskränzchen verfolgte, waren ohne Fühlungnahme mit den Augustenburgern erfolgt. Auch jetzt, seit den Hamburger Juli-Unterredungen, hat Ahlmann mit dem augustenburgischen Kreise in Hamburg, den Woldsen, Dr. Eggers und Jensen, keinerlei Gemeinschaft. Der Kampf um die Befreiung des Landes wird vielmehr in der alten Weise fortgesetzt: die Rieler arbeiten für sich, ohne Zusammenhang mit den Augustenburgern.

Sie versuchten, nachdem die verschiedenen kleinen Nachfolgeblätter des „Grenzboten“, die doch nicht viel mehr als Flugblätter

¹ Vergl. Ztschr. f. schlesw.-holst. Geschichte. Bd. 56. S. 323.

gewesen waren, ganz eingegangen waren, wieder eine nationale Presse aufzubauen. Im Zeitungsformat erschien in Hamburg jetzt ein neues Organ, „Die Zeit“. Ahlmann war einer der eifrigsten Werber für dieses Unternehmen¹, wie er denn immer die Presse als eins der wichtigsten Mittel im politischen Kampf eingeschätzt hatte. Das Montagskränzchen wurde auch hier wieder mobil gemacht. Im übrigen unterschied sich jener Sommer 1863 nicht wesentlich von anderen Sommern: in der Politik war eine gewisse Flaute unverkennbar. Zwar waren Abgeordnetentag und Fürstentag Zeitzeichen, die man in den Herzogtümern aufmerksam beobachtete, aber man wußte sie nicht zu deuten. Und doch — nach Wochen nur zählte die Frist, die den Schleswig-Holsteinern gelassen war, ehe sie ganz unvermittelt vor die Entscheidung gestellt wurden. — —

Am 15. November, einem Sonntag, verbreitete sich in Kiel mit Windeseile das Gerücht, daß der dänische König vor wenigen Stunden in Glücksburg gestorben sei. Die Kunde überwältigte die Vaterlandsfreunde geradezu durch die Zukunftsaussichten, die sich ihnen mehr oder weniger unklar vor den geistigen Blick drängten. Überrascht und aufs tiefste erregt und bewegt war auch Ahlmann, obgleich er doch in seiner Politik diesen Augenblick seit Jahren in Rechnung gestellt hatte. Gewiß ist er selbst erstaunt gewesen, wie genau die Befürchtungen, die er ständig geäußert hatte, sich bewahrheitet hatten: jetzt war die Gefahr, daß der Protokollprinz in den Herzogtümern nachfolgen würde, schon deshalb so drohend, weil eine andere Möglichkeit, die durch den Tod Friedrichs VII. entstandene Lücke auszufüllen, nicht vorbereitet war.

Wenn nur wenigstens der Erbprinz sich, wie er es seit Jahren angeraten, schon irgendwie bekannt gemacht hätte! Der Erbprinz! Denn der Alte würde hoffentlich gleich abdanken, der hatte im Lande wie außen gar keine Chancen. Oder wenn wenigstens die Bundesexekution durchgeführt wäre², so daß im Schutze der deutschen Besetzung etwas unternommen werden könnte, um das Land vor der Verewigung der Verbindung mit Dänemark zu schützen! Denn wenn die Dänen jetzt geschickt und energisch zu Werke gingen, stand die Sache für die Bestrebungen der National-

¹ Werbungslisten im Nachlaß.

² Ahlmann an Lorenzen. 16. 11. 63. Kupfe: „Vor 50 Jahren“ (Qu. u. Forsch. zur Gesch. Schleswig-Holsteins. Bb. 2) S. 28.

vereinsfreunde sehr übel, das war klar. Wie schwierig und hoffnungsarm indessen auch die Lage war, es mußte gehandelt werden.

Stehenden Fußes war Ahlmann auf die Nachricht aus Glücksburg hin zum Bahnhof gegangen, um die Meldung von dem so oder so folgenschweren Ereignis nach Dolzig zu depeschieren, wo der Erbprinz wohnte¹. Aber damit durfte es nicht sein Bewenden haben. Das Land mußte in Bewegung gesetzt werden, und die Frist dafür zählte sicher nur nach Tagen. Die nächste Zeit widmete Ahlmann nun ganz der Landesache. Das Nächste war, mit den Kieler Freunden Fühlung zu nehmen. Im ersten Augenblick wußte man in diesem Kreise nichts anderes zu tun, als nach dem Muster von 1848 eine Versammlung der Ständedeputierten in die Wege zu leiten². Diese Einladung mußte von den Kieler Abgeordneten ausgehen. Statsrat Breußer und Pastor Schrader, die dazu gehörten, hatten erst Bedenken, wurden aber im Laufe des Montags glücklich umgestimmt, so daß die Einladung an demselben Tage noch hinaus gehen konnte. Die dänischen Behörden hatten im Laufe des Tages versucht, die Kieler einzuschüchtern, indem sie durch den Polizeimeister Gusmann erklären ließen, sie würden jede Bestrebung gegen die Thronfolge des Protokollprinzen mit Gewalt verhindern. Die Nachricht davon vermehrte die Aufregung des in Besprechungen, Beratungen, Überredungsbemühungen hingebachten Tages. Und dabei stand das Wichtigste noch für den Abend bevor: da versammelten sich außer den Kieler Freunden, die freilich schon den ganzen Tag zusammen gewesen waren, die auswärtigen Vorstandsmitglieder des aufgelösten holsteinischen Nationalvereins im Hause Ahlmanns.

Diese Abend Sitzung war der Auftakt zu einer zweiten, neben der Ständeeinberufung herlaufenden Aktion: man wollte handeln auf der Grundlage, die durch die im Laufe des Jahres 1863 gemachten Vorstöße geschaffen worden war. Es war die liberale Partei, die hier tagte, und Ahlmann³ schrieb, er erwarte von deren Vorgehen mehr als von den Ständen. Er sollte sich nicht getäuscht haben.

¹ Kupke a. a. O. S. 32. Die Depesche ist Ahlmann zurückgegeben worden. Im Primmener Archiv befindet sich aber eine solche.

² Ahlmann an Lorenzen. 17. 11. 63. Kupke a. a. O. Nr. 2.

³ An Lorenzen; Kupke a. a. O. Nr. 2.

Die Abend Sitzung war für ihn in gewisser Weise ein Triumph, und wenn es sich nicht um so ernste Dinge gehandelt hätte, hätte er ihn gewiß auch empfunden. So aber war nicht Zeit dazu und kein Gedanke daran.

Reventlow führte den Vorschlag, aber weder er noch irgendeiner der andern Anwesenden wußte recht, was man wollte und sollte. „Nur Ahlmann war mit sich im reinen“, sagt Chr. von Tiedemann¹, der dieser Szene beigewohnt hat. Seit Jahren hatte Ahlmann die Ansicht der Mehrheit des Nationalvereinsausschusses bekämpft, als ob man das Heil von Preußen erwarten müsse und hatte statt dessen die Verbindung mit dem Augustenburger als die allein Erfolg versprechende Politik hingestellt. Nun war die Frage brennend geworden, und nun zeigte es sich, daß die Anhänger der preussisch eingestellten Politik nichts anzugeben wußten.

Ahlmann dagegen stellte und begründete als erster Redner den in der Richtung seiner immer vertretenen Politik liegenden Antrag, es möge ungesäumt eine Deputation an den Erbprinzen von Augustenburg abgesandt werden, um ihn aufzufordern, die Regierung in den Herzogtümern zu übernehmen. Der Vorschlag erweckte keineswegs den Beifall der Versammelten, eben weil es die bisher bekämpfte Ansicht Ahlmanns war. Und es ist nie angenehm, zuzugeben, daß man Unrecht hat.

Römer entwickelte in längerer Rede: Wenn die preussische Regierung jetzt ihre Aufgabe richtig erfasse, so hätten sie doch recht gehabt; denn dann könnte das Programm des Nationalvereins: Einigung Deutschlands unter preussischer Führung mit einem Schlage durchgeführt werden. Aber das war es ja eben, was Ahlmann bezweifelte, und was Reventlow und Römer selbst nicht glaubten, daß die preussische Regierung diese Einsicht besitze, daß also, mit andern Worten, Herr von Bismarck sich für die Ziele des liberalen Nationalvereins ins Zeug legen könne. Es mag schon sein, daß Ahlmann und Wiggers, wie Tiedemann erzählt, die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen bei dem Gedanken, man könne Herrn von Bismarck etwas Vernünftiges zutrauen. Andererseits war Ahlmann aber zu sehr Realpolitiker, um nicht einzusehen, daß die Hilfe der preussischen Regierung, wenn sie erreichbar sein sollte, mehr wert war als alles andere. Er hatte nichts gegen den Ver-

¹ a. a. O. S. 289.

such einzuwenden, hier Klarheit zu schaffen, vorausgesetzt, daß darüber nicht etwa eine wahrscheinlichere Möglichkeit ausgelassen würde. Und das war nicht der Fall. Denn neben dem Beschluß, Graf Reventlow nach Berlin zu senden, um mit Bismarck zu verhandeln, faßte man einhellig den anderen, der auf den übernächsten Tag nach Kiel einberufenen Vollversammlung des Nationalvereins eine Resolution vorzulegen, die eine Anerkennung des augustenburgischen Thronfolgerechts enthielt. Man spielte also zwei Karten gleichzeitig, wobei man freilich auf die zweite die meisten Hoffnungen setzte.

Die eben erwähnte Versammlung der Vertrauensleute des Nationalvereins war im Grunde die Veranlassung der jetzigen Sitzung: Es sollte für diese eine Marschrichtung festgestellt werden. Die Entschlüsse, deren Ausarbeitung Professor Blank übernommen hatte, waren Ahlmann gewiß etwas flau; aber er hoffte, daß bis zum übernächsten Abend der Erbprinz das schon getan haben würde, was nach seiner Ansicht die Landesversammlung — so kann man sie wohl bezeichnen — von ihm fordern mußte; daß er durch einen feierlichen Akt die Regierungsübernahme markiere¹.

Sein Telegramm an den Erbprinzen hatte er allerdings zurückgehalten: die Bahntelegraphie befördere keine politischen Depeschen mehr. Seine Briefe, die er unter einer Deckadresse an Carl Lorenzen schrieb, kamen wohl viel zu spät, um auf den Gang der Ereignisse noch Einfluß haben zu können. Doch durfte er annehmen, daß der Fürst auf anderem Wege die wichtige Nachricht schon erhalten habe. Vergebens horchte er den ganzen nächsten Tag auf irgend ein Lebenszeichen von den Augustenburgern. Statt dessen wurde die Nummer des Kieler Wochenblattes von dem Tage durch den Polizeimeister mit Beschlag belegt, trotzdem die Fassung der Meldung über den Tod des Königs, ebenfalls in gemeinsamer Beratung, wie alles, was unternommen wurde, so gewählt war, daß sie „das möglichste sagte, und doch die Beschlagnahme vermied.“ Dadurch war es klar geworden, daß die Presse als politisches Kampfmittel für die Schleswig-Holsteiner ausfallen würde. Auf die Ständeversammlung rechnete Ahlmann auch nicht viel, was sich nachher nur als zu richtig herausstellte. Blieb also

¹ Das hatte er schon am 17. November gefordert. Kupke a. a. O. S. 29.

noch, wenn Prinz Friedrich sich auch nicht rührte, das, was er als „die liberale Partei“ bezeichnete, der an dem Abend tagende „weitere Ausschuß des Nationalvereins, wie jene Körperschaft auch genannt wurde. Aber seine Hoffnung, daß sich die Vollversammlung zu einem energischen Entschlusse aufraffen werde, war nicht eben sehr groß.

Da stand, als die Tagung bei Wichmann eben eröffnet war, der Dr. Eggers aus Hamburg auf — Ahlmann konnte ihn nicht besonders leiden; er gehörte zu der Gruppe von Hamburger Politikern, die die Maßnahmen des Engeren Ausschusses häufig durchkreuzt hatten; und ihn persönlich hielt Ahlmann für einen Schwäher¹; aber in diesem Augenblick hätte er ihn umarmen können — Dr. Eggers stand auf und fing von einem gedruckten Blatt an vorzulesen: „Schleswig-Holsteiner! Der letzte Fürst der Dänischen Linie Gures Regentenhauses ist dahingegangen. — Kraft der alten Erbfolgerechte unseres Landes und des Oldenburgischen Hauses, kraft der Ordnungen, welche die schleswig-holsteinische Landesversammlung in dem Staatsgrundgesetz ausdrücklich bestätigt hat, kraft der von meinem Vater zu meinen Gunsten ausgestellten Verzichtsurkunde, erkläre ich hierdurch als erstgeborner Prinz der nächsten Linie des Oldenburgischen Hauses, daß ich die Regierung in den Herzogtümern antrete, und damit die Rechte und Pflichten übernehme, welche die Vorsehung meinem Hause und zunächst mir überwiesen hat . . .“ und so die ganze Proklamation Herzog Friedrichs bis zu den Schlußworten, die, wenn es möglich war, Ahlmanns Hochstimmung noch vermehrten; „Schleswig-Holsteiner! Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mein Recht Eure Rettung ist, gelobe ich für mich und mein Haus zu Euch zu stehen, wie ich in der Schlacht zu Euch gestanden, und mich nicht zu trennen von Euch und unserem Rechte. Und so gelobe und so schwöre ich gemäß dem Staatsgrundgesetze: „„die Verfassung und die Gesetze der Herzogtümer Schleswig-Holstein zu beobachten und die Rechte des Volkes aufrecht zu erhalten. Sowahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.““

Schloß Dolzig, am 16. November 1863.

Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein.“

¹ Hagenah: „1863.“ Anlage 10.

Als er zu Ende gelesen hatte, da war es, als ob die Schleswig-Holsteiner nur auf ihren Herzog Friedrich gewartet hätten. Da war ein Jubel in Wichmanns Saale; weder von Preußen noch von Peter von Oldenburg war mehr die Rede¹. „Mein Recht ist Eure Rettung,“ das war eine glückliche Parole, weil sie so bescheiden war vom Standpunkte des Prinzen und weil sie so sehr den richtigen Sachverhalt wiedergab; aber sie war doch letzten Endes nichts anderes als eine schlagkräftige Formulierung dessen, was Ahlmann schon vor fast 3 Jahren auf der Gründungsversammlung des Nationalvereins gesagt hatte.

Jetzt sah mit einem Male die Sache viel günstiger aus. Die Schleswig-Holsteiner waren sich wenigstens klar darüber, was sie wollten, und wenn die Schleswiger in der Versammlung zurückhaltender waren, so nur deshalb, weil sie dem Erfolg mißtrauten, weil sie vor allen Dingen skeptisch waren in bezug auf die Unterstützung durch die Brüder aus dem Reich.

Auch Ahlmanns Erwartungen waren, wie wir gesehen haben, in dieser Beziehung nicht sonderlich hochgespannt; aber die Tatsachen schienen in den nächsten Tagen und Wochen diese trüben Erwartungen Lügen zu strafen: Die Begeisterung, die in Wichmanns Saale am 18. geherrscht, schien auf ganz Deutschland überzustrahlen. Überall in den deutschen Gauen sprangen, wie durch eine Zauberhand geweckt, „Schleswig-Holsteinische Vereine“ auf. Und alle hatten sie die Durchführung der schleswig-holsteinischen Sache im Sinne des augustenburgischen Thronanspruchs zum Zweck. Herzog Friedrich war der erklärte Schützling des Nationalvereins, Thronandidat der Preussischen Jahrbücher, der Held unzähliger Volksversammlungen. „Wenn's nur was nützt!“ meinten Reventlow und Römer bei sich. Und auch Ahlmann, dem Manne des „Alles durch das Volk“, war die Sache nicht ganz sicher.

Übrigens war zu vielem Grübeln über die Richtigkeit oder Falschheit des eingeschlagenen Weges glücklicherweise wenig oder keine Zeit. In den auf die Bekanntgabe der Proklamation des Herzogs folgenden Tagen und Wochen gab es so viel zu tun und zu bedenken, daß man garnicht zur Besinnung kam. Die Versammlung der Ständedeputierten war (erwarteter Maßen, könnte

¹ Über die Versammlung bei Wichmann vergl. „Lebenserinnerungen aus den hinterlassenen Aufzeichnungen des Rechtsanwalts Justizrat F. Philipp.“ S. 63.

man sagen) eine Niete geworden. Die Stände waren nicht die Führerschaft des Landes, wenigstens nicht unter der Leitung des Barons von Scheel-Blessen. Wenn er auch in der Versammlung am 19. nicht dabei war, so lag doch der Geist, oder die Furcht vor ihm, wenn man will, lähmend über den Verhandlungen. Die Resolution, die Louis Reventlow mit nach Frankfurt zum Bundestag gegeben wurde, war matt.

Um so mehr drängte, angesichts der bisherigen Passivität des Augustenburger's, die Notwendigkeit zu handeln für die Kreise, die Ahlmann die liberale Partei nannte¹. Denn wenn auch jetzt Samwer, der Ratgeber des Herzogs, wohl zielbewußter vorgehen würde, so war er doch nicht der Mann, dem Lande unbedingtes Vertrauen einzulösen. Und auch davon abgesehen war Ahlmann der festen Meinung, daß ohne die Schleswig-Holsteiner selbst nichts erreicht werde und auch nichts erreicht werden dürfe. Es entsprach durchaus seiner Auffassung, wenn aus dem Komitee von Männern, die bis dahin den Nationalverein in Holstein geleitet hatten, nun ganz von selbst eine Körperschaft von Beauftragten des Landes wurde.

Der „Engere Ausschuß des Landeskomités“ nahm für die nächsten Wochen seinen Sitz in Hamburg, wo er dem Machtbereich der dänischen Behörden entrückt war, und entfaltete ins Land hinein und „ins Reich“ eine eifrige und fröhliche Tätigkeit, um auf die öffentliche Meinung zu wirken. Eine Stimmung herrschte dort, die an die Märztage 1848 erinnerte, so hoffnungsfroh, so tätig, so begeistert war man. Das „Landeskomitee“ wurde für Wochen der Brennpunkt des nationalen Lebens von ganz Deutschland, der die besten Köpfe und Herzen aus dem ganzen Bundesgebiet vereinigte. Was man 1848 in Frankfurt in wissenschaftlich gründlicher Weise theoretisch zu gestalten gesucht hatte, das sollte jetzt in kühnem Anspruch durch einen praktischen Einzelfall zuwege gebracht werden: die Einigung Deutschlands.

Ahlmann war mit ganzem heißen Herzen bei diesem Vorhaben. Freilich siedelte er nicht, wie Römer, Philipp und nachher Reventlow, ganz nach Hamburg über. Aber er war gegen Ende des Jahres fast mehr auf der Bahn und in Hamburg als bei den Seinen und im Geschäft. Bei diesen Reisen ist er von den Be-

¹ Ahlmann an Lorenzen. 17. 11. 63. Kupfe a. a. O. Nr. 2.

hörden nicht behelligt worden, während andererseits die beamteten Mitglieder des Ausschusses unter Anklage gestellt wurden. Ein Gewaltregiment, wie in Schleswig, übten die Dänen in Holstein also nicht. Aber Graf Moltkes¹ und seiner Organe Aufsicht war den holsteinischen Führern doch drückend genug. „Je eher die Bundesexekution jetzt noch kommt, desto besser für uns“, hatte Ahlmann schon am 17. 11. an Lorenzen geschrieben. Denn wenn das Land von deutschen Truppen besetzt war — das hieß Bundesexekution — dann erst konnte man etwas unternehmen.

Aber was? Darin gingen die Meinungen der Führer auseinander. Es war immer noch im Engeren Ausschuß² ein Gegensatz zwischen dem Flügel Römer—Reventlow und den Andern, die mit Ahlmann eines Sinnes waren. Erstaunlicher Weise aber war die Partei Römer, die zuerst vom Herzog garnichts hatte wissen wollen, jetzt am entschiedensten für seine Einsetzung, für einen Gewaltstreich à la Cabour. Das war das Ergebnis der Berliner Reise Reventlows, der sich bei Bismarck eine entschiedene Absage geholt hatte.

Ahlmann konnte auch diesmal nicht mit. Sie waren ihm nicht realpolitisch genug. Durch einen Gewaltstreich den Herzog einzusetzen gegen den Willen der Großmächte und des Bundes, erschien ihm ein aussichtsloses Beginnen. In dieser Ansicht wurde er noch bestärkt, als er Mitte Dezember in Gotha war³. Als ihm Samwer und Carl Lorenzen die Beweggründe zu der Politik der Vorsichtigkeit auseinandersetzen, wie sie dort betrieben wurde, erschien ihm die Art und Weise des Vorgehens ganz einleuchtend. Otto Jensen, der Intimus von Samwer, der in Hamburg der Verbindungsmann zwischen dem Engeren Ausschuß der Schleswig-Holsteiner und dem Gothaer Hofe war, konnte mit Erstaunen feststellen⁴, daß man an Ahlmann in der Politik des Verhandeln einen Bundesgenossen gegen die „Aktionspartei“⁵ gewonnen habe. Ganz war aber das Mißtrauen Ahlmanns gegen Samwer doch

¹ Graf Moltke war der Präsident der „Holsteinischen Regierung“ in Plön, die auf Grund des Restriptes vom 31. März eingerichtet war, um auch Holstein von Dänemark-Schleswig abzusondern.

² D. h. der Vorstand oder Geschäftsführende Ausschuß des „Landescomitees“, das auch als „Weiterer Ausschuß“ bezeichnet wurde.

³ O. Jensen an Samwer. 23. 12. 63. Nachlaß Jensen 14.

⁴ Otto Jensen an Samwer. 23. 12. 63.

⁵ D. h. Reventlow und Römer.

wohl nicht geschwunden, oder vielleicht war es auch umgekehrt, jedenfalls erregte in Gotha am 20. Dezember ein Telegramm aus Hamburg an Geheimrat Francke einige Beunruhigung. In dieser Depesche wurde Francke aufgefordert, sofort nach Hamburg zu kommen, da seine Anwesenheit dort dringend erforderlich sei. Das Telegramm war unterzeichnet von Ahlmann, Steindorff, H. D. Lange, Schrader, Chr. Kruse¹, doch war man sich am Augustenburger Hofe klar darüber, daß Ahlmann der eigentliche Absender sei.

Ob diese Depesche wirklich ein Versuch Ahlmanns gewesen ist, in jenem Augenblick Samtwer durch Francke zu stürzen², bleibe dahingestellt; weitere Folgen hat der Schritt jedenfalls nicht gehabt. Erwähnenswert bleibt er aber für uns deswegen, weil aus der Art, wie die Sache von Samtwer und Jensen behandelt wird, klar hervorgeht, daß auch nach seiner Gothaer Reise Ahlmann dem herzoglichen Hofe gegenüber seine Selbständigkeit behauptet hat.

Wenn Otto Jensen aber meinte, daß Ahlmann in dieser Angelegenheit aus persönlichem Ehrgeiz gehandelt habe, so beurteilte er ihn falsch. Ungefunder persönlicher Ehrgeiz, im Sinne des „eine-Rolle-spielen-wollens“ war ihm fremd; dagegen hatte er allerdings, wie gesagt, den Ehrgeiz, das durchzusetzen, was er für richtig hielt, und so kann Jensen wohl recht haben mit seiner Beobachtung, Ahlmann finde, daß seine Ratschläge bei Graf Reventlow nicht die Beachtung fänden, auf die er Anspruch mache. Der Gegensatz zum Grafen war vorhanden und kam auch vor Jahreschluß noch zum Vorschein. In dem Augenblick nämlich, als mit dem Einrücken der Bundestruppen die Frage der einzuschlagenden Politik brennend wurde.

Die Aktivisten wollten, daß der Herzog wirklich die Regierung an sich nehmen solle, ohne auf die Anerkennung der Mächte oder des Bundes zu warten. Das bedeutete, daß das Land, insbesondere die Beamten, den vom Bunde eingesetzten Kommissaren, die das Land in Verwahrung nehmen sollten, keinen Gehorsam leisten sollten. Es war möglich, daß die Regierungen von Preußen und Oesterreich vor dem so entschieden geäußerten Volks-

¹ Nach einer Abschrift des Herrn Dr. Boyesen.

² Otto Jensen an Samtwer. 23. 12. 63.

willen zurückweichen. Es war möglich, aber nicht wahrscheinlich. Deswegen war Ahlmann, insoweit ganz mit Samtwer übereinstimmend, dafür, einen modus vivendi mit den Kommissaren zu finden.

Es war geplant, daß mit dem Einrücken der Bundestruppen eine große Volksversammlung in Elmshorn den Augustenburger Prinzen zum Herzog ausrufen sollte. Soweit war alles in Ordnung; aber was die Aktivisten weiter wollten, wie sie sie sich den weiteren Verlauf der Dinge dachten, erfüllte Ahlmann mit schwerer Sorge.

Die Weihnachtszeit war inzwischen nahe gekommen. Das war sonst immer für das Haus an der Holstenstraße ein eben so festlicher Abschnitt des Jahres, wie er seit alters in Grabenstein gewesen war. Aber diesmal brach die Politik fast in die geheiligten Bezirke dieses Familienfestes ein. Es waren gerade die Tage, in denen die entscheidenden Beschlüsse für die Elmshorner Versammlung gefaßt werden sollten. In der letzten Zeit vor Weihnachten tagte der Ausschuß in Hamburg täglich. In der Sitzung, die auf den 18. 12. folgte, hatten ursprünglich die Richtlinien vorgelegt werden sollen, nach denen die Versammlung „der Weiteren Comité“ (d. i. die Vollversammlung der Vertrauensleute des Holsteiner Nationalvereins) vorgehen würde. In dieser Versammlung und nicht in der öffentlichen Volksversammlung unter freiem Himmel lag der Schwerpunkt des Elmshorner Tages. Als Ahlmann aber am 23. Dezember nach Hamburg herüberkam, lagen die Beschlüsse noch nicht vor. Doch hörte er, in welcher Richtung die Kommission, die die Richtlinien ausarbeitete, sich bewegte. Und was er hörte, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Er fürchtete, wie es denn auch kam, daß gerade am 24. Dezember die wichtigen Beschlüsse gefaßt werden würden. Den Weihnachtsabend wollte er wenigstens im Kreise der Seinen verbringen. Darum setzte er sich hin und schrieb einen Brief an den Ausschuß, in dem er seine Meinung über die einzuschlagende Politik auseinandersetzte. Der Brief Ahlmanns¹ wurde in der Weihnachtsabendsitzung des Engeren Ausschusses lediglich zur Kenntnis genommen. Im übrigen stellte man die Resolutionen für Elmshorn zu-

¹ Protokoll der Sitzung vom 24. 12. 63. Abgedruckt: Hagenah: „1863.“ Ztschr. Bd. 56. S. 384. — Der Brief befindet sich nicht bei den Akten.

sammen, wie es bis dahin die Absicht gewesen war. Diese Entschlüsse liefen, soweit wir wissen, darauf hinaus, daß die Schleswig-Holsteiner erklärten, nur dem Herzog Friedrich gehorchen zu wollen; daß von den Beamten eine Erklärung in diesem Sinne verlangt wurde, und wenn sie diese nicht abzugeben bereit waren, sie gezwungen werden sollten, ihre Posten zu verlassen und Augustenburgischen Platz zu machen. Am ersten Weihnachtstage war Ahlmann wieder hinübergefahren. In der Sitzung hörte er, was am Vortage beschlossen war, und nach Erledigung der Tagesordnung beantragte er, daß die Resolutionen nochmals zur Verhandlung gestellt würden. Aber er blieb mit seiner und einer anderen Stimme in der Minderheit¹. Es half auch nichts, daß der Advokat Nisch aus Kiel schriftlich erklärt hatte, er werde aus dem Ausschusse austreten, wenn Beschlüsse gefaßt würden, wie Ahlmann sie ihm in Kiel als wahrscheinlich bezeichnet hatte.

Immerhin war das letzte Wort noch nicht gesprochen, das lag bei der Versammlung des Weiteren Ausschusses; und da erlebten Reventlow und Römer eine Niederlage. Zwar wurde Friedrich VIII. feierlich zum Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen. Begeistert und ergriffen schallte das „Ja“ der Zehntausenden, die auf dem Brobstenfelde in Elmshorn versammelt waren, als Advokat Rave, der in Hamburg zum Redner bestimmt worden war, ihnen das Treugelöbniß abforderte. Es war ihnen Ernst mit einem Schwur, sie haben es später gezeigt. Aber es wurde nicht die letzte Folgerung aus dem Vorgang auf dem Brobstenfelde gezogen: Es war doch nach der Form und nach der Absicht eine Wahl gewesen, nicht nur eine abgeforderte Hulldigung. Dieser Eigenwahl nun aber mit allen Mitteln Geltung zu verschaffen, auch mit den Waffen in der Hand, auch gegen den Willen der Großmächte, ja, auch gegen den Willen des eben erwählten Souveräns selbst, dazu ist man nicht bereit gewesen. Das Einzige, was in dieser Beziehung ausgesprochen wurde, war der Satz, der Herzog werde aufgefordert, baldigst in der Mitte seines Volkes zu erscheinen.

¹ Protokoll der Sitzung vom 25. 12. 63. N. a. D. S. 384 f. Vgl. auch S. 361.

Während dieser Wunsch ausgesprochen wurde, war er schon in der Erfüllung begriffen: Der Herzog war schon ganz im Geheimen unterwegs nach Schleswig-Holstein. Ahlmann gehörte nicht zu denen, die von vorneherein ins Vertrauen gezogen worden waren. Er sah ihn zuerst bei dem offiziellen Empfang des Herzogs am 30. Dezember 1863 auf dem Kieler Bahnhofe.

Inzwischen waren die Dänen aus Holstein abgerückt. Unter grenzenlosem Jubel der Bevölkerung waren deutsche Bundes- truppen, Sachsen und Hannoveraner in Kiel eingezogen. Zwei Bundeskommissare hatten die Regierung des Landes übernommen. Kiel wurde im Monat Januar fast zum Wallfahrtsort der deutschen Schleswig-Holsteiner: Abordnung auf Abordnung erschien, um dem Herzog Friedrich zu huldigen, und der gütige, vornehme, aber garnicht „leutfelige“ Herzog gewann alle Herzen im Sturm. Sie hatten ihn gekürt, ohne ihn zu kennen, aber nun sie ihn sahen, meinten sie, daß ihre Wahl die rechte gewesen sei. Was an falschen Tönen die Harmonie der doppelten Freude, die Dänen los zu sein und einen so guten Tausch gemacht zu haben, hätte stören können, kam vorerst nicht zu Gehör. Die Masse dachte auch nicht daran, daß mit der Wahl durch das Volk die Sache der Herzogtümer noch nicht erledigt war.

Um so eindringlicher dagegen empfanden die verantwortlichen Führer die Notwendigkeit, das halbbegonnene Werk weiterzuführen. Durch die Elmshorner Beschlüsse, daß man sich den Bundeskommissaren unterordnen, aber doch den Herzog als Landesherrn anerkennen wollte, war die Lage widerspruchsvoll genug geworden. Was die deutschen Großmächte vor hatten, wußte noch immer keiner; jedenfalls war es nichts Gutes. Verlassen konnte man sich nach wie vor nur auf sich selbst. An einen Abbau des Landesausschusses, also das Aufgeben einer eigenen Politik dachte auch jetzt, nachdem der Herzog seinen Wohnsitz im Lande genommen, nachdem er, wenn auch nicht die Regierung des Landes, so doch einen stark maßgebenden Einfluß auf diese gewonnen hatte, in den Kreisen der bisherigen Führer niemand. Für Ahlmann konnte das schon garnicht in Frage kommen. Ganz im Gegenteil war er einer der eifrigsten Befürworter, wenn nicht gar der Ur-

heber des Planes, die vorhandene Organisation nach unten weiter und fester auszubauen. Hatte man bis jetzt nur Offiziere gehabt, so sollte es von nun an auch Soldaten geben: So kam es zur Gründung der „Schleswig-holsteinischen Vereine“¹.

Mit bemerkenswerter Schnelligkeit und Energie wurde der Plan in die Wirklichkeit umgesetzt. In der ersten Sitzung, die der Landesausschuß in Kiel abhielt, am 3. Januar 1864², wurde unter anderem beschlossen, an sämtliche Mitglieder des Landescomités ein Rundschreiben zu richten, in dem sie aufgefordert wurden, an ihrem Orte für die Bildung eines „Schleswig-holsteinischen Vereins“ zur Durchführung der Rechte der Herzogtümer auf die Regierung Friedrichs VIII. und das Staatsgrundgesetz von 1848 zu wirken. Am 5. Januar erließen Ahlmann und Andere einen Aufruf zur Gründung eines „Schleswig-holsteinischen Vereins für Kiel“³. Hier konnte eine solche Gründung schon deswegen leicht erfolgen, weil man an das Ahlmannsche Montagskränzchen anknüpfen konnte. — Am 29. Januar schon trat die erste „Generalversammlung der schleswig-holsteinischen Vereine“ zusammen, in der die Satzungen durchberaten wurden. Ahlmann nahm an den Beratungen teil, außerdem aber wurde er am Schlusse der Sitzung mit 41 Stimmen in den „Auschuß“ gewählt. Das war die geschäftsführende Leitung der Gesamtvereine, die aus 7 Mitgliedern bestand und sich durch Zutwahl auf 11 verstärken konnte. Die übrigen Gewählten waren: Wiggers, Reventlow, Rave, Römer, Spethmann, Bokelmann-Nethwischhöhe. Es sind ziemlich dieselben Namen, die auch im Landesausschuß vertreten waren, wie denn auch die in der Versammlung anwesenden Vertreter der Vereine fast dieselben waren, die bis dahin zu den Veranstaltungen des Nationalvereins und den nationalen Aktionen des Jahres 1863 erschienen.

¹ Im Lande! Die „Schleswig-Holsteinischen Vereine“ im Reich waren Unterstützungsvereine, auf welche die Schleswig-holsteinischen Führer keinen Einfluß hatten.

² Protokoll der Sitzung vom 3. 1. 64. Im Nachlaß. Die Gründung des „Verbandes Schleswig-holsteinischer Vereine“, wie wir heute sagen würden, ist also erfolgt durch den Engeren Ausschuß des Landescomités und nicht, wie in der Schrift „Die Herzogtümer seit dem 15. Nov. 1863“, S. 33, zu lesen, durch den Kieler Ortsverein, der ja erst 2 Tage später gegründet wurde. (Siehe im Text!)

³ Im Nachlaß.

Kraft und Zeit raubend waren die Geschäfte, welche die mannigfachen Betätigungen des Ausschusses und der Kieler Ortsgruppe mit sich brachten. Da wurde mit Eifer das Bestreben fortgesetzt, die Grundlage für eine eigene Wehrmacht der Herzogtümer zu schaffen — ein Vorhaben, das uns heute weniger lächerlich erscheint, als den Zeitgenossen der Moltkeschen Siege; da mußten die Abordnungen aus dem Lande, die den Herzog zu grüßen kamen, empfangen, bewirtet und behauptet werden; da wurde eine Massendeputation nach Frankfurt ins Werk gesetzt. Daneben aber hatte Ahlmann seine besonderen Aufgaben. Freilich, mit den vielen Gesuchen früherer Untergebenen¹ aus der Zeit seiner postalischen Wirksamkeit konnte er nicht viel anfangen: der schleswig-holsteinische Staat und die schleswig-holsteinische Post waren noch in weitem Felde. Indes, gewissenhaft wie er war, suchte er sie doch zu beantworten und die Brieffschreiber mit ihren Wünschen auf Anstellung auf eine spätere Zeit zu vertrösten. Mehr Arbeit und Nervenkraft kostete ihn die Angelegenheit der „Freiwilligen Anleihe“, die er mit so großer Energie, ja, Leidenschaftlichkeit aufgriff, und die ihm doch nur Undank² und Verdächtigungen³ eintragen sollte. Unermüdblich war er, wenn es galt, für die Anleihe zu werben. Er ließ keine Versammlung vorübergehen, ohne an die Pflicht der Zeichnung zu erinnern. Seine Bekannten, seine Geschäftsfreunde entgingen ihm nicht. Darüber hinaus organisierte er die Werbung im Lande⁴, sodaß kein Dorf unerfaßt blieb. Die Schleswig-holsteinischen Vereine benutzte er vornehmlich, um in diesem Sinne zu arbeiten.

Neben all diesen Arbeiten, Überlegungen, Hoffnungen noch die bange Sorge um die Haltung der deutschen Großmächte! Dazu noch die Berufsarbeit, die in der Zeit des Kieler Umschlages besonders große Anforderungen stellte: das ließ sich nicht lange durchhalten. Seine Familie sah er nur noch zu den Mahl-

¹ Im Nachlaß.

² Ahlmann an Francke. o. D. (1868?) Er bittet Francke, daß die 186 Anleihestücke bei seiner Bank eingelöst werden möchten; da er seinerzeit die Inhaber durch Werbung, ja Überredung vermocht habe, die Anleihe zu zeichnen. Sein Wunsch ist indessen nicht erfüllt worden.

³ Die Kreuzzeitung redete gelegentlich von dem „Leibbanquier“ des Herzogs Friedrich.

⁴ Sitzungsberichte des „Engeren Ausschusses“. Zeichnungsberichte und Nachweise. Im Nachlaß.

zeiten, und sein Vater, wenn er von dem Treiben in Kiel hörte, mochte denken und sagen, daß Wilhelm immer noch nicht klüger geworden sei als 1848. Indes kam die Lösung der ungeheuren Spannung rascher als damals vor 15 Jahren, und sie erfolgte auf eine den Beteiligten ganz unerwartete Weise. Man hatte bis zu den letzten Januartagen in der durch die diplomatischen Schritte der Großmächte durchaus begründeten Furcht gelebt, daß aus dem Hinundher der Verhandlungen nichts anderes herauswachsen werde, als ein neues Olmütz. Daher die Versuche zur Bildung einer schleswig-holsteinischen Wehrmacht. Auch die Inpfandnahme Schlesiens, von der die Rede war, konnte man in keinem anderen Lichte sehen. „Als wir hinunterzogen südlich der Elbe, da zogen Krieger hinauf nach Norden. Was die dort wollen — wir wissen es nicht.“¹

Da wurden mit dem ablaufenden Monat Januar die friedlich schlafenden Bürger Kiels in der Tiefe der Nacht um 1. Februar jäh aus dem Schlummer gewedt: Hufschlag, Trompetensignal und Trommelwirbel, das ganze Nervenpeitschende eines militärischen Marms in der Stille und dem Dunkel einer Winternacht, durchfuhr wie ein elektrischer Schlag die Kieler und erweckte mit der Deutlichkeit und der Unerklärlichkeit einer Eingebung in ihnen den Eindruck von etwas ganz Entscheidendem und Frohem. Mit dem Lichte des heraufziehenden Februarmorgens stellten sich freilich die alten Bedenken mit Macht wieder ein. Was wollten die Preußen in Schleswig? Indes sollte der Zweifel keine Woche alt werden. Am nächsten Tage, an demselben zweiten Februar, an dem der „Landesausschuß“ noch in aller Ruhe als einzigen Punkt der Tagesordnung die Forderung des Coburger Verlegers Streit von 4000 Mk. für „nicht gelieferte Brochüren (Dänische Recht und deutsche Schwäche)“ beriet und ablehnte², zerrissen an der Danewerk—Schleiflinie die ersten Schüsse das „Londoner Papier“, das solange der Nachtschrat der Schleswig-Holsteiner gewesen war.

Damit waren die Männer des Engeren Ausschusses, wie alle anderen Zeitgenossen vor eine ganz neue Lage gestellt. Es galt, die bis dahin notgedrungen auf Holstein beschränkt gebliebene Arbeit auf Schleswig auszudehnen. Nun stürzte Ahlmann

¹ Jansen und Samwer: „Schleswig-Holsteins Befreiung“. S. 219.

² Akten im Nachlaß.

sich ins Gedränge der Arbeit! Der Engere Ausschuß faßte am 4. Februar den Entschluß, eine Reihe von Männern hinter der siegreichen Armee nach dem Schleswigschen hineinzusenden, um dort die nach dem Abzug der Dänen ohne den bisherigen Zwang gewissermaßen haltlose, oder doch einer Stütze bedürftige Bevölkerung des Zusammenhangs mit den Holsteinern zu versichern¹. Ahlmann gehörte nicht zu diesen, aber darum war sein Anteil an der weiteren Entwicklung der Dinge nicht geringer. Zunächst mußte er schon wieder für Advokat Spethmann als Schriftführer des Engeren Ausschusses einspringen. Spethmann war zum kommissarischen Bürgermeister in Eckernförde ernannt. Überhaupt wurde der Kreis der Kieler der holsteiner Freunde jetzt von Tag zu Tag kleiner: das befreite Schleswig sog die Kräfte an sich wie ein luftleerer Raum, und es war ja in der That ein Vakuum entstanden dadurch, daß die nach dem verlorenen Erhebungskriege in Schleswig eingefetzten Beamten jetzt dem Druck der Bevölkerung weichen mußten. Wenn die Verwaltung und die Justiz im ordentlichen Gang gehalten werden sollten, mußte etwas geschehen. Die Okkupationsmächte und ihre im Lande befindlichen militärischen und zivilen Organe entbehrten der Kenntnis von Personen und Verhältnissen. Da sprang der Engere Ausschuß in die Bresche. Ahlmann fertigte mit Unterstützung der anderen Ausschußmitglieder eingehende Vorschlagslisten für die freigewordenen oder freiwerdenden Beamtenstellen in Schleswig an². Seine Verbindungen nach dem Schleswigschen einerseits und nach dem Süden andererseits kamen ihm hier zu statten. Und nicht nur für die Frage der Beamtenstellen. Der Heeresleitung bemühte er sich für die militärischen Aktionen daselbst zu dienen. Vielleicht war dem alten Wrangel der Civiladlatus von Anno 48 noch in Erinnerung. Jedenfalls stellte Ahlmann, als im Frühjahr 64 schon ein Übergang nach Alsen erwogen wurde, eine Übersicht über Bootsmaterial auf, das in den Ostseehäfen des Landes zu beschaffen sei³.

Die Art, wie die Willensäußerungen des Herzogtums von Kiel aus gelenkt wurden, blieb in Schleswig nicht ohne Widerspruch. Die Kritik an dem Vorgehen der Kieler Centrale, daß man dort die Schleswiger bevormunden wolle³, traf eigentlich Ahl-

¹ Protokoll der Sitzung. Im Nachlaß.

² Im Nachlaß.

³ Ritsch-Schleswig an Ahlmann. 22. 4. 1864.

mann persönlich; denn was in dieser Zeit in der angedeuteten Richtung geschehen ist, war in Wirklichkeit seine persönliche Arbeit, seine und Römers, der nicht, wie beschlossen, mit nach Schleswig gegangen war. Es mag sein, daß seine Lust am Organisieren hier übers Ziel hinausgeschossen hat, daß dadurch der Behauptung der Dänen, die Rundgebungen der südschleswigschen Bevölkerung für Friedrich VIII. seien bestellte Kieler Arbeit, Vorschub geleistet wurde. Aber andererseits war die schleswigsche Bevölkerung durch den Polizeidruck in den abgelaufenen 13 Jahren nicht mehr gewohnt und im Stande sich selbständig, sich spontan zu bewegen; die Kieler konnten wenigstens mit gutem Glauben dieser Ansicht sein, sie hatten im letzten Jahre in der nationalen Arbeit zu oft Äußerungen¹ und Tatsachen erfahren, aus denen sie sehen mußten, daß in Schleswig zwar nicht der Wille zu den Idealen von 1848, wohl aber in erheblichem Maße die Entschluß- und Tatkraft geschwunden waren, sie noch jetzt zu e r s t r e b e n. über die Tatsache, daß die M e i n u n g der Schleswiger n i c h t von Kiel aus beeinflusst worden ist, läßt gerade eine Betrachtung der Tätigkeit Ahlmanns in diesen Wochen keinen Zweifel.

Dafür bürgen schon die Persönlichkeiten der schleswigschen Führer, mit denen er zu tun hatte. Da war Hamkens-Tating, da war Thomsen-Oldenswort, da war vor allem sein Schwiegervater, Peter Feddersen auf Staun. Dieser hätte sich von Anderen nie eine Meinung aufreden lassen, von seinem Schwiegersohne so wenig wie von jemand sonst. Das merkte Ahlmann in diesen Wochen sehr. Sie hatten in Schleswig nichts dagegen, wenn man ihnen die Arbeit abnahm; sie ließen es sich wohl gefallen, wenn die Kieler ihnen, wie bei den ersten Rundgebungen mit Entwürfen an die Hand gingen, aber damit war es auch aus. Die Vorschläge wurden angenommen oder verworfen, je nachdem sie den Absichten der schleswigschen Führer entsprachen.

Die Beraterrolle der Kieler ergab sich ganz von selbst aus der Tatsache, daß die Mitglieder des Landesausschusses durch die Verbindungen zu den Kieler amtlichen und „unterderhand“ amtlichen Stellen eine Kenntnis der Vorgänge in der großen Politik besaßen, welche die Schleswiger nicht haben konnten.

¹ Z. B. die Schreiben der Schleswiger Führer auf die Einladung zum 20. 4. 63. Vergl. Hagenah 1863. S. 371. (Das Schreiben des städtischen Deputierten in Husum W. P. Raftan. 18. 4. 63.)

Und doch war die Kenntniß der diplomatischen Aktionen von größter Wichtigkeit für die Ziel- und Wegfindung der schleswig-holsteinischen Politik. Gewiß war sich jeder, und Ahlmann auch, darüber klar, daß sie, die Schleswig-Holsteiner, sich in der etwas hilflosen Lage befanden, wie Passagiere auf einem Wagen, die über das Ziel der Reise von dem eigenmächtigen Lenker nicht unterrichtet werden. Aber die Hände in den Schoß legen und sagen: In Gottes Namen! Wir werden schon irgendwo hinkommen — das wollten sie auch jetzt noch nicht. Darum die gespannte Ausschau und das Umhorchen in den Kreisen, in denen die Fahrtrichtung angegeben wurde. Man mußte doch sehen, irgend einen Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu bekommen. Denn sonst ging es nie gut!

Immer deutlicher drohte das Gespenst einer europäischen Konferenz; und was es bedeutete, von der europäischen Diplomatenweisheit als Schachfigur hin und her gerollt zu werden, kannte man zur Genüge. Freilich war in den Herzogtümern vielfach die Überzeugung verbreitet, daß man doch nichts gegen die großen Mächte ausrichten könne. Diese passive, aus den vorvolklichen Zuständen des absolutistischen Staates stammende Auffassung zu bekämpfen, sah Ahlmann als die Aufgabe des Engeren Ausschusses und als seine besondere Aufgabe an. Er wußte wohl, daß es keine leichte und rasche Sache sein werde, das Ziel zu erreichen, das man sich in den schleswig-holsteinischen Vereinen gesetzt. Aber er meinte, wenn alle „nur treu und fest beim Rechte“ blieben, sei „die Landesache schon gerettet“.

Was man unter den gegebenen Umständen einzig tun konnte, war, zu rufen; so laut zu rufen, daß die europäische Diplomatie gezwungen würde, die Stimme des Landes zu hören.

Destwegen beschloß der Ausschuß in Kiel, eine Resolution, welche die Willensmeinung des Landes enthielt, von Notabeln in möglichst großer Zahl unterschreiben zu lassen, um das Dokument dann den Regierungen der an der künftigen Konferenz voraussichtlich beteiligten Staaten zu überreichen. Für Holstein war das ziemlich einfach; die Stände waren die gegebene Stelle, um den Willen des Landes zu äußern. Freilich waren im Engern Ausschuß die Meinungen über den Wert, d. h. über die Stoßkraft dieser

¹ An Feddersen. 1. 3. 1864.

Körperschaft geteilt. Infolgedessen hatte der Ausschuß einen Antrag Ahlmanns abgelehnt, der für die Einberufung der Stände gewirkt wissen wollte¹. Aber in Holstein war der Ausfall der Stände weiter nicht schlimm: durch die Organisation des Nationalvereins und der nachherigen schleswig-holsteinischen Vereine verfügte man in jedem Augenblick über genügend viele angesehene Leute, die als die Wortführer des Landes gelten durften. Anders lag die Sache in Schleswig. Dort konnten die unter dem dänischen Gewaltregiment 1861 gewählten Stände nicht als der Ausdruck der Landesmeinung angesehen werden. Die deutsche Mehrheit hatte ihr Mandat niedergelegt. Eine Organisation, wie in Holstein der Nationalverein oder der „Landesausschuß“ bestand auch nicht.

So kam man im Engern Ausschuß auf den Gedanken, die Schleswiger müßten von sich aus eine Notabelnversammlung einberufen.

Ahlmann entwarf ein Einladungsschreiben und schickte es an fünf Führer der Schleswiger², die es übernehmen und von sich aus an etwa 30—40 angesehene Schleswiger schicken sollten.

Indessen erhielt Ahlmann von seinem Schwiegervater eine runde Absage³, ebenso von Hamkens⁴. Anfang April erst kam in Schleswig eine Aktion in Gang.

Dem Protestunternehmen des 36er Ausschusses, dem sich die schleswig-holsteinischen Vereine anschlossen und der Vertwahrung der holsteinischen Stände⁵, folgte die Resolution der schleswigschen Notabeln, etwa 250 an der Zahl, in der Stadt Schleswig. Als diese am 7. April dort zusammenkamen, machten die Zivilkommisfäre Schwierigkeiten, weshalb zunächst in verschiedenen Privatwohnungen 40 Vertrauensleute gewählt wurden, die ihrerseits der Erklärung der holsteinischen Ständeabgeordneten beitraten. Feddersens Bedenken⁶ gegenüber dieser Art, den Willen des Landes

¹ Protokoll der Sitzung des E. A. vom 14. 2. 64. — Es ist später doch gelungen, die holsteinischen Stände zu einem offiziellen Einspruch zu bewegen. (Vgl. Jansen u. Samwer a. a. O. S. 281 f. Kupke a. a. O. S. 57.)

² Feddersen-Staun, Hamkens-Lating, Ahlefeldt-Olpenitz und Hansen-Grumbly und Advokat Clausen-Kappeln (?).

³ Feddersen. 2. 3. 64.

⁴ Hamkens. 9. 3. 64.

⁵ Jansen u. Samwer. a. a. O. S. 284.

⁶ In dem Brief vom 2. 3.

darzutun, und seine und Hamkens Auffassung, daß es dringend nötig sei, die Neuwahl der schleswigschen Ständeversammlung zu erstreben, erwies sich als durchaus richtig, denn die Erklärung der Holsteiner machte in England einen großen Eindruck. Dagegen sagte sogar Herr von Beust, der doch den Schleswig-Holsteinern durchaus günstig gesinnt war, zu Carl Lorenzen in London², die schleswigschen Mitglieder der Deputation, die die Erklärung des Landes überbrachten, hätten ihr Mandat doch nur von sich selber.

Während dieser Wochen der fieberhaften Tätigkeit hatte Ahlmann noch eine Extraarbeit vor. Es war eine Sache, die sich auf die gegenwärtige Not des Landes bezog, die aber auch einen Schritt auf dem Wege zu einem der von Ahlmann eifrig erstrebten Ziele sein sollte: zu einer Vervollkommnung der kommunalen Selbstverwaltung. Auf den 11. April wurde nach Neumünster ein „Schleswig-holsteinischer Städtetag“ ausgeschrieben. Der Plan ging aus von den Stadtkollegien in Kiel³, denen Ahlmann ja angehörte. Es handelte sich bei diesem Unternehmen zunächst wieder um eine Unterstützung des mehrfach erwähnten Beschlusses der holsteinischen Stände: um den Gefahren, die für die Befreiung des Landes in der Tatsache einer europäischen Konferenz lagen, zu begegnen, wollte man den Willen des Landes und seiner Bevölkerung möglichst vielseitig zum Ausdruck bringen, vielseitig, aber auch möglichst durch amtliche und öffentliche Organe. In Holstein konnten als solche die Ständeabgeordneten gelten, wie wir sahen. Wenn also die Entschliegung der Kieler Stadtvertretung vom 2. April sagte, daß leider eine freigewählte Landesvertretung nicht bestehe, meinte man damit offenbar Schleswig. Damit auch dieses Herzogtum seinen Willen durch Beauftragte aussprechen konnte, war man auf den Gedanken gekommen, es müßten sich „die Vertreter der einzelnen Landeskommunen für verpflichtet und für befugt halten, ihre Stimme zu erheben.“

Deshalb faßten die einzelnen Stadtvertretungen, von der Kieler dazu aufgefordert, Beschlüsse, dahingehend, daß die Geschichte des Landes nur mit Zustimmung seiner Bewohner und nur

¹ Jansen u. Samwer a. a. O. S. 284.

² Kupke a. a. O. Nr. 57.

³ Protokolle der Städtischen Kollegien. Sitzung vom 2. 4. 64.

entsprechend dem Rechte gestaltet werden dürften. Beides aber treffe zu in der Person Friedrichs VIII. als Herzog der von Dänemark gelösten Lande.

Wenn man außer der Anregung zu einer gemeinsamen Entschlieſung noch den Plan einer gemeinsamen Tagung, eines „Städtetages“, faſste, ſo iſt das ſicher auf den Einfluß Ahlmanns zurückzuführen. Daß er das größte Intereſſe an der Veranſtaltung, ſoweit ſie als eine ſtändige Einrichtung gedacht war, beſaß, erhellte ſchon daraus, daß die Akten über dieſes Unternehmen ſchließlich in ſeinen Beſitz gelangt ſind. Der Tagung am 11. April in Neumünſter gehörte er freilich nur als Mitglied, ohne beſondere Funktion an. Vorſitzender war Senator Thomsen in Kiel, ein Bruder von Thomsen-Oldenſwort, jezt Amtmann zu Hufum¹. Zum Schriftführer des „Erſten Schleſwig-Holſteinischen Städtetages“ wurde Advokat Rendtorff-Kiel beſtellt. Der Beſuch der Verſammlung war gut. Es waren 19 Städte und 14 Flecken vertreten. Mit den ſchleſwigiſchen Städten, deretwegen die ganze Sache doch veranſtaltet wurde, hatte es allerdings erhebliche Schwierigkeiten, die nicht von allen überwunden wurden, ſodaß der Beſuch dadurch beeinträchtigt wurde. Die Hinderniſſe rührten von der „Zivilverwaltung“ her, welche die kriegführenden Mächte in dem eroberten Gebiete eingerichtet hatten, die Behörde, bei der Feddersen als landkundiger Berater tätig war. In dieſen Wochen, ſeit Ende März, trat zuerſt ein Gegenſatz zwiſchen den preußiſchen Behörden und den Schleſwigern zutage, der von vornherein nicht beſtanden hatte. In Holſtein freilich war das Verhältnis zwiſchen der Bevölkerung und den einrückenden preußiſch-öſterreichiſchen Truppen bekanntermaßen von Anfang an geſpannt geweſen. Aber die Anfragen, die zu Anfang der Beſetzung an Ahlmann gelangt waren², wie man ſich den Truppen gegenüber zu verhalten habe, die Briefe, die er aus Altona empfangen hatte, aus denen eine deutliche Feindſeligkeit gegen die Einrückenden geſprochen hatte³ — dieſe und andere Äußerungen hatten ihren ganz natürlichen Grund darin gehabt, daß man nicht gewußt hatte, weſſen man ſich von den Großmächten zu verſehen habe. In Schleſwig dagegen war man mit den Truppen der deutſchen

¹ Akten über den „Städtetag“ im Nachlaß.

² z. B. aus Segeberg.

³ Von E. Lorenzen.

Mächte erst in dem Augenblick in Berührung gekommen, da sie als die Befreier auftraten. Von einer Feindseligkeit gegen sie war hier nicht die Rede¹. Die Kundgebungen für den Herzog, von denen oben erzählt worden ist, richteten sich keineswegs gegen die Großmächte, sie waren nach der Meinung der Schleswiger nichts anderes, als ganz ehrlich und ohne Nebengedanken gemeinte Bekenntnisse zum Deutschtum, das man sich damals in keiner besseren Weise gesichert denken konnte, als durch die Kandidatur Friedrichs VIII.

Der Gegensatz zwischen den kriegführenden Regierungen und ihren Organen einerseits und der schleswigischen Bevölkerung andererseits ist erst durch die Haltung der Zivilbehörde geschaffen worden. Die ersten preussischen Verfügungen nahm man nicht sehr übel: Verbote aller Art. Vielleicht waren sie nötig mit Rücksicht auf das Ausland. Und wegen der Ausweisung Tempelthens und Gustav Raschs, die in der deutschen Presse so viel Staub aufwirbelte, hätte wohl kaum ein schleswigischer Hahn gekräht. Das erste Befremden trat ein, als Bedliß die Zusammenkunft in Schleswig, in der der Wille des Landes nach außen sichtbar werden sollte, verbot. (Feddersen hatte ja noch mit einer Ausschreibung von Neuwahlen zur Ständeversammlung durch die Sieger als durchaus möglich gerechnet.) Nun, anlässlich der Aufforderung der Kieler Gemeindevertretung zu der Kundgebung vom 11. April erfolgte ein weiterer Schritt der Zivilverwaltung, der erkennen ließ, daß von seiten der Großmächte die Absicht bestand, über das Herzogtum ganz nach ihrem Ermessen zu verfügen, daß man eine Willensäußerung der Bevölkerung zu unterdrücken gewillt war. Die Magistrate der schleswigischen Städte hatten nicht sobald die Kieler Aufforderung erhalten, als sie durch die zuständigen Amtsverwaltungen einen Erlaß Bedlißens bekamen in dem die Stadtverwaltungen streng verwahrt wurden, irgend einen Wunsch über die künftige Gestaltung der Landesgeschichte in ihrer amtlichen Eigenschaft auszusprechen². über die erste Verfügung Bedliß' hinaus wurde den beamteten Stadtvertretern bei Strafe sofortiger Entlassung verboten, mit dem Städtetage zu verkehren³.

¹ Bürgermeister Hansen-Hadersleben. 16. 8. 1864.

² Magistrat der Stadt Husum 9. 4. 64.

³ desgl.

Das war die erste große Enttäuschung; eine Ernüchterung, die dem vorläufigen Bürgermeister von Husum, der zuerst arglos sein Erscheinen angekündigt hatte, in einem privaten Schreiben an den Senator Thomsen den Stoßseufzer erpreßt: „Angenehme Befreier das!“

Unter diesen Umständen fand man es für richtig, daß die schleswigischen Städte ihre Eingaben an die Zivilkommissare in Schleswig richteten¹. Eine ganze Anzahl war aber trotzdem in Neumünster vertreten.

Wie zu erwarten, wurden die Entschlüsse, wie sie vorgelegt waren, angenommen. Aber dann kam Ahlmann mit dem Plan, der ihm bei dieser Sache fast noch mehr am Herzen lag, als das, was man damals die „Landesache“ nannte. Nämlich: „Ferner kam zur Verhandlung, ob die heutige Versammlung zu einer dauernden Verbindung unserer Kommunen durch Stiftung eines sowohl für politische als auch für kommunale Zwecke nutzbar zu machenden Städtetages zu verwerten sei.“ Ahlmann stellte den Antrag, „daß eine Kommission, etwa 3 Städte, gewählt werde, um zunächst ein Regulativ für periodisches Zusammentreten der Kommunen zu entwerfen, zog denselben aber zurück, nachdem von anderer Seite der angeregte Plan unterstützt, dagegen die Wahl eines einzigen Vororts und zwar der Stadt Kiel, empfohlen war“². In den dann eingesetzten Ausschuß, der die Geschäfte des Städtetages führen, zugleich auch, wie Ahlmann vorgeschlagen, Geschäftsordnung und Satzung der neuen Vereinigung auszuarbeiten hatte, wurden Senator Thomsen, Gustav Rendtorff und Ahlmann gewählt.

Ahlmann hat sich der Aufgabe mit Eifer, dem gewohnten Eifer in solchen organisatorischen Dingen, angenommen. Wenn er für die zu entwerfenden Satzungen sich im wesentlichen an die Satzungen des Deutschen Städtetages hielt, geschah das, von sachlichen Gründen abgesehen, schon deswegen, weil doch auch sein Tag nur 24 Stunden hatte. Es ist überhaupt erstaunlich, daß er fähig war, eine solche, auf lange Sicht abgestellte Arbeit in An-

¹ Bürgermeister Stühr-Husum. 7. 4. 64. Akten des Städtetages.

² Bürgermeister Hansen-Hadersleben. 16. 8. 64. — Anlage. — Schreiben des Haderslebener Amtshauses vom 30. 4. 64. (Verfg. Bedükens vom 26. 4.).

³ Protokoll des Städtetages in Neumünster.

griff zu nehmen, er, der so sehr in den Kämpfen und Arbeiten des Tages verstrickt war.

Genau eine Woche nach der Tagung in Neumünster fielen die Düppeler Schanzen. Aber die Schleswig-Holsteiner konnten des für sie erhofften Sieges nicht froh werden. Denn das lange schon schattenhaft am Horizont sich abhebende Gespenst einer europäischen Konferenz war jetzt eine Tatsache geworden. Daß Preußen die Herzogtümer an Dänemark zurückgeben wollte, glaubte wohl keiner. Aber war Herr von Bismarck imstande, der europäischen Mißgunst die Waage zu halten? Darum galt es jetzt um so mehr vor der Öffentlichkeit den Willen des Landes zu vertreten. Durch diese Aufgabe war Ahlmann wieder in eine Flut von Arbeit und Aufregung gestürzt. Aber dies gesteigerte Lebensstempo entsprach seiner Natur.

Im Augenblick erforderte die Vorbereitung der großen *Mendshurger Versammlung*¹ die Anspannung aller Kräfte. Die „Vereine“ riefen zu einer Riesentundgebung im Stile der Elmshorner Versammlung des Vorjahres auf. Tausende versammelten sich am 8. Mai in Mendshurg. Die Aufgabe, dem Herzog die Entscheidung der Versammlung mitzuteilen, fiel Ahlmann zu. Als Sprecher der Abordnung sagte er ungefähr das Folgende: „Wir bitten, in den Beschlüssen der Versammlung den Ausdruck eines festen Entschlusses zu sehen, des Entschlusses, zu Ihnen und des Landes Recht so zu stehen, daß keine Macht der Erde uns davon abwendig machen kann, des Entschlusses, dem Beispiel der glorreichen verbündeten Armee folgend, das zu tun, was Männern ziemt. Denn es ist die Pflicht getreuer Untertanen, wenn ihr rechtmäßiger Herrscher ruft, für die Verteidigung des Rechts mit dem Lepten einzustehen. Die Schleswig-Holsteiner haben Ew. Hoheit gehuldigt und Treue gelobt. Sie werden Treue zu halten wissen“.

Wer diese Worte sprechen konnte, mußte fest an die Verwirklichung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein glauben. In der Tat war in diesen Monaten dieser bis zum Greifen nahe. Die preussischen und österreichischen Unterhändler erkannten auf der Londoner Konferenz das Erbrecht des Augustenburger an, nachdem an der Haltung der dänischen Vertreter die Teilungspläne gescheitert waren. Was aber Ahlmann noch mehr von dem

¹ Akten im Nachlaß.

² Kupfe a. a. O. Seite 69.

in Aussicht stehenden günstigen Ausgang der Sache des Landes überzeugen mußte, war die Tatsache, daß in diesen Wochen die deutsche Hochfinanz ihrerseits eine Konferenz abhielt, in Altona¹, und daß auf dieser Bankierkonferenz die Gründung einer schleswig-holsteinischen Notenbank beschlossen wurde. Zu dem Konsortium gehörte auch die Firma Wilhelm Ahlmann, als einzige schleswig-holsteinische Bank. Wenn die Bleichröder und Hansemann die Zeichen der Zeit so deuteten, dann mußte es nicht schlecht stehen. Dann waren auch die Kieler Kreise gewiß berechtigt, guten Mutes zu sein. Wirklich war Samwer um diese Zeit vollkommen siegesicher². Aber auch die anderen Kreise, die Gegner Samwers, wie Reventlow und Kömer, sahen die Sache nicht anders an. In der Haltung der „Norddeutschen Zeitung“, die Kömer redigierte, ist in dieser Zeit kaum ein Unterschied von der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ Moses Mays festzustellen, geschweige denn von den „Schleswig-Holsteinischen Blättern“, auf die Ahlmann Einfluß hatte. — Er war wieder dabei, sich eine größere Resonanzfläche für seine Ansichten, der Sache des Landes ein neues Kampfmittel zu schaffen: eine Zeitung.

Wahrscheinlich war schon der „Kieler Presseverein“, der seit dem April als Verleger der „Schleswig-Holsteinischen Blätter“ angegeben wird, nur eine Fassade, in Wirklichkeit stand wohl schon Ahlmann dahinter³. Möglich auch, daß der „Presseverein“ mit dem

¹ Protokoll der Sitzung.

Acten des Ahlmannschen Bankhauses

² Samwer an Lorenzen. 18. 6. 1864. Kupke a. a. O. Nr. 61.

³ Die Stellung der „Schleswig-Holsteinischen Blätter“ erfährt eine gewisse Klärung durch folgende Stelle aus dem Protokoll der Sitzung des „Landesausschusses“ vom 14. 2. 64:

„Mit dem Herausgeber der „Schleswig-Holsteinischen Blätter“ soll ein Contract abgeschlossen werden, dahingehend, daß der Landesausschuß die Abnahme von 1100 Exemplaren per Quartal garantiert unter der Voraussetzung, daß das Preßbureau nach wie vor die Kosten der Redaktion und Expedition, soweit sie den Betrag von 1500 jährlich übersteigen, tragen wird. Der Herausgeber ist dabei verpflichtet, sich mit dem Landesausschuß über die Haltung des Blattes zu verständigen. Diese Vereinbarung soll für ein halbes Jahr Gültigkeit haben.“

Der Landesausschuß ist nicht der „Engere Ausschuß“ der Schleswig-Holsteinischen Vereine. Der Landesausschuß ist die Organisation aus dem November 63, die in dieser Zeit neben dem Zentralausschuß der „Vereine“ weiter bestand. Über das Preßbüro siehe: Otto Wandmann: „Die deutsche Presse und die Entwicklung der deutschen Frage 1864—66“ Leipzig 1910. Seite 3. Die sich dort findenden, auf Mitteilung Alexander Nepas zurück-

Montagsstränzchen und dessen „Pressekomitee“ zusammenhing. Im Februar waren Differenzen in der Redaktion der „Schleswig-Holsteinischen Blätter“ entstanden, die den Redakteur Römer veranlaßt hatten, sich von dem Unternehmen zu trennen. Da mußte dem Gründer und Besitzer der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ von 1848 von selbst der Gedanke kommen, sich für diese ereignisreiche Zeit und darüber hinaus wieder Einfluß auf eine Zeitung zu sichern. Wann er, und ob er die „Schleswig-Holsteinischen Blätter“ erworben hat, steht mit hinlänglicher Sicherheit nicht fest. Vielleicht waren seine Beziehungen zu ihnen und sein Einfluß auf sie mehr in seiner Eigenschaft als Ausschußmitglied der Schleswig-Holsteinischen Vereine begründet. Er war im April schon geschäftlich und journalistisch mit den „Schleswig-Holsteinischen Blättern“ verbunden. Im Laufe des Vorfommers hat Wilhelm Ahlmann die Zeitung ganz übernommen.

Am 19. Juni 1864 erschien die Probenummer der „Kieler Zeitung“.

Der gewählte Name ist bezeichnend für die in gewisser Weise veränderte Einstellung des Herausgebers. Er hatte gewiß die Absicht, die neue Zeitung zu einer Landeszeitung auszugestalten; aber er gab ihr doch nicht einen Namen, der das angedeutet hätte. Ahlmann war in den 15 Jahren seines Kieler Aufenthaltes ganz und gar ein Kieler Bürger geworden, den die Angelegenheiten der Gemeinde Kiel keineswegs bloß mehr in zweiter Linie interessierten. Welcher Abstand vom Frühjahr 1848, als ihm das ganze Land Schleswig-Holstein zu eng war, um ein politischer Inhalt zu sein! Damals war er nur Deutscher, jetzt ist er Kieler geworden. Jugend und Mannesalter!

Sein Blatt sollte zugleich ein Lokalblatt sein. So sprach sich seine schon stets gehegte Ansicht aus, daß der Bürger dem Staate nur angehört, jedenfalls für diesen nur wertvoll sein kann, wenn

gehenden Angaben erfahren durch die mitgeteilte Protokollstelle eine bezeichnende Ergänzung.

Das Ausscheiden Römers aus der Redaktion (s. unten) hing vielleicht mit dem Beschluß des Landesausschusses vom 14. Februar zusammen. Wie wenig Ahlmann vom Kieler Hofe beeinflusst war, zeigt ein Schreiben Franckes vom 2. April des Jahres. Er erklärt darin, der Herzog sehe sich angesichts der Haltung der Schleswig-Holsteinischen Blätter nicht veranlaßt, dem Blatte eine Subvention zu gewähren.

¹ Chr. v. Tiedemann, a. a. O.

er ihm angehört als bewußter Bürger einer Gemeinde. Gleichzeitig sprach bei dieser Art, die Zeitung aufzuziehen, auch die kaufmännische Klugheit mit. Ahlmann sah ein, daß er sein Blatt ganz anders fundiere, wenn er es auf einen lokalinteressierten Leserkreis stützen könne und daß zugleich der liberale Gedanke eine viel größere Ausdehnungsmöglichkeit habe, wenn er dem Publikum durch die Kommunalpolitik nähergebracht werde. Daß seine Auffassung richtig gewesen ist, zeigt die Geschichte der „Kieler Zeitung“, die ihre beiden Mitbewerber, die „Norddeutsche Zeitung“ in Flensburg und die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ in Altona weit überflügelt hat und an das Ziel gelangt ist, das die beiden anderen in ihren Namen ausdrückten.

Ein Unternehmen mit kaufmännischen Zwecken ist die „Kieler Zeitung“ für ihren Gründer nicht gewesen; Ahlmann hat gewiß manche Unternehmungen gewagt, die sich nachher als Fehlschläge erwiesen und die ihm keinen Gewinn sondern Einbußen an Kapital eintrugen, aber er hat nie mit solcher Zähigkeit ein Zusatzenunternehmen gehalten, wie er es jahrelang mit der „Kieler Zeitung“ getan hat. Darin liegt der Beweis für die Aufrichtigkeit solcher Worte wie der folgenden: „Die geistige und politische Erziehung unseres Volkes zu fördern, bleibe erster Zweck der Zeitung“, Ahlmann brauchte ein Organ, seine Meinungen und Wünsche, seine Pläne und Vorschläge der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Die Zeitung ist stets seine eigene Angelegenheit geblieben. Sie machte Ahlmannsche Politik. Das bedeutet aber keine Eigenbrödelei. Man kann auch sagen: Schleswig-Holsteinische Politik, wie sie seit dem Beginn der Bewegung zum Besten des Landes geführt war. Die Kieler Zeitung hat damals allgemein als das Blatt des Kieler Hofes, d. h. des Herzogs von Augustenburg, gegolten. Das ist sie nie gewesen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie man die Bezeichnung auffassen muß: Eine finanzielle Abhängigkeit der Zeitung vom „Hofe“ hat nie bestanden. Dagegen ist sicher eine weitgehende Übereinstimmung zwischen den Anschauungen des „Kieler Hofes“ und denjenigen Ahlmanns zu verzeichnen. Nach der Auffassung Ahlmanns war das Land mit dem Herzog eine Ehe eingegangen, die es nicht einseitig lösen konnte. Infolgedessen fielen, als die „Kieler Zeitung“, gegründet wurde, herzogliche und schles-

¹ An Niepa 9. 11. 69.

wig-holsteinische Politik zusammen, nach außen ganz gewiß. Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Herausgeber der Zeitung und dem „Hofe“ sind daher natürlich nicht in den Spalten der Zeitung zum Ausdruck gekommen, Kritik an den herzoglichen Maßnahmen findet sich in den Spalten des Blattes nicht. Dazu lag um so weniger Grund vor, weil Ahlmann die maßgebenden Persönlichkeiten, vom Herzog selber angefangen, alle persönlich kannte. Carl Lorenzen war Leiter des herzoglichen Pressebüros. Aber man kann nicht sagen, daß die „Kieler Zeitung“ ihre Richtlinien von dem herzoglichen Büro erhalten hat.

Sie vertrat vielmehr in der ersten Zeit die Politik der „Schleswig-Holsteinischen Vereine“. Die wichtigste Frage, vor der alle anderen schließlich zurücktraten, war das Verhältnis zu Preußen. Hierin herrschte im Juni 1864 noch weitgehende Einheit im schleswig-holsteinischen Lager.

Der Gegensatz zwischen dem Flügel Reventlow-Römer und den übrigen im „Engern Ausschuß“ hatte nie zu bestehen aufgehört. Der Fortgang Römers aus Kiel und die Gründung der „Norddeutschen Zeitung“ waren Anzeichen dafür. Aber das wurde in der Öffentlichkeit kaum beachtet. Die „Nordd. Zeitung“, wenn sie 1864 schon „annexionistische“ Ziele hatte, durfte es jetzt noch nicht wagen, damit hervorzutreten, ein deutliches Zeichen der Stimmung im Herzogtum Schleswig. Die „Norddeutsche Zeitung“ schrieb von dem Augustenburger als „Se. Hoheit, der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein“, und auf der anderen Seite vertrat die Kieler Zeitung in ihrem programmatischen Aufsatz: „Was wir wollen“ in den ersten Nummern der Zeitung mit Entschiedenheit den Gedanken des Anschlusses an Preußen, sodaß die Flensburgerin nicht umhin konnte, mit Genugtuung diese Übereinstimmung der Ansichten zu vermerken¹. In seinem Aufsatz, der, wenn er auch nicht von Ahlmann selbst geschrieben sein sollte, doch sicherlich kein Wort enthielt, was er nicht gutgeheißen hatte, kam z. B. der Ausdruck vor², daß Schleswig-Holstein als Kleinstaat, wie die anderen Kleinstaaten d. h. in solcher Selbständigkeit, nicht mehr möglich sei. Ahlmann war bereit, eine Abhängigkeit von Preußen durchaus zuzugestehen. Er wenigstens meinte es auf-

¹ Vergl. auch Wandmann a. a. O. S. 185.

² Norddeutsche Zeitung. 1864. Nr. 67.

³ Kieler Zeitung. 1864. Nr. 1.

richtig, wenn er Beschlüsse fassen half, die von der Notwendigkeit sprachen, „Preußen diejenige Stellung im Lande einzuräumen, welche es in unserem, in seinem, in des ganzen Vaterlandes Interesse hier einnehmen muß“. Es wäre sehr wohl — das ergibt sich mit vollständiger Klarheit aus der Betrachtung der Persönlichkeit Wilhelm Ahlmanns, die man, wie gesagt, als Typus werten darf — für Bismarck möglich gewesen, mit den Schleswig-Holsteinern zu einer gütlichen Einigung auf der Grundlage einer — mehr oder minder provinziellen — Selbständigkeit der ehemaligen Herzogtümer zu kommen — wenn er gewollt hätte. Er hätte in ihnen geradezu einen Beistand gegen unverständige Wünsche des Herzogs haben können — wenn er Wert darauf gelegt hätte und wenn er instande war, damals schon seine Abneigung gegen alles Liberale soweit zu überwinden, daß er Schleswig-Holstein das zugestand, was er Lauenburg gewährte².

Andererseits hat Ahlmann damals nicht erkannt, daß die Forderung auf „freiwilligen Anschluß“, auf Befragen des Landes, nur dann Aussicht auf Erfolg hatte, wenn man alle Forderungen Preußens bedingungslos annahm. Wenigstens findet sich keine Andeutung, daß er in diesem Sinne auf Samtwer eingewirkt hätte. Und es war nicht seine Art, mit seinen Ansichten hinter dem Berge zu halten, einerlei, ob sie beachtet wurden oder nicht. Hier hat sein Doktrinarismus, das Erbe seiner Bildungsjahre, den Sieg über seinen Wirklichkeitsfönn davongetragen und seinen klaren Blick für die politischen Kräfteverhältnisse getrübt. Denn daß er anders nicht geögert haben würde, notgedrungen zu tun, was Römer aus Überzeugung vertrat, läßt Ahlmanns Haltung nach der Annexion wahrscheinlich sein.

Für ihn, wie für die überwiegende Mehrheit der Schleswig-Holsteiner, war und blieb die Hauptsache die nationale Zugehörigkeit des Landes zum Süden, die Trennung von Dänemark. Er ist nie blind dafür gewesen, daß Düppel und Alsen damals diese Frage entschieden hatten und daß dadurch eine ungeheure Entspannung und Beruhigung eingetreten war. Die Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark stand nicht mehr zur Debatte, dagegen

¹ Ansprache der Schleswig-Holsteinischen Vereine an den Herzog von 26. 6. 64. Steinschrift im Nachlaß.

² Vergl. den Aufsatz: „Lauenburgisch-Preußisches Vereinerigungsrecht.“ Ztschr. d. Ges. f. Schlesw.-holst. Gesch. Bd. 57.

droht eine andere Gefahr, die seit diesem Sommer 1864 nicht mehr aufgehört hat, die Gemüther zu beschäftigen: die Teilung Schlesiens. Auf der Londoner Konferenz war diese Lösung an der Haltung der Dänen gescheitert. Es war allgemein bekannt, wie groß die Neigung dazu auf den verschiedensten Seiten noch immer war. Bismarck war ihr nicht abgeneigt, von den Westmächten ganz zu schweigen. Wie stand Ahlmann zu diesem Gedanken? Um es gleich zu sagen: man wäre auf falscher Fährte, wollte man meinen, daß sein Liberalismus ihn zu einem Anhänger des Selbstbestimmungsrechts hätte machen müssen. Er ist vom ersten Augenblick, da der Gedanke einer Teilung auftauchte, einer der Eifrigsten gewesen, die ihn bekämpften. Und das zu tun, war im Vorfommer die Hauptaufgabe, die der „Engere Ausschuss“ sich gestellt sah¹, nachdem die Gefahr gebannt schien, daß das g a n z e Land an die Dänen wieder könnte ausgeliefert werden. In dieser Richtung hat er auch die „Kieler Zeitung“ wirken lassen.

 XV.

Wirrungen — Irrungen.

Die Aussichten für eine dem Willen des Schleswig-Holsteiner günstige Lösung der verwickelten Landesache minderten sich nach dem Abschluß des Wiener Friedens bedeutend herab. Das Land glitt in die Periode hinein, in welcher der Wirrwarr der Gefühle einem ebenso großen Durcheinander der äußeren und inneren Verhältnisse entsprach.

Die Sieger im Kriege mit Dänemark konnten sich nicht darüber einigen, was mit dem Lande geschehen sollte. Monat auf Monat ging hin mit diplomatischen Streitereien. Die Herzogtümer waren mehr als je zuvor eine Schachfigur in dem großen politischen Spiel geworden. Alle möglichen Hände streckten sich danach aus; aber keiner wagte zuzulangen. Preußen wollte sie als Preis für seine Kriegsoffer, Oesterreich benutzte die schleswig-holsteinische Sache, um Preußen Schwierigkeiten zu machen. Deswegen unterstützte es die Ansprüche des Augustenburger.

¹ Protokoll des „Engeren Ausschusses“.

Dasselbe taten aus den verschiedensten Prinzipien heraus, legitimistischen, liberalen, partikularistischen, die kleinen deutschen Bundesstaaten. Den Schleswig-Holsteinern konnte nicht anders zu Mute sein wie der Maus, die aus der Falle befreit ist, und um die sich die Katzen beißen. Wem sollten sie sich anvertrauen, wenn sie im Bunde mit ihrer geschichtlichen Entwicklung bleiben wollten? Es war unmöglich, das eindeutig zu sagen. Niemand hat das Unbefriedigende dieser Zeitspanne tiefer empfunden als Ahlmann. Er wußte, wie so viele seiner Landsleute, im Grunde nicht, was er wünschen und wollen sollte. Es war ihm selbstverständlich, daß er an Herzog Friedrich festhielt und dessen Einsetzung als Herzog erstrebte. Aber wenn er sich besah, wer die Kandidatur Friedrichs VIII. begünstigte, so konnte ihn doch ein ungemütliches Gefühl überschleichen. Mag sein, daß dies Gefühl, was Österreich anging, ihm nicht bewußt war. Umgekehrt empfand er bewußt ein Unbehagen darin, Preußen bekämpfen zu müssen. Dies Hin und Her der Gefühle bildet den schwankenden Untergrund des politischen Wirkens, das Ahlmann in der Zeit des „Provisoriums“ ausübte.

Nach dem Wiener Frieden war im Lande selbst die Scheidung der Geister nach ihrer Stellung zu Preußen immer deutlicher geworden. Die „Aktionspartei“ von vor dem Kriege¹, die damals den Herzog zu gewaltsamer Aneignung der Regierung drängen wollte, kehrte jetzt zu ihrer alten Liebe, zu Preußen, zurück. Sie waren zwar noch in der Organisation der schleswig-holsteinischen Vereine. Römer saß noch im Vorstand des „Engern Ausschusses“, Reventlow beteiligte sich an den Arbeiten². Aber durch die Zeitungen³ kam ihre von der allgemeinen Meinung abweichende Einstellung immer deutlicher zum Ausdruck. Die „Norddeutsche Zeitung“ Römers enthüllte immer deutlicher ihren annexionsistischen Standpunkt und polemisierte nicht bloß gegen die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ Mayß, sondern auch gegen die „Kieler Zeitung“ Ahlmanns⁴. Aber noch wirkten sich die Gegensätze mehr in Unterströmungen aus.

¹ S. o. S. 210.

² Protokolle der Sitzungen des Engern Ausschusses.

³ Außer der „Norddeutschen Zeitung“ in Flensburg die „Schleswiger Nachrichten“ des Advokaten Johannsen und die „Flehoer Nachrichten“, die unter dem Redakteur Rommel jetzt diese Schwentung vollzogen.

⁴ Fl. Nordd. Ztg. 1864. Nr. 102, Kieler Ztg. 1864. Nr. 16.

Da brachte gegen Ende des Jahres Scheel-Plessen größere Klarheit: Er bewirkte die sogenannte „Siebzehner Adresse“, die Preußen rund und klar um die Einverleibung ersuchte. Das war am 22. Dezember 1865¹.

Nun herrschte im „Kieler Umschlag“ wieder einmal hochgespannte Tätigkeit. Das Ergebnis war eine Ansprache des „Ergern Ausschusses“² und die „Vierziger Erklärung“ von größeren Gutsbesitzern des Landes. Ahlmann nahm an diesen Vorgängen den regsten Anteil. Er war nicht mehr Schriftführer des Ausschusses, war auch an der Formulierung dieser Ansprache nicht beteiligt³. Aber er wirkte als Pressemann. Seit der Gründung der „Kieler Zeitung“ war er unablässig bemüht, durch sie für die Sache des Landes zu werben und zu wirken. Er machte die Zeitung eigentlich selbst, nicht nur geschäftlich, auch redaktionell; denn der leitende Redakteur, „der Herr Hauptmann“, war nicht eben sehr zuverlässig. Die Verantwortung für den Inhalt lag bei dem Herausgeber, der sich oft auch noch um das Detail bemühen mußte. Er tat das gern, ja, sogar mit einem fast leidenschaftlichen Interesse. Aber es kostet doch Zeit, die er der Tätigkeit für sein Geschäft entziehen mußte⁴.

Die „Siebzehner-Adresse“ und ihr Echo, die „Vierziger Erklärung“, die sich bald mit 50 000 Unterschriften bedeckte, trieb inzwischen die Freunde der „Norddeutschen Zeitung“ zum Handeln. Am 12. Februar tagten sie in Rendsburg, ihrer 24⁵; Ahlmann hörte sogleich davon, ohne daß es ihm klar war, ob die Leute in Rendsburg sich von den Schleswig-Holsteinischen Vereinen getrennt hätten oder nicht; er wandte sich sofort an Joh.

¹ Jansen und Samtwer. S. 429 ff.

² Jansen und Samtwer. S. 432.

³ Die Ansprache ist entworfen von Hänel und Wallisch. Protokoll der Sitzung des C. A. von 12. 1. 65.

⁴ Ernst Hinsching, Offizier der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee.

⁵ Er konnte sich seinen politischen Neigungen hingeben, ohne sein Geschäft zu schädigen, weil er in dem Proturisten Rehder sich einen Mitarbeiter herangebildet hatte, auf den er sich verlassen konnte, und dem er in den Jahren, als er Abgeordneter war, die Leitung der Bank völlig überließ. Rehder war damals auch sein Vertrauensmann in den kommunalpolitischen Kämpfen, in die er verwickelt war (Briefe Rehders an Ahlmann).

⁶ Preußische Jahrbücher. 1865. S. 426. „Die Parteien in Schleswig-Holstein“. Der Schreiber des Aufsatzes, Moritz Busch, war selbst mit dabei (Jansen und Samtwer S. 434).

Lehmann in Rendsburg¹, der Römer und Reventlow politisch nahestand. Aber ehe er noch Antwort erhalten hatte, brachte die Nationalzeitung² die Meldung, daß in Rendsburg eine „Nationale Partei“ gegründet sei.

Das war in Ahlmanns Augen das Unersehene, was auf jeden Fall zu vermeiden war: Zersplitterung im eigenen Lager. Er selber, Hänel und andere hatten sich schon lange im Gegensatz zu dem linken Flügel der Vereine gefühlt; aber sie hatten sich nicht von ihnen getrennt, sondern versucht, sie auf einen vernünftigeren Standpunkt hinüberzuziehen.

Die Antwort Lehmanns³ schien zwar seine Befürchtungen abzuschwächen. Lehmann dachte offenbar nicht daran, seine Mitwirkung im „Engeren Ausschuß“ aufzugeben. Er war auch nicht der Auffassung, daß sie sich am 12. für die Einverleibung ausgesprochen hätten⁴; aber er verschwieg doch auch nicht, daß er dies Ergebnis begrüßen würde.

Indessen, wenn die Parteibildung nicht vollzogen war, bereitete sie sich vor⁵. Es war klar, daß etwas geschehen müsse, um die, die Schlagkraft der öffentlichen Meinung lähmende Zersplitterung zu vermeiden. Sowohl nach dem Bericht der „Nationalzeitung“, der „Norddeutschen Zeitung“ und Lehmanns Brief schien es möglich, eine gemeinsame Plattform zu finden. Die „Nationalen“ hatten das Erbrecht des Augustenburger und die innere Selbständigkeit des Landes nicht fallen gelassen. Mehr als „innere Selbständigkeit“ wollte Ahlmann auch nicht. Wenn diese ihn davor bewahrte, den preussischen Liberalen in ihrer erdrückenden Bedeutungslosigkeit Gesellschaft leisten zu müssen, waren seine Wünsche erfüllt. So erklärte er denn in der „Kieler Zeitung“, daß die „Nationalen“ nach dem, was über ihr Programm verlaute, sich nicht von den „Vereinen“ unterschieden. Er räumte ein, daß Preußen berechtigt sei, Bedingungen zu stellen, unter denen es die Aufrichtung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein zulassen könne. Aber diese Bedingungen müßten erst vorliegen. Erst dann könne vielleicht eine Scheidung möglich sein.

¹ Kieler Zeitung. 1865. Nr. 200.

² Joh. Lehmann. 14. 2. 65.

³ Vergl. Preuß. Jahrb. 1865. S. 426.

⁴ Rundschreiben des Kieler Schlesw.-Holst. Vereins vom 14. 2. 65.

⁵ Nr. 200.

Das war ganz richtig. Die „Nationalen“ warteten, wie die ganze Welt, auf diese Bedingungen. Sie wollten sie dann unbedenken annehmen¹. Ahlmann aber fragte: „Ist ihr, der „Nordd. Bzg.“, Programm ein paktierendes oder ein oktroyierendes?“ d. h. in der heutigen Ausdrucksweise: Verhandlung oder Diktat?

Mit der Bekanntgabe der preussischen Bedingungen war das Geschick des Landes an einem Wendepunkt angelangt. Es läßt sich kaum anders denken, als daß die gesammelte öffentliche Meinung der Herzogtümer, im Sinne Römers und Reventlows eingesetzt, einen Faktor von Gewicht bedeutet haben würde. Und man fragt sich, ob Ahlmann sich so sehr täuschte über die Geltung, welche die Stimme des schleswig-holsteinischen Volkes in dem politischen Konzert noch hatte, daß er meinen konnte, Bismarck werde mit den Schleswig-Holsteinern *v e r h a n d e l n*. Vielleicht aber spielte bei ihm die instinktmäßige Abneigung gegen ein „Diktat“ wie gegen jeden Zwang eine große Rolle, dann hoffte er auch auf den Einfluß der österreichischen Politik, und endlich sah er auch klar, daß es eben unmöglich war, die Masse der Schleswig-Holsteiner so schnell auf den Standpunkt der Nationalen hinüberzuführen. Wie recht er damit hatte, sollte sich bald zeigen.

Er versuchte mit seinen Freunden eine Schwenkung der „Bereine“ in der Richtung auf die Linie der „Nationalen“ herbeizuführen. Man brachte den Vorstand des Kieler „Schleswig-Holsteinischen Vereins“ dazu, ein Rundschreiben an die Vereine zu erlassen² des Inhalts, es sei an der Zeit, sich von „Vereins“ wegen klar darüber zu äußern, was man Preußen zugestehen wolle. Nur so könne man einer Zersplitterung im eigenen Lager vorbeugen. Für eine demnächst zu berufende Delegierten-Versammlung schlug man eine Erklärung vor, die immer noch sehr vorsichtig gehalten war³. Dies Zugeständnis den Demokraten vom Schlage Meergaards abzurin-

¹ Preuß. Jahrb. 14. 2. 65.

² Im Nachlaß. 14. 2. 65.

³

I.

„Im Bewußtsein der Übereinstimmung und der Rechtsüberzeugung der Gesamtbevölkerung unseres Landes und in der Überzeugung, zum Besten des Vaterlandes zu handeln, halten wir fest an der auf Grund des Rechts gelobten Treue zu unserm Herzog Friedrich VIII., halten wir fest an der Forderung, daß bei der zu beschleunigenden Ordnung unserer staatlichen Verhältnisse sowohl im Innern als in Beziehung zu Deutschland dem Herzog und den gesetzlichen Vertretern des Landes eine entscheidende Stimme zufließt.“

gen, hatte es gewiß vieler Mühe und Geschicklichkeit bedurft. Aber sie war verlorene Liebesmüh!

Trotzdem auf der Delegierten-Versammlung am 26. Februar die Kieler Antragsteller mit stillschweigender Zustimmung der Versammlung in Abänderung des „aber“ im Passus II in „daher“ und Wegfall des Wortes: „innere“ vor „Selbständigkeit“ gewilligt¹ hatten, wurde der Absatz II, auf den alles ankam, mit 120 : 88 abgelehnt und statt dessen ein völlig farbloser Satz angenommen.

Bei der nun folgenden Neuwahl des Vorstandes (Engern Ausschusses) erklärten sämtliche Vorstandsmitglieder bis auf Hänel und Ahlmann, weder eine Wahl noch eine Kooptation² wieder annehmen zu wollen. Römer war schon ausgeschieden. Ahlmann und Hänel erklärten nur, nicht wiedergewählt werden zu wollen. Sie brachen also die Brücken nicht vollständig ab³.

Die Trennung der „Nationalen“ von der gemeinsamen Front war nun nicht mehr zu verhindern. Was sollten Ahlmann und Hänel tun? Sollten sie ins Lager der „Nationalen“ hinübergehen? Ahlmann konnte sich dazu nicht entschließen. Freilich gab er Römer⁴ Recht: Preußen sei die große und einzige Hoffnung⁵, aber wenn die „Norddeutsche Zeitung“ auf die „realen Machtverhältnisse“ hinwies, so meinte er doch, daß auch Recht und Sitte zu berücksichtigen seien. Er konnte sich eben nicht damit abfinden, daß man über die Schleswig-Holsteiner wie über einen Sachbesitz verfügte. Vor allem wußte er, daß in der Mehrheit der „Beine“ viele deutsch-liberale Männer waren. Man würde durch eine Absonderung das verhängnisvolle Ergebnis der preussischen Regierungspolitik unterstützen, die den „Liberalismus ins Lager

II.

Wir erklären uns aber gleichzeitig bereit, unbeschadet der inneren Selbständigkeit des Landes und auf Grund eines durch den Herzog unter geselliger Mitwirkung der Landesvertretung zu schließenden Vertrages eine engere Verbindung mit Preußen einzugehen in denjenigen Angelegenheiten, deren gedeihliche Entwicklung ohne Anlehnung an die norddeutsche Großmacht weder für Schleswig-Holstein noch für das übrige Deutschland möglich ist.“

¹ Bericht über die Tagung (gedruckt) im Nachlaß.

² Der gewählte E. Ausschuss hatte das Recht der Hinzuwahl.

³ Vergl. über die Rendsburger Delegiertenversammlung. Sybel: Begründung d. dtischen Reiches. Volksausg. IV S. 69 und Kupke a. a. O. S. 318 Anm. 2.

⁴ Nordd. Ztg. 1865. Nr. 89.

⁵ N. Ztg. 1865. Nr. 220.

des Partikularismus“ treibe¹. Mit einem Übertritt zu den „Nationalen“ würde er mit ihnen als unbedeutende Minderheit zur Einflußlosigkeit im Lande wie in der großen Politik verurteilt sein.

Inzwischen waren alle solche Erörterungen doch nichts mehr als der Chor des griechischen Theaters: sie begleiteten die eigentliche Handlung, die sich auf der Szene des diplomatischen Partetts vollzog, und die eben in diesen Tagen eine Krise zeitigte: Preußen hatte am 22. Februar seine Bedingungen bekanntgegeben — nicht den Schleswig-Holsteinern, sondern dem österreichischen Kabinett. Preußen gestand ein selbständiges Schleswig-Holstein zu, freilich unter Bedingungen, die absichtlich sehr drückend gehalten waren.

Der neugewählte Vorstand der „Vereine“ empfand jetzt das Bedürfnis, sich dazu zu äußern: Er regte eine gemeinsame Sitzung mit dem „36er Ausschuß“ des Frankfurter Abgeordnetentages an² (Hänel war inzwischen wieder kooptiert worden) und auf dieser Sitzung wurden Bedingungen des Anschlusses an Preußen formuliert, die in den wesentlichen Punkten den preußischen Forderungen entsprachen. Ahlmann hatte Recht behalten: die Mehrheit der „Vereine“ war wohl zu vernünftigem Handeln zu bringen.

Allerdings konnten die Berliner Beschlüsse die Landesangelegenheit nicht weiter bringen. Ahlmann wußte wohl, daß Bismarck mit dem „36er Ausschuß“ und dem „Engeren Ausschuß“ nicht verhandeln wolle und könne³; dazu bedurfte es einer offiziellen Stelle. Und nun ist es bemerkenswert, daß er als diese Stelle nicht den Herzog Friedrich und seine Räte ansieht. Das berufene Organ des Volkswillens ist die Ständeversammlung der Herzogtümer⁴. Aber die werde nicht berufen, weil man nicht wisse, ob sie die preußischen Forderungen annehmen würde! Und doch könnte noch alles gut werden, wenn man mit den Schleswig-Holsteinern verhandelte „wie mit einem freien Manne“.

In dieser Zeit erschien Theodor Mommsens Schrift⁴, in der er sich für die Annexion aussprach. Ahlmann war weit entfernt, über diese Äußerung seines alten Freundes so entsetzt zu sein

¹ R. Ztg. 1861. Nr. 253.

² R. Ztg. 1865. Nr. 241 u. 242.

³ R. Ztg. 1865. Nr. 253.

⁴ Vergleiche Gehrde: Th. Mommsen als schlesw.-holst. Publizist. Breslau 1927. S. 137 ff.

wie viele seiner Landsleute'. Er besprach die Schrift sogar zustimmend². Er konnte das um so leichter, als Mommsen den Anschluß, ganz im Sinne Ahlmanns, aus einem freien Entschluß der Schleswig-Holsteiner hervorgehen lassen wollte³.

Diese Äußerung der „Kieler Zeitung“, eines Organs, das den Berliner amtlichen Stellen als ein Sprachrohr des Herzogs galt, hätte imstande sein müssen, den Verständigungswillen der Schleswig-Holsteiner darzutun und eine Einigung herbeizuführen. Es war aber dem Leiter der preussischen Politik nicht darum zu tun, eine solche zu erzielen. Der fruchtbare Moment ging ungenutzt vorüber.

Das „Interim“ dauerte an. Die öffentliche Debatte über Schleswig-Holsteins Schicksal ging in den alten Formen weiter: der „Engere Ausschuß“ forderte die unverzügliche Einsetzung des Herzogs; die preussische liberale Kammermehrheit protestierte gegen die Übergriffe des Herrn von Bismarck; der 36er Ausschuß manifestierte für Schleswig-Holsteins Recht; die Nationalen in Flensburg, Schleswig und Jshoe stellten die Unehrllichkeit der nationalen Deklamationen der Schleswig-Holsteinischen Vereine fest, und die Kieler Zeitung fand, daß der Name „Nationale“ sehr arrogant sei⁴. Die preussischen Jahrbücher brachten Berichte aus Holstein⁵, die aus viel Unsinn⁶, viel witzigem Snobismus und viel gut Beobachtetem von einem Manne zusammengebadet waren, der auf das Bauernvolk der Schleswig-Holsteiner mit der ganzen Erhabenheit des Großstadtmenschen herabsah. Der Jude May wurde verhaftet; die „Kreuzzeitung“ behauptet gelegentlich, die schleswig-holsteinische Armee von 1848 sei eine soziale Landplage gewesen durch ihre „Begehrlichkeit“⁷; die Meldung von der bevorstehenden Einberufung der Stände tauchte auf⁸ und gleich

¹ Gehrde a. a. O. S. 144 f.

² R. Ztg. 1865. Nr. 249, 250, 258.

³ Mommsen: Reden und Aufsätze. S. 391.

⁴ Nr. 272.

⁵ S. 413; die Parteien in Schleswig-Holstein. S. 542, die Zukunft Schleswig-Holsteins. Vergl. Treitschkes Briefe, hrsg. v. Cornicelius.

⁶ Dazu gehört, was Busch über die „Neuholsteiner“ im allgemeinen und über Ahlmanns Beziehungen zu ihnen sagt. S. 566 f. Ziemlich richtig ist Ahlmanns darnalige Haltung gekennzeichnet: „in der Mitte zwischen den gelinden Anschlußfreunden und den Höfischen“.

⁷ R. Z. Nr. 343.

⁸ R. Ztg. Nr. 304 und 329.

wieder im Strudel des Tageskampfes unter; Heinrich von Treitschke schrieb mit seiner spitzesten Feder seinen Aufsatz: „Schleswig-Holstein und die Parteien“. Ahlmann nannte ihn ein Pamphlet und fand, er sei eines Historikers unwürdig¹; man hörte viel über das Hin und Wider der diplomatischen Verhandlungen.

Und plötzlich wurde die Öffentlichkeit überrascht durch den Abschluß des Gasteiner Vertrages. Das Kondominium war aufgehoben. Holstein kam unter österreichische, Schleswig unter preussische Verwaltung. Das Provisorium dauerte an; die grausame Ungewißheit blieb.

Die preussische Regierung und ein großer Teil der Öffentlichkeit sah den Gasteiner Vertrag als einen Erfolg Bismarcks an. Ahlmann erblickte in ihm eine preussische Niederlage. Preußen hätte sie nicht einzusteden brauchen, hätte in Deutschland eine ganz andere Stellung einnehmen können, wenn es verstände, mit moralischen Größen zu rechnen². Er meinte damit, er hätte in Schleswig-Holstein einen treuen und naturgegebenen Bundesgenossen gegen Österreich und für seine deutschen Pläne haben können, wenn er die Herzogtümer als „politischen Faktor“, als verhandlungsfähig angesehen hätte. Das war nicht mit Schadenfreude gedacht, vielmehr mit ehrlicher Bekümmernis. Lieber als Österreich hätte er Preußen einen Erfolg gegönnt, bei dem auch die Herzogtümer zu ihrem Recht gekommen wären.

Als freilich Gablenz als Statthalter in Holstein einzog, gewann er bald aller Herzen. Er hatte es gewiß leichter als sein preussischer Kollege Manteuffel in Schleswig; denn dieser hatte den Auftrag, die Wünsche der Bevölkerung zu unterdrücken, was gewiß seiner eigenen Neigung und Auffassung entsprach. Gablenz dagegen hatte nur die Aufgabe, sich und die Österreicher beliebt zu machen. Aber es muß doch auch gesagt werden, daß Gablenz nicht nur ein liebenswürdiger, sondern auch ein achtenswerter und tüchtiger Mann war. Und wenn er der „Landesregierung“ nicht viel dreinredete, so ist die Frage noch offen, ob das nicht das Bessere für das Landeswohl war³. Jedenfalls hatten die Schleswig-Holsteiner Gelegenheit, zu zeigen, ob sie ihr Land selbst verwalten könnten. Das Experiment ist glänzend gelungen. In dem einen

¹ R. Ztg. 1865. Nr. 403. (Die Schrift erschien freilich erst nach Gastein.)

² R. Ztg. 1865. Nr. 361. Vergl. dagegen Wandmann a. a. O. S. 67 f.

³ Vergl. Lorenz: Gablenz in Holstein. Ztschr. f. schl.-h. Gesch. Bd. 59.

Jahr der Gabelnzischen Statthaltertschaft ist viel geleistet worden'. Von Mißwirtschaft war ganz sicher keine Rede.

Auch Ahlmann wurde an der Verwaltung des Landes beteiligt, er wirkte in der Finanzabteilung mit². Er hat Gabelnz eine dauernde und aufrichtige Verehrung entgegengebracht³. Voreingenommen für den Österricher war er an und für sich nicht. So sehr der Vergleich zwischen dem in Schleswig statthaltenden preussischen General und dem österreichischen in Holstein in seinen Augen zugunsten des letzteren ausfiel — er fühlte doch ganz gut, daß von den Auftraggebern der beiden die preussische Regierung die zuverlässigere war; jedenfalls diejenige, die im Grunde gewollt oder nicht gewollt den Herzogtümern zum Schutze dienen würde. Ebenso fest aber war er auf der anderen Seite davon überzeugt, daß ein selbständiges Schleswig-Holstein, gewollt oder ungewollt, eine preußenfreundliche Richtung nehmen mußte, wenn es erst einmal aufgerichtet wäre.

Dies Letztere galt es einstweilen zu erstreben. Wenn Preußen nicht wollte, mußte es durch österreichische Hilfe erreicht werden. Die lebenswürdigen, lauterer Persönlichkeiten des Generals von Gabelnz und des Herzogs Friedrich mußten Ahlmann, der für die von den lebendigen Menschen ausgehenden Wirkungen so stark empfänglich war, noch mehr in diese Richtung drängen.

Trotzdem behielt diese Interimsperiode das doppelte Vorzeichen. Es ist nicht ohne Tragik, daß er mit nur zu großer Sicherheit fühlte, wie das Preußen Bismarcks allein imstande war, das durchzuführen, worauf sein Sinnen und Streben gerichtet gewesen war, seit er als Hamburger Kaufmannslehrling zuerst in die Welt

¹ Die spätere Zeit hat die Wirksamkeit der holsteinischen Regierung unter Gabelnz anders beurteilt als die Nationalen der damaligen Zeit (Nordd. Ztg. 1864, Nr. 92): Vergl. Hedemann-Heszen: „Die Herzogtümer und die Neuzeit.“ S. 721; Lorenz a. a. O.

² Dankschreiben der Landesregierung im Nachlaß.

³ 1868 bei der Grundsteinlegung des neuen Gymnasiums nahm Ahlmann Gelegenheit, seiner Anhänglichkeit an Gabelnz starken Ausdruck zu verleihen. Gabelnz und den Räten schulde man das Werk, das nun begonnen werde. Die Schleswig-Holsteiner wären undankbar, wenn sie vergessen würden, was jene Männer dem Lande gewesen. — Äußerungen wie diese waren dazu angetan, den Ruf Ahlmanns als Protektler bei den Behörden zu steigern. Indessen galt sein Protest garnicht den Preußen an sich, sondern der von den Preußen geübten Verwaltungspraxis. (Vergleiche Kap. 17.)

des öffentlichen Lebens eintrat — und daß er doch dessen Annexionspolitik bekämpfen mußte als Schleswig-Holsteiner und als Liberaler, daß er als anständig und rechtlich empfindender Mann erkennen mußte, wie Preußen durch Gewalt und Unrecht einer Krise zusteuerte: Andererseits war er auf die Seite der Österreicher gedrängt, denen er doch auf die Dauer keine Gefolgschaft würde leisten können, da Erfahrung wie politisches Fingerspitzengefühl ihm dessen Unzuverlässigkeit in deutscher Politik verrichten.

Mit diesem zwiespältigen Gefühl in der Brust durchlebte und und durchkämpfte er die Jahre des Hangens und des Bangens, die Zeit der unerträglichen Unsicherheit aller Zustände zwischen jener Februarnacht, da die Preußen über die Lebensau gingen, bis zu den Sunitagen 1866, als sie wiederum die Waffen zurücktrugen über die Eider, als die Schleswig-Holsteiner mit einem Schläge der Möglichkeit und der Notwendigkeit einer Option enthoben waren

XVI.

Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage.

So kriegerisch der Liberalismus dem Auslande gegenüber war, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche erschien Ahlmann als ein Frevel¹, Preußens Haltung, die den Krieg verschuldete, wenn nicht erstrebte, als verbrecherisch. Er sah allein die schleswig-holsteinische Verwicklung als die zu löfende Schwierigkeit, während Bismarck mit dem erhobenen Schwert Preußens den d e u t s c h e n Knoten zerhauen wollte. Er konnte nicht einsehen, daß es nötig sei, zu dem äußersten Mittel zu greifen, um die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage zu finden, die Bismarck und den Befürwortern der Annexion annehmbar sei.

Über, so sehr ihn die Haltung der preußischen Regierung empörte, er war auch jetzt noch weit entfernt, ein blinder Preußenhasser zu sein. Noch am 4. Juni 1866², als der Krieg doch schon unvermeidbar erschien, nannte er Preußen den Vertreter des all-

¹ Siehe unten: Das Exposé Hänel's von 1869.

² Kieler Zeitung. 1866. Nr. 598. * * Kiel, 7. Juni.

³ An Feddersen. 4. 6. 66.

gemeinen deutschen Interesses, das Opfer von den Herzogtümern fordern könne, die das Land auch bereit sein müsse zu bringen.

Im selben Atemzuge hält er es für unvereinbar mit der Ehre eines Schleswig-Holsteiners, von den Preußen und für die Preußen ein Amt anzunehmen, „daß diesen verräterischen Krieg unterstützt“. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs sollte nach seiner Meinung erfolgen aus einem Ereignis, das er innig begrüßte. Dafür hielt er die von den Österreichern angeordnete Berufung der holsteinischen Ständeversammlung. Die Mitwirkung der Stände als der gesetzlichen Vertretung des Volkes war für ihn ein unerläßliches Erfordernis bei einer jeden Lösung der Frage. Damit war aber für ihn noch gar nicht ausgemacht, daß diese Lösung viel anders ausfallen würde, als die Gewaltlösung im Sinne Treitschkes und der anderen Annexionisten. Er glaubte immer noch, genau wie Th. Mommsen, trotz der wilden Gebärden der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“, daß für Preußen zum Kriege keine Veranlassung mehr sei, wenn die Stände des Landes würden sprechen können. Damit die preußische Regierung das zuließ, mußten allerdings die Schleswig-Holsteiner beweisen, daß das Mißtrauen der Preußen und Propreußen¹ gegen die Herzogtümer unberechtigt sei. Deshalb sollten sie nach Ahlmanns Meinung in dieser letzten Stunde durch Adressen ihre Bereitwilligkeit erklären, mit einer den Interessen Preußens entsprechenden Lösung einverstanden zu sein. Sie sollten aber auch die Einberufung der Stände fordern.

Sicherlich stellte also Ahlmann seine Rechnung nicht auf einen Sieg der Österreicher ab. Aber er verkannte auch noch in diesen Tagen des schon ausbrechenden Krieges die Lage so sehr, daß er nicht sah, wie wenig eine Erklärung in dem seit Jahren angewandten Stile des „Auf der einen Seite — auf der anderen Seite aber . . .“ imstande war, das Mißtrauen Preußens gegen die Schleswig-Holsteiner zu zerstreuen und klärend zu wirken. Er sah nicht, daß nur eine rücksichtslose Stellungnahme für Preußen vielleicht den Gang der großen Ereignisse beeinflussen konnte. Auch Samwer und der Herzog, denen Ahlmann seinen Plan mitteilte, und die ihn billigten², haben nicht die Kraft und die Klug-

¹ Nordb. Ztg. 1865. Preußische Jahrbücher. 1865. S. 432.

² An Feddersen. 4. 6. 66.

heit befehen, diesen großen Entschluß zu fassen, den man ihnen in manchen Kreisen zutraute.

Drei Tage nachdem der Brief Ahlmanns vom 4. Juni geschrieben war, verließ der Herzog die Stadt Kiel, um sich dem Lande zu erhalten, d. h. um nicht in die Hände der Preußen zu fallen¹. Damit war im Grunde durch den Herzog eine Parteinahme für Oesterreich erfolgt. Am Mittag desselben Tages war Ahlmann wieder auf dem Bahnhof zu einem Abschied für immer: Gablenz reiste, geleitet von den Kommunalbehörden und auch dem preußischen Offizierkorps der Besatzung nach Altona ab². Die Hoffnung auf eine friedliche Beilegung des Konfliktes mußte man nun aufgeben. Darüber täuschte auch der Umstand nicht hinweg, daß bei dem Abschied Gablenzens die Kapelle des preußischen Seebataillons die österreichische Nationalhymne spielte. Die Preußen rückten in Holstein ein; es war kaum noch ein Zweifel: sie würden den Zusammentritt der holsteinischen Stände mit Gewalt verhindern. „Die Entscheidung ist nunmehr auf die Spitze des Schwertes gestellt. Kaum ist es noch denkbar, einen friedlichen Ausweg zu finden. Die schwerste Verantwortung trifft die Macht, welche die gegenwärtigen Lage verschuldet.“

Die Ereignisse folgten nun Schlag auf Schlag. Die preußischen Truppen besetzten Holstein, die österreichischen zogen sich auf Altona zurück, wo Gablenz und die Landesregierung noch saßen. Was wollten die Schleswig-Holsteiner in diesem Augenblick tun? Was wollte Ahlmann getan wissen?

Die Haltung der „Kieler Zeitung“ in diesen entscheidenden Tagen ist nicht klar, sie kann es nicht sein bei dem Widerstreit der Empfindungen, die ihren Herausgeber erfüllten. In dem oben genannten Leitartikel vom 7. Juni, der wohl von Ahlmann selbst herrührt, ist das einzige, was deutlich gesagt wird, das Bekenntnis zum Herzog Friedrich, der jetzt das Land verlassen müsse, um es seiner Führerschaft nicht zu berauben. Welche Haltung Ahlmann aber seinen Landsleuten anrät, bleibt einigermaßen unbestimmt. „Sie sollten, ermahnt er sie, durch männliche Haltung, durch jenen echten Bürgerfinn, der den Mut einer Überzeugung hat, auch wäh-

¹ Kieler Zeitung. 1866. Nr. 598; Nr. 600. * Kiel, 8. Juni.

² Kieler Zeitung. 1866. Nr. 598.

³ Kieler Zeitung. 1866. Nr. 598. * Kiel, 7. Juni.

rend des brennenden Krieges, eine dritte Macht für die Entscheidung aufbauen, die Macht des Hornes gegen die Frevler an unsern höchsten Gütern, die Macht der Begeisterung für unsere Einigung, für unsere Freiheit, unser Recht.“ Daraus scheint hervorzugehen, daß er ein bewaffnetes Eingreifen seiner Landsleute nicht wünscht. An einer anderen Stelle des Artikels heißt es dann aber wieder, sie sollten sich bereit halten für den Augenblick, „wo es gilt, mit Zähigkeit auszudauern oder mit Kraft zu handeln“. So bleibt es dunkel, wie denn die Schleswig-Holsteiner „dem übrigen Deutschland ein Vorbild opferfähiger Vaterlandsliebe bieten“ sollten.

Bismarck erschienen diese Äußerungen vom „Opfermut“ allerdings eindeutig genug zu sein¹. Ahlmann hat indessen bestimmt nicht an ein bewaffnetes Eingreifen der Schleswig-Holsteiner gedacht. Er wollte nur nicht vor der „Macht“ kapitulieren, vor der, wenn sie sich gegen die eigenen Volksgenossen wandte, er eine echt liberale Abneigung empfand. Was er will, ist das Folgende: Durch eine ruhige, aber stetige und sich gleichbleibende Haltung sollen die Schleswig-Holsteiner dazu mitwirken, daß die öffentliche Meinung nicht an ihnen vorbeisehen könne. Er war der Meinung, daß „die Haltung der Schleswig-Holsteiner unter allen Umständen schwer in die Waagschale der Entscheidung fallen werde“².

Darin befand er sich nun in einem großen Irrtum. Die „Macht“ war doch viel stärker und zielbewußter als die öffentliche Meinung. Und die Proklamationen Manteuffels, mochten sie „sachlich“ und „stylistisch“ noch so „schwache Werke“ sein, „deren Wirkung an sich keinen Grad über Null stiegen“³, hatten im Verein mit der Macht und dem Willen Preußens, die dahinter standen, doch erheblich mehr Bedeutung, als die Artikel der „Kieler Zeitung“. Wenige Tage, nachdem das Blatt sich so respektlos über des „Herrn Gouverneurs“ publizistische Leistungen geäußert hatte, war die R. Z. eben so, wie alle „nichtkonzessionierten“ Blätter Holsteins, verboten, die „schleswig-holsteinischen Vereine“ aufgelöst und Scheel-Blessen — nicht Haupt einer „gemein-

¹ Sybel: „Die Begründung des deutschen Reiches.“ IV, 318.

² R. Z. 1866. Nr. 598.

³ R. Z. 1866. Nr. 599. * Kiel, 8. Juni.

samen Regierung zur Reaktivierung des status quo¹“, sondern Oberpräsident in Kiel.

Die Ereignisse der nächsten Wochen prasselten mit betäubender Wucht auf die Zeitgenossen nieder. Preußen war trotz seiner „Isolierung“ der Stärkere. Vier Wochen nach dem Einmarsch Manteuffels in Holstein war alles vorbei. Die deutsche Frage war gelöst. Und die schleswig-holsteinische? Ahlmann hat damals noch eine schwache Hoffnung gehegt, daß die Verwirklichung der schleswig-holsteinischen Wünsche in irgend einer Form noch möglich sein würde. Er war durch die Niederwerfung Oesterreichs an und für sich nicht so sehr betroffen. Er verhehlte sich nicht, daß dieser preußische Sieg für das große Ziel der deutschen Einigung ein Glück bedeuten könne². Sehnsüchtig wünschte er, daß er und seine Landsleute dies Glück auch ohne bitteren Beigeschmack genießen könnten! Wilhelm Bodelmann meinte, ein energischer Wille, der sich auf 600 000 Bajonette stützen könne, werde sich wenig um die öffentliche Meinung kümmern³. Ahlmann wußte sehr wohl, daß das so sei, aber sein ganzes Empfinden sträubte sich dagegen, vor der erfolgreichen Macht umzufallen. Außerdem würden die bisherigen Gegner an eine so plötzlich und im Augenblick der Niederlage erwachsene Einsicht nicht glauben. Sie würden den Schleswig-Holsteinern dann erst recht niedrige Beweggründe unterschieben⁴. Von Treitschke bis zur Kreuzzeitung würde es heißen, das klägliche Bild, das von den Schleswig-Holsteinern während der Zeit des Interims in den Preussischen Jahrbüchern und anderswo gezeichnet war, habe sich erneut als richtig erwiesen. Deshalb, wenn der unselige Zwist beseitigt werden sollte, konnten nicht die Schleswig-Holsteiner, es mußte der Sieger, Bismarck, entgegenkommen. Der preussischen oppositionellen Kammermehrheit gegenüber handelte dieser so. Er fühlte sich stark genug, um das Schicksal seines Werkes in deren Hand zu legen, indem er die Indemnität nachsuchte. Sollte er nicht auch den Herzogtümern in der Form entgegenkommen? Ihre Ständeversammlung berufen und durch deren Mitwirkung die

¹ Wie Ahlmann vermutete, daß es kommen werde: R. Z. 1860. Nr. 599.

² R. Z. 1866. 598.

³ In einer Stadtverordnetenversammlung im September (Konzept im Nachlaß). Konzept zu einem Artikel f. d. Kieler Wochenblatt. 10. 9. 66.

⁴ H. W. Bodelmann. 2. 8. 1866.

Einverleibung zu einer freiwilligen Vereinigung machen? Das einzige Hindernis war die Person des Herzogs Friedrich. Aber Ahlmann hat damals¹ und noch bis in sein hohes Alter² gemeint, es müsse sich eine Form finden lassen, in der die Augustenburger Herzogsfamilie mit dem Lande verknüpft blieb, auch wenn dieses eine preußische Provinz wurde. Er dachte an eine erbliche Statthalterwürde oder etwas ähnliches³.

Mit all diesen Hoffnungen war Ahlmann aber auf falschem Wege. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich in seinen Augen eine Gunst, wie Ahlmann sie sich wünschte, verschertzt dadurch, daß sie sich zu den Liberalen hielten: dem feudalen Lauenburger Landtag gestand Bismarck alles zu. Der Anschluß dieses Ländchens an den preußischen Staat erfolgte im Wege der Vereinbarung. Freilich hat Bismarck sicher nicht geahnt, daß er mit den Schleswig-Holsteinern eine Vereinbarung überhaupt hätte erzielen können. Jedenfalls glaubte er, der Bevölkerung der Herzogtümer das höchste Maß von Entgegenkommen bewiesen zu haben, indem er ihnen den Schleswig-Holsteiner Scheel-Blessen als Oberpräsidenten gab. Ahlmann wußte diese Gunst nicht zu schätzen. Den Schleswig-Holsteinern liegt der Uberschwang der Gefühlsbezeugungen nicht. Aber wenn er gegen jemanden gründliche Abneigung gezeigt hat, dann ist es der erste preußische Oberpräsident von Schleswig-Holstein gewesen. Wir erinnern uns, daß für Ahlmann politische Tätigkeit eine Sache der Ethik war. Das Liberale war ihm die Sache des Guten schlechthin. Scheel-Blessen war ein konservativer Aristokrat ohne irgendwelche Zugeständnisse, der in nationaler Beziehung eine sehr große Unzuverlässigkeit gezeigt hatte. Er konnte Scheel-Blessen nicht verstehen. Sie waren zu verschiedene Charaktere. Selbst in dem, was sie scheinbar einte, in ihrem Schleswig-Holsteinertum, unterschieden sie sich von Grund auf. Ahlmann war Schleswig-Holsteiner, weil er deutsch war; Blessen war preußisch, weil er anders nicht Schleswig-holsteinisch sein konnte; er hatte einen partikularistischen Einschlag von einer Art, die Ahlmann nicht kannte und nicht ver-

¹ An Samwer. 27. 12. 1866.

² In einem Briefwechsel mit Prinz Christian von Schleswig-Holstein aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

³ Vergl. über diesen Plan auch: Kupke (Vorentsgen an den Herzog 12. 10. 66) 517.

stand. Ahlmann hätte lieber einen liberalen Preußen als Oberpräsident gehabt, als diesen Schleswig-Holsteiner¹. Daß Bismarck Scheel-Blessen zum obersten Beamten des Landes machte, war ihm bezeichnend für beide. Der starre Autokrat war den Schleswig-Holsteinern als Buchtrute gesetzt. Der Herausgeber der „Kieler Zeitung“ bekam diese in erster Linie zu spüren. Von dem Augenblick der Amtsübernahme durch Scheel-Blessen an beginnt ein lang andauernder erbitterter Kampf zwischen den beiden Männern.

Das im Juli erlassene Verbot der „Kieler Zeitung“ war noch von kurzer Dauer. Ahlmann erreichte, daß das Blatt vor dem Vierteljahrsabschluß wiedererscheinen durfte². Von nun an beschränkte sich die Zeitung fast ganz auf die Wiedergabe der tatsächlichen Nachrichten. Außer dem Artikel „Zum Frieden“ und einem andern, in dem die Unmöglichkeit eines nur norddeutschen Bundesstaates behauptet wird, finden sich in ihren Spalten wenig Kritik an den bestehenden Zuständen und den Vorgängen der Gegenwart. Vorsichtig zu sein, riet dem Herausgeber schon die Rücksicht auf das Interesse seiner selbst und seiner Sache. Indessen nützte Ahlmann seine Vorsicht nichts. Da die Behörde, sei es die Kieler oder die Berliner Stelle³, die Zeitung unterdrücken wollte, fand sich schließlich auch ein Grund, wenn auch nur ein fadenscheiniger. Am 21. August erhielt Ahlmann vom Oberpräsidenten die Nachricht, daß ihm die Konzession zur Herausgabe einer Tageszeitung entzogen und sein Blatt von demselben Tage an verboten sei. Als Grund zu dem Verbot wurde mitgeteilt, daß die Zeitung in ihrer Ausgabe vom Morgen desselben Tages die Bezeichnung: „Herzog Friedrich“ enthalte⁴. In der Redaktion war man sich gar nicht bewußt, an diesem Tage etwas über den Herzog veröffentlicht zu haben. Schließlich entdeckte man den inkriminierten Ausdruck in einer Notiz, die eine

¹ Er dachte an den Grafen Schwerin. An Hermann Dahlmann. Konzept o. D.

² Am 26. Juni.

³ Nr. 642.

⁴ Wahrscheinlich die Berliner: Konzept eines Briefes an H. Dahlmann. o. D. Ahlmanns Beschwerde ist, wie er gehört hat, in Kiel zum Bericht gewesen, der nicht ungünstig ausgefallen ist.

⁵ Extrablatt der R. Z. vom 21. August 1866.

persönliche Erklärung des Regierungsrats Laffer enthielt¹. Und Laffer hatte auch nicht einmal von Friedrich VIII. oder dem Herzog von Schleswig-Holstein gesprochen, worin allenfalls eine Behauptung augustinbürgischer Erbanprüche hätte gesehen werden können. Das Unzulässige sah man darin, daß nicht „Erbprinz“ gesagt war. Nun war freilich Friedrich von Augustenburg damals gar nicht Erbprinz, sondern nach dem Verzicht seines Vaters der Chef des Hauses, und als solcher durchaus berechtigt, den Titel „Herzog von Augustenburg“ zu führen. Aber wer wußte das?

Ahlmann hatte hier die erste der vielen Erfahrungen gemacht, die ihm und dem Lande noch bevorstanden, und die ihm den Eindruck aufzwangen, daß das Land sich in dem Zustand völliger Rechtlosigkeit² befand, und daß man der Willkür übelwollender Beamten schutzlos preisgegeben sei. Der weitere Fortgang dieser Verbotsgeschichte bestärkte ihn in dieser seiner Auffassung. Protest und Hinweis auf die wirkliche Sachlage waren ganz vergeblich. Die Behörden dachten gar nicht daran, die Verfügung rückgängig zu machen. Da das Land sich noch unter dem Ausnahmezustand befand, war eine Berufung formell nicht möglich. Ahlmann versuchte daher sofort, durch befreundete preussische Abgeordnete eine Rücknahme des für seine Zeitung wie für die Sache des Landes verhängnisvollen Beschlusses zu erwirken. Er wandte sich an seinen Studienfreund Hermann Dahlmann, der sich im Ministerium für ihn verwenden sollte; er schickte ihm außerdem zwei Artikel, die er in Berliner Zeitungen unterbringen sollte³. Der Erfolg auch dieser Versuche war sehr dürftig. Dahlmann mußte dem Freunde mitteilen, daß er in den Abgeordnetenkreisen, auch denen der Linken, meist nur ein Achselzucken als Antwort erhielt, wenn er von dem zweifellosen Unrecht erzählte, das im Namen des preussischen Staates in Schleswig-Holstein begangen sei⁴. Es konnte allmählich nicht mehr zweifelhaft sein, daß Scheel-Blessen es diesmal nicht bei einem Denk-

¹ Nr. 649.

”””

² Briefwechsel mit Hermann Dahlmann. An Becker o. D. (November 66). „Nicht unter dem schlimmsten dänischen Regiment war die Presse so geknebelt.“

³ H. Dahlmann. 27. 8. 1866; 28. 8. 66.

⁴ H. Dahlmann o. D. 1866. „ . . . In einer Zeit, wo der Standpunkt der Eroberung sich der Gemüter immer mehr bemächtigt.“

zetteln bewenden lassen wollte, vielmehr schien er beschlossen zu haben, die unbequeme Zeitung ganz auszurotten, um zugleich für die ganze schleswig-holsteinische Presse ein Exempel zu statuieren. Die beweglichen Klagen Ahlmanns, daß sein Unternehmen mit dem Ruin bedroht sei, wenn das Ende des Quartals herannahe, ohne daß die Zeitung wieder erschienen sei, daß er mit den vielen brotlosen Leuten dasitz¹, werden auf die Behörden höchstens das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges gehabt haben. Es hieße, Seiten füllen, wollte man das ganze Hinundher dieses Kampfes schildern, den Ahlmann, trotzdem er sich in sonnenklarem Recht fühlte, doch nur durch Witteingaben an das Oberpräsidium und an Bismarck führen konnte. Welche Summe von Ingrimm sich in dieser Zeit in ihm angesammelt hat, lassen seine Briefe erkennen. Selbst in der Dänenzeit sei es so schlimm nicht gewesen, schreibt er einmal bitter. Er beneidete vielleicht den Hamburger Geschäftsfreund Ferdinand Jakobsen, daß er keine größeren politischen Sorgen hatte, als die Angelegenheit der aus dem Jahre 1864 stammenden Waffen, die damals von den Erträgnissen der freiwilligen Anleihe für Rechnung des Landesausschusses zur Bewaffnung der Schleswig-Holsteiner angeschafft waren, und die nun bei Jakobsen und anderen Hamburgern beschlagnahmt wurden². Es rührte ihn wenig, daß Jakobsen ihn, Ahlmann, als denjenigen angegeben hatte, von dem er die Gewehre erhalten habe. Er konnte in den Augen der preussischen Behörden nicht gut verdächtiger werden, als er schon war.

Und ausgerechnet in dieser Zeit sollte die Stadt Kiel für das preussische Infanteriebataillon, dem Kiel als Garnison bestimmt war, einen festlichen Empfang ausrichten. Ahlmann sah darin eine unerhörte Zumutung. Jeder wisse, daß die bei solchen Gelegenheiten üblichen Lob- und Freudenreden unwahrhaftig sein würden. Er sah in dem Verlangen der Behörden die berechnete Absicht, den Charakter der Schleswig-Holsteiner in den Augen der deutschen Öffentlichkeit herabzusetzen³. Sie, die bisher den Preußen feindlich gegenübergetreten seien, würde es heißen, kröchen jetzt vor den Siegern, den neuen Herren. Er sah es so an, als ver-

¹ An H. Dahlmann o. D. 1866.

² Ferdinand Jakobsen. 31. 8. 66.

³ Konzept eines Artikels für das „Kieler Wochenblatt“. 10. 9. 66.

lange man von ihm, er solle die Rute, mit der er geschlagen werde, noch küssen. Unter seiner Mitwirkung faßten die städtischen Deputierten den Beschluß, den festlichen Empfang der Truppen, die zur „Besetzung“ einrückten, abzulehnen. Zugleich aber versprach man dem Oberpräsidenten, daß man für eine freundliche Aufnahme und reichliche Verpflegung der tapferen Truppen sorgen wolle¹.

Es läßt sich denken, daß in der Stadtvertretung und erst recht in der Bürgerschaft Stimmen laut wurden, eine solche Haltung würde den Interessen der Stadt schaden. Ahlmann, in seinem Kampf um die Zeitung begriffen, war wohl einer derjenigen, die am meisten von dem Wohlwollen der Behörden abhängig waren. Trotzdem bedachte er sich nicht, als „30 Kieler Bürger“ im „Wochenblatt“ gegen den Beschluß der Stadtväter Stellung genommen hatten, seinen Standpunkt auch öffentlich in der schroffsten Form zu vertreten. Freilich war der Redakteur des „Wochenblattes“, Volbehr, nicht bereit, die Auslassungen aufzunehmen². Dem Oberpräsidenten waren diese Vorgänge aber sicherlich doch bekannt geworden, ein Grund mehr für Plessen, an dem Verbot der Zeitung festzuhalten. Aber wenn er unbeugsam war, der steifnackige Nordschleswiger war ihm gewachsen. Ahlmann wußte wohl, daß das Verbot ihm den Geschmack am Zeitungsherausgeben verleiden sollte, aber er war durch die Verluste, die er erlitt, und durch die Ausichtslosigkeit, das Unternehmen wieder in Gang zu setzen, nicht dahin zu bringen, es verloren zu geben.

Und schließlich sah er seine Standhaftigkeit belohnt. Nach vielen Bemühungen erreichte er im November die Wiedererteilung der Konzession. Er hatte zuletzt doch noch, wovon Hermann Dahlmann ihn warnte, die Hilfe des „roten Becker“ von der „Rheinischen Zeitung“ in Anspruch genommen³. Ob auf dessen Beschwerde hin oder trotz ihrer, jedenfalls durfte die Zeitung wiedererscheinen, aber unter einer Bedingung: In Bezug auf das Politische war die „Kieler Zeitung“ hinfort auf die Mitteilung von tatsächlichen Meldungen beschränkt⁴. Das sei eine Existenz, meinte Ahlmann, die sich kaum lohne, fortzuführen. Das Unternehmen

¹ Protokoll der städtischen Kollegien. 13. 9. und 28. 9. 66. An Hermann Dahlmann. Konzept o. D.

² F. Volbehr. 28. 9. An F. Volbehr. 28. 9.

³ H. Dahlmann. 27. 8. 66. — An Becker o. D.

⁴ An Twesten. 19. 1. 67.

hatte hinfort den Strick um den Hals, Blessen brauchte ihn nur anzuziehen, um dem Blatte unter ihm günstig erscheinenden Bedingungen die Luft vollends abzuschneiden. Wenn die Leser der Zeitung in Stadt und Land nach der „Kieler Zeitung“, als dem einzigen unabhängigen Organ der öffentlichen Meinung¹, geschrien hatten², waren sie gewiß beim Wiedererscheinen der Zeitung enttäuscht. Immerhin aber konnte Ahlmann den Betrieb wieder aufnehmen. Mit Nachdruck ging er an die Aufgabe, die Zeitung wieder zu einer wahren Landeszeitung aufzubauen. War das Politische ihm vorderhand eine verbotene Tür, wollte er wenigstens den Wirtschaftsdienst vervollkommen und den Nachrichtenendienst durch gute Berichterstatter im Lande ausbauen³.

Inzwischen vollendete sich das Geschick der Herzogtümer. Die Annexionsvorlage fand im Ausschuß und Plenum des Abgeordnetenhauses eine große Mehrheit. Das war freilich bei der Stimmung, die auch auf der linken Seite des Hauses herrschte, kaum anders zu erwarten gewesen. Die Debatte bot der Linken Gelegenheit zu Angriffen gegen die Regierung; aber den preussischen Standpunkt zu verleugnen und auf die Annexion zu verzichten, daran dachte auch von den Fortschrittlern niemand⁴.

Am 18. Januar 1867 entbot der Baron Carl von Scheel-Blessen die Behörden ins Kieler Schloß, damit sie dem feierlichen Einverleibungsakt beiwohnten. Ahlmann empfand dies Verlangen noch mehr als den Truppenempfang wie eine Vergewaltigung der Seelen. Die Kieler Stadtvertretung lehnte trotz der härtesten Bedrohung die Beteiligung an der Feier ab. Aber auch ohne die Kieler Bürgervertreter ging die Feierlichkeit vor sich.

So war die schleswig-holsteinische Frage gelöst unter dem heftigsten Widerspruch der Bewohner des Landes.

¹ An Beder o. D. (Ende Okt. 66.)

² An Twesten. 19. 1. 67.

³ An W. S. Bodelmann. 26. 12. 66.

⁴ Hermann Dahlmann. 25. 10. 66. „... Frage dich selbst, ob du als preussischer Abgeordneter gegen die Annexion stimmen könntest...“

XVII.

Auf neuen Bahnen zum alten Ziel.

Das Land war in die neue Bahn eingelenkt, in der es hinfort sein Leben führen sollte und, nach Ahlmanns Meinung, auch konnte. Die Geleise waren neu, die Signale, unter denen man in sie eingelenkt, unfreundlich. Die große Schicksalswende des Landes war aber doch 1864 und nicht 1866! Grollend seitab zu stehen, glaubte er wohl Veranlassung zu haben, aber kein Recht — und auch keine Neigung. Die Stimmung Storms: „Nun ist geschehen, was du wolltest. Doch warum schweigst du jetzt?“ — war ihm fremd. Er war geistig von genügender Schnellkraft, um das, was geschehen war, auf seinen Zukunftswert zu prüfen. Das machte es ihm möglich, über den gegenwärtigen Zustand, d. h. über die Grenzen des preussischen Staates, hinwegzuschauen. Er hat sich von 1866 an schon als deutscher, nicht als preussischer Staatsbürger gefühlt¹. Darin liegt die Erklärung für die verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der er sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden hat.

Gewiß sah er das Vorgehen Bismarcks als einen Bruch des bestehenden Rechtszustandes an, wie er ganz richtig sagt, als „Revolution“. Aber er sah die Möglichkeit, sich mit ihr zu versöhnen: durch ihre „Erweiterung und Verallgemeinerung“. Da „sei er nicht dawider“. Diese Worte Ahlmanns² erhalten volles Licht erst durch den Brief Samtvers³, auf den sie die Antwort sind. Dieser hatte ihm voll Bitterkeit geschrieben, wenn in dem sicher kommenden Kriege Oesterreich und Frankreich zusammengehen würden, werde die Bevölkerung der Herzogtümer doch sicher die ihr von Preußen angetane Unbill vergessen.

¹ „Der Weg durch den preussischen Staat zur, so Gott will, deutschen Republik ist von uns nicht in Freiheit gewählt, sondern durch Übermacht aufgenötigt worden. Der Weg mag länger und mühsamer sein. Aber immer hängt es von uns ab, ob er zum Ziele führt.“ Konzept zu einer Rede (bei einem Bankett zur Feier der Einführung der schleswig-holsteinischen Städteordnung 1869?). Ähnlich an Th. Olshausen o. D. (1867) abgedruckt Ztschr. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. 54. S. 453.

² An Samtver. 27. 12. 66.

³ Samtver. 22. 12. 66.

In solche Verbitterung sich zu verlieren, hielt Ahlmann für verbrecherisch. Er hatte zu der Zeit, als jene Briefe gewechselt wurden, deutlich und öffentlich kundgetan¹, daß er trotz allem seine deutsche Hoffnung gerade auf Preußen setzte. Das will er Samwer durch seine Antwort sagen.

Aber Ahlmann blieb dabei nicht stehen. Er würde es als einen kindlichen Troß empfunden haben, hätte er an der Tatsache vorbeisehen sollen, daß er und seine Landsleute nun doch einmal preußische Untertanen geworden waren. Gewiß wäre er das lieber nicht gewesen — wegen des innenpolitischen Kurses der preußischen Regierung. Aber er mußte seinem Freunde Hermann Dahlmann² recht geben: es half nichts, wenn die Schleswig-Holsteiner und die anderen Neupreußen sich über die Ungerechtigkeiten und die Gewalttätigkeiten der Regierung beklagten, sondern sie mußten mit den altpreußischen Liberalen zusammen „die Freiheit, die wir ebenso sehr vermissen, wie ihr,“ zu erringen suchen. Ahlmann war durchaus bereit, seine preußischen Staatsbürgerpflichten zu erfüllen, nicht nur passiv, sondern auch durch aktive Mitarbeit zum Wohle der neuen Gesamtheit, der die Herzogtümer nun angehörten. Schon im Sommer 1866, in den Wochen höchster sittlicher Empörung gegen die neuen Machthaber, hatte er einen Briefwechsel geführt, der die Errichtung einer Filiale der preußischen Staatsbank in Kiel zum Ziele hatte³. Und schon im Herbst des Jahres, ehe noch das Einverleibungsgesetz dem preußischen Landtag vorgelegen hatte, stellte er sich entschlossen auf die neue Lage um. Ende September 1866 hatte er in engerem Kreise die Frage aufgeworfen, ob die Schleswig-Holsteiner ihre Stellungnahme nicht grundsätzlich ändern müßten. „Vorher hat niemand von uns die Annexion gebilligt. Wir standen alle auf dem bundesstaatlichen Standpunkt; aber es ist zu überlegen, ob dieser Standpunkt aufrecht erhalten werden kann⁴.“

Ungeachtet der von Grund auf veränderten neuen Lage des öffentlichen Lebens regte sich in ihm der Organisator wieder. Es galt, eine neue parteimäßige Ordnung der politischen Kräfte des

¹ Siehe oben S. 246.

² Hermann Dahlmann. 25. 10. 1866.

³ Mit dem Präsidenten von Burchard-Magdeburg.

⁴ Konzept einer Einladung zu einer Versammlung am 2. Okt. 1866.

Landes zu finden, wenn man imstande sein wollte, ein Gewicht in die Waagschale zu werfen. Freilich konnten die Schleswig-Holsteiner im Verbande des preukischen Staates zu einer Wirksamkeit vorderhand noch nicht kommen¹, aber doch wurde es Zeit, daß man sich über die einzunehmende Stellung klar wurde, denn es standen die Wahlen zu dem verfassunggebenden norddeutschen Reichstag bevor.

Ahlmann erstrebte eine neue Organisation mit neuem Programm, das weder der Linie der alten „Schleswig-Holsteinischen Vereine“ noch dem der „Nationalen“ genau folgen sollte. Aber für eine Sammlung auf der mittleren Linie war in den Köpfen seiner Landsleute so schnell kein Raum zu schaffen. In der Vorbereitung der Wahlen traten die beiden alten Gruppen wieder auf den Plan². Zuerst tagten die „Nationalen“³. Sie stellten, merkwürdig genug, keine ihrer bekannten Führer, Reventlow, Römer und andere, auf, sondern man nannte Bessler, den Statthalter Friß Reventlow, nun in Starzeddel, und, zu Ahlmanns größter Verwunderung, seinen alten Freund Ludwig Meyn. Wohl mit Recht meinte Ahlmann, daß darin das Eingeständnis zu erblicken sei, daß ihre „eigensten Kandidaten“ zu unbeliebt seien im Lande, als daß sie hoffen durften, auf deren Namen größere Wählermengen zu vereinen⁴. Tatsächlich sind die Nationalen ja auch ganz ausgefallen. Sie sind aufgerieben worden zwischen der großen Partei, die durch Ahlmanns Bemühen beisammen geblieben ist, und dem Regierungsapparat, d. h. der Partei Scheel-Blessens⁴.

Auf der anderen Seite riefen Männer, die zu der früheren Mehrheit der Schleswig-Holsteinischen Vereine gehört hatten,

¹ Die preukische Verfassung sollte in den neuen Provinzen auf Veranlassung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses erst nach einem Jahre eingeführt werden. Ahlmann fand das „schmachvoll“ (an Hermann Dahlmann. o. D.) Dahlmann versichert, Zweckmäßigkeitsgründe hätten zu diesem Beschluß geführt (24. 9. 66). Aber Ahlmann fragt: ob nicht auch in Preußen seinerzeit es möglich gewesen sei, die Verfassung ohne Übergangszeit einzuführen. (An Dahlmann, Ende September.)

² An H. W. Bodelmann. 26. 12. 66.

³ In Lübeck, Anfang Dezember 1866. R. 3. vom 13. 12. 66.

⁴ Der Gegensatz zwischen Blessen und Reventlow war nicht weniger stark als der zwischen ihm und Ahlmann. (Briefe L. Reventlows im Nachlaß Johannsens in Schleswig. Berichte Blessens an Bismarck zeigen daselbe.)

Schlichting, Schrader und andere, zu einer Versammlung in Neumünster¹ etwa hundert Leute zusammen. Ahlmann war erst nachträglich von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden und verhielt sich sehr ablehnend. Immerhin sagte er zu, nach Neumünster zu kommen. An der Versammlung beteiligte er sich jedoch nur als Zuhörer².

Man einigte sich über die Grundlinien eines Programms: Der norddeutsche Bund sei nicht als Abschluß der deutschen Entwicklung zu betrachten, vielmehr müsse man die Wiedervereinigung mit dem Süden anstreben. In Bezug auf die Ordnung der inneren Verhältnisse des Bundes wollte man die Verwirklichung der Reichsverfassung von 1849. Eine Kandidatenliste wurde nicht aufgestellt, man begnügte sich damit, einen Geschäftsführenden Ausschuß zu wählen³.

Das Programm war vernünftiger, als Ahlmann nach den Urhebern angenommen hätte. Aber er bezweifelte, daß es deren wirkliche Meinung darstellte, und das gefiel ihm nicht. Daher teilte er dem Vorsitzenden des Wahlkomitees mit, daß er mit dessen Zusammensetzung, mit dem Programm und mit den genannten Kandidaten nicht einverstanden sei, und daß er die Sache nicht unterstützen werde⁴.

Nun war es nicht seine Absicht, sich ganz von der Wahlbewegung fernzuhalten. Im Gegenteil, es traf ihn empfindlich, daß er nicht in seiner Zeitung mit in den Wahlkampf eingreifen konnte. Das Versprechen, nichts Politisches zu schreiben, band ihm die Hände; ein neues Verbot schwebte über ihm, wie der Mühlstein am Faden, und Scheel-Blessen stand sozusagen mit der Schere daneben, um den Faden abzuschneiden, falls Ahlmann wider den Stachel löcken sollte. Als er im Anfang Januar nur versuchte, referierend zu der Wahlbewegung Stellung zu nehmen⁵, war sofort die Verwarnung des Oberpräsidenten da: im Wiederholungsfalle werde die Zeitung wieder unterdrückt. Es gebe kein unabhängiges Presseorgan in den Herzogtümern mehr, klagt Ahlmann erbittert. Und dabei war er sich bewußt, ehrlich für die

¹ Am 16. 12. — R. J. vom 6. 1. 67.

² An H. W. Bockmann. 26. 12. 66.

³ An H. W. Bockmann. 26. 12. 66.

⁴ Nr. 695 und 696.

herrschende Politik zu wirken. Und er konnte es sich nicht denken, daß die Kieler und Berliner Stellen seine guten Absichten wirklich nicht erkennen könnten. Er hielt dafür, daß das Vorgehen Scheel-Blessens entweder durch persönliche Rachsucht oder durch seine Herrschsucht hervorgerufen werde¹.

Man muß sich klar machen, wie eine solche Behandlungsweise auf eine Natur wie Ahlmann wirken mußte, um sein Rufen nach Freiheit zu verstehen und um die Tatsache zu würdigen, daß er seine politischen Handlungen nicht von seiner Stimmung beeinflussen ließ und nicht das tatsächlich wurde, für das die Regierung ihn hielt: ein staatsgefährlicher Mißvergnügter. Freilich, die Erbitterung darüber, „was wider Recht, wider unseren Willen, ungehört über uns gekommen“, die Erbitterung über „die fortgesetzten Verfolgungen von denjenigen, welche nichts sind, als bezahlte Werkzeuge der Regierung, die sie bezahlt und mit Orden behängt“, konnte er nicht unterdrücken. Aber er hielt es auch jetzt noch nicht für statthaft, daß diese Stimmung ausschlaggebend werde für die politische Haltung des Landes. Vielmehr wollte er sich „der Neugestaltung des politischen Lebens nicht widersetzen, wenn deren Endziel die deutsche Einheit und Freiheit“ sei².

Mit großer Selbstbeherrschung spielte er daher in der Zeit der „Vereine“, 1864—66, die Rolle des „blaffen Charakters“³. Das Zweifache: das scharfe Gefühl erlittenen Unrechts und die Überlegung, daß man weiterleben müsse, bestimmten seine Haltung gegenüber der „Fortsetzung der Schleswig-Holsteinischen Vereine“. Er konnte es seinen Landsleuten nicht übelnehmen, wenn sie von derselben Stimmung erfüllt waren, wie er selbst; er mutete es weder sich noch ihnen zu, dies Gefühl schweigend hinunter zu schlucken. Aber sie mußten aus ihrer schlechtthin feindseligen und ablehnenden Haltung gegenüber dem preussischen Staate herausgeführt werden. Das konnte aber nicht geschehen „durch Desertion aus den Reihen dieser alten und höchst ehrenwerten Parteigenossen“⁴. Wenn er seine Zeitung einfach gouver-

¹ An Twisten. 19. 1. 67.

² Entwurf zu dem Schreiben an Twisten.

³ Heeder-Büllsbüll an Otto Jensen v. D.: (Ahlmann) . . . ein blaffer Charakter, den ich in der Vereinszeit mehrfach als Störenfried habe kennen lernen . . .“ (Nachlaß Otto Jensens).

⁴ An Bodelmann. 26. 12. 66.

nemental einstellen würde, wären seine „Reflectionen wirkungslos“. In diesem Augenblick glaubte er noch an eine Wiederkehr der alten liberalen geschlossenen Mehrheit in Preußen unter der Flagge der neuen nationalliberalen Partei. Seine Meinung war nun, die Partei der „Schleswig-Holsteinischen Vereine“ zu einer „national-liberalen Partei“ umzugestalten², und zwar dachte er an den Anschluß an die deutsche Partei des gleichen Namens.

Der Sammlungsgedanke hatte inzwischen bei ihm klare Formen angenommen: die neue Partei, die er erstrebte, sollte vom Geiste der Nationalliberalen sein, aber der Boden, auf dem sie erwachsen konnte, war allein die Fortsetzung der „Vereine“. Er sah in den eigentlich politischen, d. h. den innerpolitischen Zielen, keine Unterschiede zwischen Vereinlern und Nationalen mehr; nur in den Personen lag das Trennende und darin, daß die Nationalen eine „Großstaatspartei“ seien. Den Vorteilen eines großen Staatswesens konnte er sich aber an wenigsten verschließen, und er glaubte, daß das bei der Mehrzahl seiner Landsleute auch der Fall sei. So hielt er ein Zusammengehen der beiden Gruppen für jetzt und dauernd sehr wohl für erreichbar, wenn die Nationalen ihren Liberalismus, von dessen Waschechtheit er bei sehr Vielen in ihren Reihen überzeugt war, nicht unter den Scheffel stellen wollten³. Dann würden auf der anderen Seite die Massen der Schleswig-Holsteiner die preußische Staatsangehörigkeit als Tatsache hinnehmen. Um es kurz zu sagen, was er wollte: diejenigen von den Nationalen, die nicht in den Augen der Landsleute kompromittiert waren, sollten für die Bataillone der „Vereinler“ die Offiziere abgeben, und so den bisherigen Leitern der Bewegung die Führung entreißen⁴.

¹ An Zweiten. 19. 1. 67.

² An Zweiten. 19. 1. 67. Entsprechend auch Bürgermeister Mölling an Regierungspräsidenten Bitter über die Haltung der Kieler Zeitung (29. 7. 72. Staatsarchiv Kiel P 309). Die Persönlichkeit, der Mölling seine Auskunft über die K. Z. verdankt, ist wohl Hänel.

³ In einer Aufzeichnung über die Notwendigkeit einer Vereinigung der Nationalen und der „Vereinspartei“. Wohl für die gleich zu erwähnenden Besprechungen während des Umschlags. 1867.

⁴ Statt der Führer „ausgeprägt particularistisch-antipreußischer Tendenz“ hatte er den Fortsetzern des „Vereins“ als Kandidaten empfohlen: Schleben, Holsmann-Neithwischhöhe, Appellationsgerichtsrat Mommsen, Regierungsrat Kraus. Als „acceptabel“: Frande; ev. auch Philipp-Glücksstadt und Ahlefeldt-Ueterfen.

Diese Ansichten setzte er im „Umschlag“ 1867 Wilhelm Bodelmann, Wiggers und anderen auseinander. Aber er fand keine Gegenliebe mit seinen Plänen¹.

Deshalb gab er aber diese nicht auf. Für sich setzte er seine Bemühungen fort, geeignete Kandidaten zu finden und anzubringen. Schon seit dem Dezember war er in dieser Richtung tätig gewesen. Es kam ihm dabei weniger auf das Programm der Betreffenden an. Er wollte „politische Männer“, Persönlichkeiten, die selbständig und weitblickend genug waren, mit dem Sinn für geschichtliche Linie des Landes eine fortschrittliche, der neuen Entwicklung Rechnung tragende Politik zu verbinden. Er knüpfte an mit so verschieden gearteten Männern wie Th. Olshausen, Georg Hanffen, Wilhelm Bodelmann, Schleiden und Francke.

Olshausen versagte sich². Er konnte sich in dem neuen Deutschland nicht zurecht finden. Er war ein alter Mann geworden. Georg Hanffen hat gleichfalls, man möge von seiner Wahl Abstand nehmen, er sei kein Politiker³. Auf Schleiden hatte ihn Hermann Dahlmann⁴ aufmerksam gemacht. Ahlmann griff die Anregung bereitwillig auf⁵. Schleiden war auch bereit, anzunehmen. Er wurde in Alona gewählt trotz der Bedenken, die Reincke gehabt hatte: er werde gegenüber Wilhelm Bodelmann-Kethwischhöhe nicht durchzubringen sein⁶. Bodelmann hatte trotz der Bemühungen Ahlmanns um ihn sich für die Nationalen zur Verfügung gestellt. Deswegen hörte Ahlmann nicht auf, ihn als einen Gesinnungsgenossen zu bezeichnen. Sie seien durchaus einer Meinung, äußerte er sich. Eine Verschiedenheit der Ansichten sei lediglich in der Frage der Taktik zu verzeichnen: Bodelmann glaube am besten zum Ziele zu kommen, indem er sich von den „Vereinlern“ lössage; er, Ahlmann sei der Ansicht, daß man in der Partei bleiben müsse, um sie nicht einem engen Partikularismus und einem unfruchtbaren Protestkultum zu überantworten⁷.

¹ An W. Bodelmann. 26. 1. 66; Bodelmann. 8. 1. 67; an Wiggers. 24. 2. 67.

² Olshausen. 1. 1. 67. Abgedruckt: Ztschr. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. 54. S. 454 f.

³ Georg Hanffen. 22. 12. 66.

⁴ Hermann Dahlmann. 19. 12. 66.

⁵ An Schleiden. 26. 12. 66.

⁶ Reincke. 16. 1. 67.

⁷ W. Bodelmann. 22. 2. u. 25. 3. 67.

Mit diesem Gedanken vor Augen ist er in den nun folgenden Jahren an die politische Arbeit gegangen, und zwar mit seltenem Erfolge. Tatsächlich ist die politische Schichtung und die parteimäßige Gruppierung der schleswig-holsteinischen Bevölkerung, wie sie dann 60 Jahre bestanden hat, erfolgt nach der Planlegung und durch die publizistische und organisatorische Tätigkeit Ahlmanns. Freilich, so schnell, wie er es sich in diesem Augenblicke dachte, ist man nicht zu dem gekommen, was er am 6. Januar 1867¹ so ausdrückte: „Eine große und wirksame Bewegung, wie wir sie wünschen, muß sich drehen um die Entscheidung darüber, inwieweit das Land nach einer unwiderruflichen Zerstörung seines bisherigen staatlichen Rechtszustandes sich beteiligen will an dem Aufbau eines neuen Verfassungsrechtes“. Wenn Ahlmann die Vergangenheit ruhen lassen wollte, betonte Schrader, der Kandidat des Central-Wahlkomitees, es sei falsch, nicht rückwärts zu schauen², und Heinrich von Treitschke, auf der anderen Seite, sagte über die von jenem Komitee geforderte Reichsverfassung von 1849, das deutsche Volk sei nun den Kinderstühlen entwachsen, deshalb dürfe man nicht mehr mit Puppen aus dem Kindergarten spielen.³

Auf einer Versammlung der sogenannten Mittelpartei,⁴ die die Wahl des Grafen Friß Reventlou⁵ betrieb, versuchte Ahlmann noch Ende Januar eine Einigung herbeizuführen. In der Aussprache nahm er das Wort. Er verhehlte nicht, daß ihm Schraders Programm nicht gefiel, aber er meinte doch, daß dieser vor Reventlou den Vorzug verdiene. über den Grafen äußerte er sich sehr zurückhaltend und wünschte, man hätte ihn, den gefeierten Führer der Erhebungsjahre, nicht jetzt in den Wahlstreit herabgezogen und der Kritik ausgesetzt. Es war ziemlich klar, daß unter der Kandidatur Schraders eine Einigung nicht zu erzielen war. Aber noch war die endgültige Zusammensetzung der Kandidatenliste nicht erfolgt. Vielleicht war es ein Vortheil, daß die Fortsetzung der „Vereine“, wie Bokelmann meinte, viele heterogene

¹ In einem Artikel für die R. Z.

² In der Sitzung des Central-Wahlkomitees am 21. 6. 67. R. Z. Nr. 711.

³ In der Versammlung im Colosseum. 17. 1. 67.

⁴ R. Z. Nr. 705.

⁵ Reventlou ließ ein Schreiben veröffentlichen (R. Z. Nr. 704), das seine politischen Anschauungen in den Grundzügen enthielt.

Elemente in sich schloß¹. Noch war überhaupt alles in der Schwebe. Ahlmann sah seine bisherigen Freunde verstreut auf drei der vier Parteien, die sich in Kiel um das Mandat bewarben². Es kam alles auf die Versammlung des Zentral-Wahlkomitees an³, in der die Kandidaten der Vereinspartei endgültig aufgestellt werden sollten. Diesmal war Ahlmann nicht nur stummer Zuhörer. In recht schroffer Weise erhob er Widerspruch gegen mehrere der namhaft gemachten Personen. Daß er Schrader durch einen anderen Kandidaten ersetzt sehen wollte, haben wir schon gehört. Weiter unterstützte er Klenze, der von Otto Jensen wissen wollte, ob er das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner fordern werde. Als Jensen hierauf geantwortet hatte, ohne seine Meinung deutlich zu sagen, fragte er ihn klipp und klar, ob er die Absicht habe, im Reichstag einen Antrag auf Wiederherstellung Schleswig-Holsteins zu stellen und stellte auf eine nochmalige Erwiderung Jensens fest, daß dieser ausweiche. Später stellte er, kühn genug, den Antrag, den Gegner der Partei in Altona, Bokelmann-Methwischhöhe, als eigenen Kandidaten in Segeberg aufzustellen. Ahlmann hatte mit seinen auf eine Einigung mit den Nationalen abzielenden Bemühungen keinen Erfolg. Das Einzige, wobei er mit der Mehrheit gehen konnte, war der Beschluß, im Wahlkreise Sadersleben alle deutschen Stimmen auf einen Kandidaten zu vereinen. Im übrigen erklärte er in einer Schlußbemerkung, daß das Programm Bokelmanns-Müssen ihn ebenso wenig befriedigt habe, wie das Jensens und Warnstedts. Er verzichte auf fernere Mitwirkung.

Das Ergebnis der Wahlen war, wie nach dem Ausgang dieser Versammlung zu erwarten. Das Zentral-Wahlkomitee verfügte über die große Mehrheit der schleswig-holsteinischen Stimmen. Mit Ausnahme der beiden nördlichen Wahlkreise, in denen die Dänen die Mehrheit behielten, Altona, wo Schleiden, und Tondern-Husum, wo Francke gewählt wurde, schickte das Land lauter waschechte „Vereinler“ ins Parlament: Otto Jensen, Bokelmann-Müssen, Schrader.

¹ W. Bokelmann. 22. 2. 67.

² R. 3. vom 12. 1. 67.

³ In Neumünster am 27. 1. — R. 3. Nr. 711.

Angefihts dieser Wahlergebnisse berührt es merkwürdig, daß Ahlmann mit dem Gang der Dinge zufrieden war. „Man sei weiter gekommen“.¹ Wo war der Fortschritt auf dem Wege von der partikularistischen Einstellung zu einer Auffassung, die den gegebenen Verhältnissen mehr Rechnung trug? Man ist versucht, Bokelmann durchaus Recht zu geben, wenn er diese rhetorische Frage stellt.¹ Aber es kam Ahlmann auf die Wirksamkeit der gewählten Abgeordneten im Parlament an. Und da waren Ahlmanns Kandidaten die tonangebenden, Franke und Schleiden.

Manchem erschien freilich auch das Auftreten Schleidens von einem bemitleidenswert partikularistischen Geiste geprägt zu sein,² wenn er ausdrücklich glauben zu sollen, daß die Schleswig-Holsteiner nicht freiwillig und nicht gern preußische Untertanen geworden seien und in der ihnen zuteil gewordenen Behandlung eine Vergewaltigung sehen müßten, die sich hätte vermeiden lassen und die dem von der Regierungsseite sonst so stark betonten monarchischen Grundsatz ins Gesicht schlage. Ahlmann billigte das Auftreten Schleidens³. Er hielt es für gerechtfertigt, wenn die Schleswig-Holsteiner aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten, vorausgesetzt, daß sie sich der positiven Mitarbeit an dem Neubau des deutschen Staates nicht versagten. Wenn man außerdem die Haltung der schleswig-holsteinischen Abgeordneten im norddeutschen Reichstag mißt an den Befürchtungen, die man im Ahlmannschen Freundeskreise bei und nach der Wahl gehegt hatte,⁴ kann man Ahlmanns Zufriedenheit schon begreifen. Es war nicht unbegründet, wenn er der Ansicht war, „daß es gelungen, die Führer in die neue Situation hineinzudrängen, zur Bekennung der neuen Ordnung zu veranlassen“.⁵ Denn das Schweigen der Jensen, Schrader und Bokelmann-Müssen konnte nur als eine, wenn auch widerwillige, Zustimmung gedeutet werden. Zwar hatten sich die auf das Programm des Zentral-Wahlkomitees gewählten schleswig-holsteinischen Abgeordneten der Bundesstaatlich-konstitutionellen Fraktion angeschlossen; aber das war ein

¹ W. Bokelmann. 25. 3. 67.

² Sybel. a. a. O. S. VI. S. 32 f.

³ Ahlmann an Otto Jensen. 18. 5. 67. (Nachlaß Otto Jensens.)

⁴ Es war sogar davon die Rede gewesen, daß sie nur in Berlin erscheinen würden, um zu protestieren und dann wieder nach Hause zu fahren.

⁵ W. Bokelmann. 25. 3. 67.

ganz loses Gebilde, das seinen Mitgliedern volle Handlungsfreiheit ließ. Es war doch ein großer Unterschied zwischen den Schleswig-Holsteinern und den Hannoveranern, was allerdings die preussischen Behörden nie begriffen haben. Eine „Welfenlegion“ auf schleswig-holsteinischem Volkssboden, darin sah Samwer ganz richtig, war undenkbar. Als eine wirkliche Führerschaft Windthorst's sich bei den Bundesstaatlich-konstitutionellen anzubahnen schien, verweigerten die schleswig-holsteinischen Abgeordneten bis auf ganz wenige¹ die Gefolgschaft.

Es verging seit den Februarwahlen 1867 kaum ein halbes Jahr, bis es sich zeigte, daß Ahlmann die Lage richtig beurteilt hatte, als er sagte, man komme vorwärts. Am 21. Juli desselben Jahres war man so weit vorwärts gekommen, daß das Programm der „Schleswig-Holsteinischen Liberalen Partei“ festgestellt werden konnte. Das Ziel Ahlmanns war der Anschluß der „Vereins“partei an eine der großen Parteien, um die Landsleute so am besten aus der Gesondertheit herauszuführen und um in einer der liberalen Parteien „die besseren Elemente zu stärken“. So ist denn in dem Namen der Partei kaum mehr, in dem Programm garnicht mehr von einem Gegensatz zu Preußen die Rede. Wiggers nahm Anstoß daran², daß im Abschnitt III gesagt war: „Wir betrachten die Verfassung des Norddeutschen Bundes nur als eine provisorische.“ Die Erläuterungen indessen, die an diesen Satz geknüpft werden, zeigen deutlich, daß die Verfasser des Programms nicht von diesem Provisorium auf den früheren Zustand der Vereinzelung zurückgehen wollen. Das Programm schaut nicht rückwärts wie Schrader, sondern vorwärts: „Ihre äußere Vollendung hat den Eintritt der süddeutschen Staaten zur ersten und unnachlässlichen Bedingung.“ Also das Programm, das Bismarck damals nur durch die außenpolitische Lage verhindert wurde, durchzuführen. In einem weiteren Abschnitt blickt das Programm der schleswig-holsteinischen Liberalen von 1867 sogar über die bismarckische Zeit hinweg: „Auch das deutsche Oesterreich darf nicht vergessen werden.“ Großdeutsch also, aber nicht im Sinne einer

¹ Hänel in der R. Z. 1868. Nr. 1069 vom 31. 3. 68 und R. Z. 1868. Nr. 1101. 10. 5. 1868.

² Gedruckt im Nachlaß.

³ Ahlmann an Otto Jensen. 18. 3. 67. (Nachlaß Otto Jensens.)

⁴ Wiggers. 23. 7. 67.

verbissenen Gegnerschaft gegen die preußische Führung, eine Einstellung, welche in den Herzogtümern nie hat Boden gewinnen können, sondern der Auffassung nahe, die erst 60 Jahre später sich durchsetzen sollte.

Das Programm war entschieden in der Forderung liberaler Regierungsgrundsätze, partikularistisch war es nicht. Es gab bei diesen Verhandlungen freilich eine partikularistische Gruppe. Am 21. 6. 67 stimmte sie für die Nichtbeteiligung bei den im Herbst zu erwartenden Wahlen zum ersten regelmäßigen Norddeutschen Reichstag¹. Aber es war nur mehr eine verschwindende Minderheit, die diesen Standpunkt einnahm. So hatten sich die Verhältnisse seit dem Januar geändert. Damals war die jetzige Minderheit von 13 Stimmen noch eine Mehrheit gewesen, die Ahlmanns Anträge glatt zu Fall gebracht hatte. Jetzt verzichtete Schrader zugunsten Hänel auf die Kieler Kandidatur, und Männer, wie Otto Jensen, Reeder-Büllsbüll und die Brüder Pauls aus Eiderstedt empfahlen als Begründer den Wahlverein², der sich die Durchführung des oben besprochenen Programms zum Ziele gesetzt hatte! Die Politik Ahlmanns und Hänel hatte zweifellos gute Früchte getragen.

Auch weiterhin stellten die Weiden programmatische Rundgebungen auf einen Ton ab, der geeignet war, alles zu vereinen, was sich irgendwie zur herrschenden Richtung in Preußen im Widerspruch befand. Dadurch wurde dieser Opposition nach ihrer Meinung der protestlerische Beigeschmack fast unmerklich genommen, und es blieb zurück nur der in den Augen Ahlmanns erlaubte, ja nützliche innenpolitische Kampf der Geister, der auch nach seiner jetzigen Auffassung ein Volk erst zu einem Volke machte.

Bei den Wahlen im Herbst des Jahres 1867 vollzog sich das Abgleiten von der alten „Vereinsrichtung“ schon spürbar. Es glückte, zwei weitere Männer der Ahlmannschen Auffassung in die gesetzgebende Körperschaft hineinzubringen, außer Hänel den Regierungsrat Kraus, der den Dänen Ahlmann-Werthemine im zweiten Kreis ersetzte.

¹ R. Z. 1867. Nr. 856 vom 23. 6.

² Aufruf mit den Namen der Gründer im Nachlaß.

Das freilich erreichte Ahlmann nicht, daß er selbst den Grafen Baudiffin im dritten Wahlkreis (Eßernförde) verdrängte. Er hatte sich lange besonnen, ehe er die Kandidatur annahm¹. Ein Reichstagsmandat hatte jetzt nicht mehr den Zauber für ihn, wie 1848. Aber er glaubte sich aus Verantwortungsgefühl nicht entziehen zu dürfen. Dann wieder mußte er seinem Schwiegervater Recht geben, der ihm abriet². Freilich, wegen seines Bankgeschäftes waren seine Bedenken nicht so groß; er konnte sich wohl gestatten, die Monate der Session von Kiel abwesend zu sein. Keiner vertrat ihn gut. Aber das andere, was Feddersen schrieb, stimmte ihn schon bedenklicher: ihm haftete von der 48er Zeit her der Geruch des radikalen Demokraten an, Eßernförde hatte er ja damals in der Landesversammlung vertreten. Schließlich ließ er sich doch durch das Wahlkomitee bewegen, die Kandidatur anzunehmen, mußte nun aber die peinliche Erfahrung machen, daß derselbe Ausschuß, als Baudiffin seine Kandidatur aufrecht hielt, nicht den Mut besaß, sich für ihn zu erklären; der Ausschuß hielt sich zwischen den beiden liberalen Kandidaten „neutral“³. Trotz der Bemühungen Alexander Niepa gelang es nicht, Ahlmann durchzubringen. Hinterher ärgerte er sich doch gewaltig⁴, daß er sich hatte bereden lassen. Nun konnte er die Niederlage einstecken! Einem Gegner den Sieg zu lassen, das machte ihm nichts aus, aber daß er von den eigenen Leuten verworfen wurde, das kränkte ihn.

Es sind soeben zwei Namen genannt, deren Träger für Ahlmann von großer Bedeutung geworden sind: Hänel und Niepa, zwei Persönlichkeiten, die politisch einander und Ahlmann sehr nahe standen, die aber sonst recht verschiedene Stellung im Leben Ahlmanns wie überhaupt im Leben eingenommen haben.

U l b e r t H ä n e l, der Sohn eines Leipziger Professors, der Stieffohn Heinrich Laubes, ist einer der ersten Staatsrechtslehrer seiner Zeit gewesen und zugleich gehörte er zu den Parlamentariern großen Stils, durch die die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich von der folgenden Zeit abhebt. Neben Eugen Richter war er der Führer der Fortschrittspartei. Obwohl er 15 Jahre

¹ An Niepa. 4. 9. 67.

² B. Feddersen. 9. (August?) 67.

³ Alexander Niepa. 28. 8. 67; 2. 9. 67; 7. 9. 67.

⁴ An Niepa. 4. 9. 67. An Hänel. 14. 9. 67.

jünger war als Ahlmann und erst nach 1863 ins Land gekommen war, hat er sich diesem gegenüber doch nie in der Rolle des Einzuführenden oder gar des Geführten befunden. Ahlmann sah in ihm den Streitgenossen von unschätzbarem Werte und achtete den überragenden Geist, den bedeutsamen Menschen, dessen Freundschaft ihm eine Freude war. Seitdem ihre Namen bei der Sezession von den Schleswig-Holsteinischen Vereinen im Februar 1865 zuerst zusammen genannt wurden, sind sie in ihrer politischen Tätigkeit immer mehr zusammengewachsen, sodaß es schwer zu sagen ist, was auf den Anteil des Einen, was auf den des Andern entfällt. Es ist möglich, daß manches von dem, was auf diesen Blättern als Ahlmanns Leistung hingestellt wird, im Kopfe Albert Hänel's entstanden und von Ahlmann ausgeführt ist. Es ist aber auch möglich, daß an dem, was als Einsatz Hänel's in die Politik des Landes gilt, Ahlmanns wesentlichen Anteil hat. Ein echter und bewährter Freundschaftsbund einte die beiden, für unser Land so bedeutungsvollen Männer, bis der Tod sie trennte.

Alexander Niepa verdankt, was er geworden ist, Ahlmann. Ursprünglich Kaufmann, trat er schon in jungen Jahren in den Betrieb der „Kieler Zeitung“ ein. Ahlmann war auf ihn aufmerksam geworden, als er Anfang 1864 in den Diensten des Herzogs Friedrich stand; er erkannte früh die Fähigkeiten, welche in dem jungen Mann steckten und zog ihn zu redaktionellen Arbeiten heran. Hierbei hatte Niepa um so mehr Gelegenheit, sich auszuzeichnen, als der leitende Redakteur, Hinsching, sich nicht gerade durch große Begabung und erheblichen Betätigungsdrang auszeichnete. Bei den Wahlen im Herbst 1876 sehen wir Niepa schon in den Parteiauswärtigen tätig, und mehr und mehr wird er der Vertrauensmann Ahlmanns für den Zeitungsbetrieb. Der Herr Hauptmann trat im Zeitungsunternehmen immer mehr zurück, wenn er der Öffentlichkeit gegenüber auch die Verantwortung und den Gerichten gegenüber die Freiheitsstrafen trug, wenn die Geißel des Haß- und Verachtungsparagraphen die „Kieler Zeitung“ traf. Fleißige und gründliche Arbeiten wirtschaftlicher Art ließen Ahlmann Niepa immer mehr schätzen. Vom Jahre 1868 an, als Ahlmann durch seine parlamentarische Tätigkeit monatelang von Kiel ferngehalten war, wurde Niepa in Wahrheit der Leiter des Blattes.

Als es im nächsten Jahre mit Hinsching garnicht mehr gehen wollte, suchte Ahlmann einen neuen Chefredakteur, dachte aber zunächst noch nicht an Niepa. Es trat ein Walte, Schemm, in die Zeitung ein, der jedoch seiner politischen Haltung wegen, vielleicht auch aus anderen Gründen, sich sogleich mit Ahlmann überwarf. Und nun wurde Niepa auch nach außen der Leiter des Zeitungsunternehmens, mit dem sein Name in dreißigjähriger Wirksamkeit als Chefredakteur verwachsen sollte.

Was Ahlmann mit diesen beiden Männern untrennbar verband, war die gemeinsame Plattform auf dem Gebiet der Weltanschauung und also der Politik. Diese Dinge nahmen bei Ahlmann nicht einen mehr oder weniger breiten Raum in seiner Seele ein, sie erfüllten ihn ganz. So konnte es kommen, daß er sich mit seinem ältesten Freunde, dem Konsistorialpräsidenten Friedrich Mommsen, wegen der Maßregelung des liberalen Pastors Lühr in Eckernförde vollständig und dauernd überwarf. — Der Präsident Mommsen konnte es nicht verschmerzen, daß Ahlmann in seiner Empörung über die intolerante Behandlung des Pastor Lühr den liberal-kirchlichen Verein gründete, der im Kampfe gegen die Haltung des Konsistoriums den Zweck hatte, das kirchliche Leben liberal zu gestalten und dem Ahlmann eine Ausdehnung über ganz Schleswig-Holstein verschaffte.

Ahlmann ist, wie angedeutet, in der nächsten Zeit doch noch in Berlin als Parlamentarier eingezogen, als Mitglied des Abgeordnetenhauses. Der von ihm so sehnlich herbeigewünschte Augenblick war gekommen, da die Prüfungszeit, welche die liberale Mehrheit des Preußenparlaments den Schleswig-Holsteinern auferlegt hatte, aus war. Die Diktatur war zu Ende. Die Schleswig-Holsteiner durften am preussischen Verfassungsleben teilnehmen, sie durften den, wenn auch nach Ahlmanns Meinung nur dürftigen, Schutz der Verfassung für ihr Leben als Staatsbürger in Anspruch nehmen, — sie durften auch Abgeordnete ins Parlament wählen.

Ahlmann drängte sich nach einem Mandat zum preussischen Landtag so wenig, wie nach einem zum Reichstag. Er hat sich nie für einen Staatsmann gehalten, dazu beurteilte er sich viel zu nüchtern. Auch jetzt, wo er sich mit Recht als einen der Führer von neun Bezirken der schleswig-holsteinischen Wählerschaft be-

trachten konnte, hatte er nicht den Ehrgeiz, das Steuer des Staates mit lenken zu wollen. Er hätte daran auch nicht gedacht, wenn ein parlamentarisches System ihm die Möglichkeit dazu gegeben hätte. Er wollte ein Bürger sein. Er begnügte sich damit, zu den Regierten zu gehören, aber zu den Mündigen, unter denen er dann freilich ein Führer sein zu können, ja, zu müssen vermeinte.

Denn er sagte sich selbst, was Andere ihm gegenüber aussprachen, daß das Land der Männer, die fähig und opferwillig genug waren, das Volk der Herzogtümer in seinem Sinne zu vertreten, nicht allzu viele hatte. Wieviele Absagen hatte er bei den Reichstagswahlen schon erhalten. Nun entzog sich Wiggers, der alte Mitkämpfer von 1848 und den Zeiten des Nationalvereins. Wilhelm Bokelmann umwarb er immer vergeblich¹; Peter Feddersen lehnte auch ab². Dabei war das Schlimme, könnte man fast sagen, daß die Partei so stark war: man brauchte für die Reichs- und Landtagswahlen nicht nur 23 Kandidaten, man mußte Männer haben, die wirklich einen Abgeordneten abgeben konnten, denn die meisten der von der Schleswig-Holsteinischen Liberalen Partei aufgestellten Kandidaten wurden ja gewählt.

So gab es für ihn eigentlich keine Wahl, als er von dem Rendsburger Wahlkreise, wo der jüngere Rohwer-Holtorf Einfluß hatte, aufgefordert wurde, zu kandidieren³. In welchem Sinne er sein Mandat auszuüben gedachte, erhellt aus einer programmatischen Aufzeichnung, die er Rohwer für seine Wähler mitteilte⁴. Es heißt darin: „Ich werde ohne Verläugnung der Vergangenheit, in welcher die Schleswig-Holsteiner für die Ehre der Nation und für ihr eigenes Recht zäh widerstanden haben, ohne Billigung der Politik, die gegen uns geübt worden ist, mich frei zeigen von den Ansprüchen, welche die natürliche Folge einer verknöcherten Kleinstaaterei sind (Partikularismus) . . . An allen

¹ Wie dieser ihn. Es ist eigenartig, zu sehen, wie die Beiden in ihren Briefen einer dem Andern beweisen wollen, daß er da, wo er stehe, nicht am Platze sei und innerlich nicht hingehöre. — An Bokelmann. 24. Nov. 67. (Er will ihn bewegen für die „liberale Partei“ (sog. Landespartei) in den Nachwahlen eine Kandidatur zu übernehmen.

² Feddersen. 16. 10. 67.

³ W. Grotmal-Holtorf. 13. 11. 67.

⁴ An J. Rohwer d. J. 15. 11. 67.

Beratungen und Beschlüssen werde ich teilnehmen in rückhaltloser Anerkennung des Staatswesens (d. h. Preußen) . . ." Es war das Programm, das er in einer früheren Aufzeichnung einmal als „echt liberal und wirklich national“ bezeichnet; es war ein Programm, bei dem man sich seiner Absicht erinnern muß, das schleswig-holsteinische Volk schonend auf den neuen Stand der Dinge hinüberzuführen. Erwägt man das, ist der tatsächliche Inhalt des Programms nicht verschieden von dem der nationalliberalen Partei in der besonderen Ausprägung, welche diese Richtung in den „Nationalen“ der Herzogtümer gewonnen hatte. Die Einigung des gesamten Liberalismus unter einer Fahne, nicht nur in den Herzogtümern, auch in Preußen und im Reich, blieb immer sein Ziel.

In den Berliner Parlamenten fand er einen noch ganz ungeklärten Zustand vor, gerade bei den Liberalen war eine feste Gruppierung noch keineswegs erreicht. Er fand es bestätigt, was Hänel der „Kieler Zeitung“ schrieb, daß es für die Schleswig-Holsteiner nicht geraten sei, sich einer der liberalen Parteien jetzt schon anzuschließen¹. So hielten sich die Abgeordneten des „Liberalen Wahlvereins“, denen sich auch Thomsen-Oldenswort angeschlossen hatte, vorläufig noch in Reserve. Ahlmann war es freilich wohl jetzt schon klar, daß Hänel und er die schleswig-holsteinische Liberale Partei schließlich in das Lager der Fortschrittspartei hinüberführen würden².

Das Leben in Berlin, so anregend es für Ahlmann war, gestaltete sich doch recht aufreibend. Gewiß war es ihm eine große Freude, mit alten Freunden vergangener Jahre wieder zusammen sein zu können. Carl Lorenzen, Theodor Mommsen³, Georg Hanßen, Franz Dunder und andere traf er im Parlament, oder er war in ihren Häusern ein gern gesehener Gast.

Aber auf ihm lag die Last zweier Berufe außer seinem parlamentarischen: das Bankgeschäft wie seine Zeitung leitete er von Berlin aus. Jeden Tag empfing er Briefe und Berichte von seinen Leuten in Kiel: Rehder, Niepa, Bertheau, Hinsching, Bödcl. Auch aus dem Betriebe der Zeitung ließ er sich alles vor-

¹ R. Z. 1868. Nr. 1069. 31. 3. 68.

² Niepa an Otto Jensen. 21. 11. 67. (Nachlaß Otto Jensens.)

³ Theodor Mommsen. 6. 12. 67.

legen und traf selbst die letzte Entscheidung, auch in weniger wichtigen Dingen. Er bemühte sich um geeignete Novellen für das Feuilleton; er bestimmte, ob ein Vertreter zu den Schwurgerichtsverhandlungen nach Tzehoe geschickt werden sollte, wo damals die Sache des siebenfachen Mörder's Timm Rhode verhandelt wurde; er tadelte nachlässige Korrektur und andere Mängel; vor allem aber warb er Mitarbeiter. Der wertvollste war ihm Hänel, der seine gekennzeichneten Parlamentsberichte beisteuerte. Carl Lorenzen schickte „Berliner Briefe“. Auch die anderen schleswig-holsteinischen Abgeordneten steuerten hin und wieder Aufsätze und Berichte bei. Erfreulicherweise konnte Niepa oft Gutes melden; die Anzeigen strömten zu, und die „Kieler Zeitung“ begann den alten Nebenbuhler, das „Wochenblatt“, weit zu überflügeln¹. 1866, eben ehe der Krieg ausbrach, hatte Ahlmann den Gedanken gehabt, das „Wochenblatt“ anzukaufen. Jetzt war es kein zu fürchtender Konkurrent mehr.

An den Arbeiten des Abgeordnetenhauses hat Ahlmann sich, wie er seinen Wählern versprochen, vornehmlich auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung und der Verwaltung betätigt und hat in der Stille der Kommission gewirkt. Ein paarmal ist er jedoch in den 60er Jahren auch auf der Tribüne des Hauses erschienen, immer in besonders schleswig-holsteinischen Angelegenheiten: Münzordnung, Grundsteuern, „Stehende Gefälle“ sind Themen, die er behandelte². Es waren sämtlich Beschwerden über die preussische Verwaltungspraxis, die er vorbrachte. Aber man würde doch falsch gehen, wollte man meinen, er habe, seinen eigenen Richtlinien zuwiderhandelnd, diese Dinge hervorgebracht, um Opposition zu treiben. Es lagen seiner Meinung nach übelstände

¹ Auch das von der Regierung (d. i. Scheel-Blessen) ins Leben gerufene „Correspondenzblatt“ konnte nicht seine Aufgabe erfüllen: die Kieler Zeitung tot zu machen. (Akten darüber: Staatsarchiv. Kiel. P 309.)

² Ahlmann im Landtage: Stenogr. Berichte über die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses 1867—68: Sitzung 6. 12. 67 S. 237: Münzwesen; Sitzung 30. 1. 68 S. 187: Schl.-holst. Kanal; Sitzung 28. 2. 68 S. 2003: Städteordnung; Sitzung 28. 2. 68 S. 1995: Gegen Kardoff. — Stenogr. Berichte d. preuß. Abg.-Hauses 1868—69: Sitzung 10. 12. 68 S. 617: Stehende Gefälle; Sitzung 13. 2. 69 S. 1640: Münzwesen; Sitzung 5. 3. 69 S. 2150: Sonntagsheiligung. — Stenogr. Ber. d. preuß. Abg.-Hauses 1870 bis 73: Sitzung 21. 12. 70: Steuerschaden; Sitzung 8. 2. 71: Wildschäden.

vor, die, gerade auch im Interesse des Staates, beseitigt werden mußten.

Ahlmann richtete sich wirklich nach den Grundsätzen, die er oft verkündet hatte: die gegebenen Verhältnisse als die Besiegten hinzunehmen, die Vergangenheit ruhen zu lassen, da es unnütz sei, alte Wunden wieder aufzureißen, und an den Arbeiten der Gegenwart für die Zukunft ehrlich und ohne Ressentiment teilzunehmen. Aber dann mußte die andere Seite, mußten die Sieger, sich ebenso verhalten, für die es doch, meinte er, keine große Anforderung sei, das zu tun. Im preussischen Abgeordnetenhaus mußte er aber erleben, daß das nicht geschah.

Zuerst war das bei der Depossediertenfrage der Fall, wenige Tage, nachdem er von seinen Umschlags„ferien“ wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Eine Regierungsvorlage sah eine sehr stattliche Entschädigung an die „depossedierten“ Fürsten¹, den früheren König von Hannover und den Grafen von Nassau vor. Ahlmann fand es unbillig, daß nicht auch der schleswig-holsteinische Fürst entschädigt werden sollte. Es erbitterte ihn aber geradezu, daß bei dieser Gelegenheit über die Schleswig-Holsteiner wegwerfende Äußerungen fielen. Er wollte das Wort zu einer Erwiderung nehmen; nur die Erwägung, daß bei der großen Aufregung, die im Hause herrschte, seine Worte doch zwecklos gewesen wären, veranlaßte ihn, sich Zwang anzutun².

Noch war kein Monat verstrichen, als schon wieder im Haus eine Äußerung fiel, die Ahlmanns helle Empörung aufflammen ließ. Und diesmal behielt er seinen Grimm nicht für sich.

In einer sehr bedeutungsvollen Anfrage wegen der welfischen Umtriebe, die nachher zur Beschlagnahme des welfischen Vermögens den Anlaß boten³, sagte der Abgeordnete von Kardorff unter anderem beiläufig, daß vor einigen Jahren ein englischer Staatsmann über den Erbprinzen von Augustenburg das Urteil gefällt habe, er habe nicht wie ein Gentleman gehandelt. Er sagte das, wie gesagt beiläufig, aber mit einem Ausdruck, der keinen Zweifel daran ließ, daß er das Urteil des Engländers für all-

¹ Sybel a. a. O. Bd. 6. S. 210 ff. — Eten. Ber. 67—68. Bd. 2. S. 1287; 1. 2. 68.

² An Herzog Friedrich von Augustenburg. 12. 4. 68. Konzept im Nachlaß. — Abschrift des Herrn Dr. Woyfen aus dem Brintenauer Archiv.

³ Am 26. Februar 1868.

gemein gültig ansah. Offenbar dachte er keinen Augenblick daran, daß im Hause Leute anwesend waren, die diese Ansicht nicht teilten, und daß man auf diese Leute vielleicht Rücksicht nehmen könne, um ihre Gefühle zu schonen. Das eben empörte Ahlmann, daß sie dauernd als die Unterworfenen behandelt wurden, auf die keine Rücksicht genommen zu werden brauchte. Und wenn das in diesem Falle gedankenlos, ganz naiv, geschehen war, so war das noch um so schlimmer.

Am übernächsten Tage, im Anschluß an die Sitzung, erbat sich Ahlmann daher das Wort zur Geschäftsordnung. Am Tage vorher hatte er gemeinsam mit den anderen Abgeordneten der Linken den Wortlaut einer Erklärung festgelegt, die er nun unter der Aufmerksamkeit des Hauses verlas. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, daß die Behauptung Kardorffs von einem nicht einwandfreien Vorgehen des Erbprinzen nicht mit den Tatsachen, auch nicht mit der erklärten Auffassung der preussischen Staatsregierung übereinstimme, sagte er, abgesehen von der Frage des juristischen Rechts oder Unrechts habe das schleswig-holsteinische Volk in seiner übergroßen Mehrzahl dieses Recht jedenfalls für das beste gehalten.

„Wir . . . halten die Vergangenheit unseres Stammes für ehrenvoll und unantastbar, und Herzog Friedrich gehört demselben in so denkwürdiger Weise an, daß jede Verunglimpfung desselben unser Volk trifft.

Wir Abgeordneten von Schleswig-Holstein, ich weiß mich, indem ich dies sage, in voller Übereinstimmung mit meinen Kollegen auf dieser linken Seite und dem Centrum des Hauses, haben den ernstlichen Willen gehabt, in diesem Hause unsere Schuldigkeit zutun, und wir wollen auch in Zukunft das Recht und die Interessen des preussischen Staates vertreten, aber wir werden uns Angriffen auf die Vergangenheit unseres Volkes oder was demselben aus seiner Vergangenheit theuer ist, widersetzen.“ —

Wie er das meinte, hatte Ahlmann kurz darauf noch Gelegenheit, noch deutlicher zu sagen. Der Herzog dankte ihm in einem längeren Schreiben² dafür, daß von der Tribüne herab den hämischen Insinuationen entgegengetreten sei, und daß „die schleswig-

¹ Entwurf und Wortlaut im Nachlaß.

² Herzog Friedrich. 6. 3. 68.

holsteinischen Abgeordneten, wie sie auch über die jetzige Lage denken mögen, nicht willens sind, ihre Vergangenheit zu verleugnen.“

Obwohl der Herzog in seinem Briefe auf die Zeit des Kampfes, Ahlmanns Anteil daran und den Dank, der ihm dafür gebühre, zu sprechen kommt, vermeidet er doch offenbar absichtlich jede Wendung, die eine Fortsetzung dieses Kampfes in der Zukunft als denkbar erscheinen ließe. Um so auffallender ist es, wenn Ahlmann in seiner Gegenantwort Anlaß nimmt, um dem Herzog ganz ausführlich zu sagen, wie er über die unter den gegenwärtigen Umständen einzunehmende Haltung denkt. Er unterstreicht, was er schon im Landtag gesagt, daß es ein Zurück aus der durch die Annexion geschaffenen Lage weder der Möglichkeit nach, noch nach dem Wunsche „vieler Landsleute“ gibt.

Im Konzept sprach er ursprünglich in der 3. Person: daß er für ihn, den Herzog, nur deswegen eingetreten sei, weil in ihm das Land beleidigt sei. Er kann sich unmöglich im Zweifel darüber befunden haben, daß es für den aus dem Felde geschlagenen Thronbewerber nicht sehr angenehm gewesen sein muß, zu hören, daß die Bewohner Schleswig-Holsteins im Grunde genommen gar nicht so ganz unfroh sind, daß es so gekommen — daß sie nämlich zu einem Großstaat gehören; und daß es nur von den Preußen abhängt, ob sich die Schleswig-Holsteiner rasch in die neuen Verhältnisse einleben sollen oder nicht¹.

So deutlich, wie er jeden Gedanken an ein Zurück von sich weist, so eindringlich spricht er sich auf der anderen Seite gegen das in den Herzogtümern jetzt beliebte Regiment aus. Die Verwaltungs- und Verfassungszustände des Landes werden brutal umgestürzt und „sozusagen preussisch schablonisiert“. In demselben Sinn hatte er vor einigen Monaten von der Flut der Ver-

¹ Nicht ohne Reiz ist folgende Gegenüberstellung: Ahlmann schreibt an den Herzog u. a.: „Das Militärwesen und insbesondere das System der Militärfreiwilligen wirkt nicht abstoßend, sondern sehr anziehend, wie ich es nicht erwartet hätte.“ Ungefähr um dieselbe Zeit heißt es in einem Bericht Scheel-Blessens (13. 4. 68. Staatsarchiv Kiel A XIV 745): „Es darf aber nicht geleugnet werden, daß sich bis jetzt noch eine gewisse Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung in nicht seltenen Fällen geltend macht. Diese findet ihren Ausdruck in außerordentlich zahlreichen Gesuchen um Verleihung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienste“

ordnungen und Gesetze gesprochen, die über das Land ausgegossen werde, und die nach seiner Meinung keineswegs, wie es versprochen war, vor den berechtigten Eigentümlichkeiten des Landes Halt machte. Es war die große Klage, die damals jeden Schleswig-Holsteiner bewegte, den „Annexionisten“ Louis Reventlow¹ ebenso sehr, wie den „Anhänger der bundesstaatlichen Lösung“ Ahlmann; die Klage, der Hänel in seinen großen Reden im Laufe des Jahres so starken Ausdruck gab², die Eindruck gleichwohl nur im Lande selbst, nicht auf diejenigen machten, für die Klage und Rede bestimmt waren. Bezeichnend ist die Bemerkung, die Heinrich von Treitschke als den Niederschlag dieses Eindruckes in den preussischen Jahrbüchern macht³: „Die preussische Verwaltung befestigt sich in den neuen Provinzen zwar langsamer als wir wünschten, aber das Volk beginnt sichtlich an die neue Ordnung der Dinge sich zu gewöhnen, an ihre Dauer zu glauben. Wenn Herr Hänel, nachdem er mit liebevoller Sorgfalt alle Winkel seiner Provinz nach preussischen Sünden durchstöbert, nichts zu Tage brachte als ein Gemisch von halbahren und wahren Behauptungen, so ziehen wir daraus den Schluß, daß die Stimmungen und Zustände in Schleswig-Holstein sich recht erfreulich gestalten.“

Wer erschrickt nicht über diesen vollständigen Mangel an Verständnis für die Psyche der Schleswig-Holsteiner von damals. Treitschke selbst freilich hatte in den Herzogtümern in einer ausgesprochenen Kampfatosphäre gelebt. Aber er sah nicht, daß er selbst es war, der diese Stimmung um sich verbreitete. Daß man einen Unterschied in der Beurteilung der Hannoveraner und der Schleswig-Holsteiner machen müsse, davon findet sich bei den Behörden wie im ganzen Lager der preussischen Annexionsfreunde keine Spur. Und doch war die Grundlage der Opposition in den beiden neuen Gebietsteilen so verschieden, wie nur möglich. In den Herzogtümern durchgängig kein dynastisches Anhängigkeits-

¹ L. Reventlow an Justan Schmidt. 24. 8. 67. Nachlaß Johannsen. . . . Das Schlimmste aber sind die sog. Neuorganisationen Neuorganisation und Revolution im schlimmsten Sinne Es herrscht allgemeine Verstimmung wie zu keiner Zeit.

² Am 23. und 27. November 1868. Jansen und Samtwer a. a. O. S. 659 f. Die Reden Hänel's waren in der Tat von ganz außerordentlicher Wirkung; der Nachlaß Ahlmann's bietet viele Zeugnisse dafür.

³ Abgedruckt in: „Zehn Jahre deutsche Kämpfe“, S. 226 f.

gefühl, nur die Empfindung persönlicher Verpflichtung gegenüber der eigenen Vergangenheit und einem liebenswürdigen und achtenswerten Fürsten. Die Schleswig-Holsteiner kamen den Preußen — darin ist Ahlmann typisch für einen großen Teil der Schleswig-Holsteiner — sozusagen mit ausgestreckter Hand entgegen, etwas verschämt zwar, aber doch bereit zu völliger Ausöhnung mit den neuen Zuständen. Ahlmann wollte, wenn er es mit seiner Selbstachtung vereinigen konnte, wohl mit den preussischen Behörden Hand in Hand arbeiten.

Auf Seiten der preussischen Behörden im Lande hat man freilich größtenteils in der Haltung Ahlmanns, seiner Partei und seiner Zeitung von Entgegenkommen nichts bemerkt¹. Die „Zeitungsberichte“ der Regierungspräsidenten in Schleswig wissen bis 1870 von zwei Richtungen innerhalb der Schleswig-holsteinischen liberalen Partei nichts zu melden. Erst unterm 4. 7. 1870, als der protestlerische Flügel sich der Führung Ahlmanns und Hänel's nicht länger fügen wollte und sich eine eigene Organisation schuf, gelangte offenbar diese schon immer latent vorhandene Tatsache zur Kenntnis der Schleswiger Bezirksregierung. Sicherlich ist dieser, wie die übrigen Berichte, in gutem Glauben geschrieben. Aber man wundert sich doch, wenn man liest, daß „jetzt nur“ die Deutsch-Schleswig-Holsteiner die Rückgängigmachung der Annexion in ihr Programm aufgenommen hätten. Der betreffende Beamte hat offenbar das Programm der Liberalen Partei vom Juni 1867 nicht gekannt! Welche Bewandnis es mit dem Auftreten der radikal-demokratischen „Volkspartei“ Jacobys in Schleswig-Holstein in den Vorjahren gehabt hatte², daß deren Anhänger dieselben Unversöhnlichen waren, die 1870 sich absonderten, ist den Schleswiger Stellen gleichfalls nicht auf-

¹ Sonst hätte man nicht den „Liberalen Wahlverein“ unterdrückt (Herbst 1868); dieser Kampf, der sich nicht zum wenigsten gegen Ahlmann und die Kieler Zeitung richtete, hatte weiter keinen Erfolg als den, Erbitterung gegen das preussische Regime zu erregen und den partikularistischen Gegnern Ahlmanns und Hänel's in die Hände zu arbeiten. Vergl. unten. (Viele Briefe über den Kampf um den Wahlverein im Nachlaß.)

² Im Staatsarchiv Kiel. Akten der Königl. Regierung zu Schleswig. „Zeitungsberichte.“

³ Programm der „Deutschen Volkspartei für Schleswig-Holstein“. N. 3. 1868. Nr. 1136. 23. Juni.

gegangen¹. Mit Ahlmanns Zeitung hat man in Schleswig offenbar nicht recht etwas anzufangen gewußt. In den besagten Berichten ist von der „Kieler Zeitung“ als Organ der Protestler nie die Rede, immer nur von den „Isehoer Nachrichten“. Freilich vermied die „Kieler Zeitung“ eine Polemik mit der Isehoer Kollegin². Das lag in der Linie von Ahlmanns Taktik, die Schleswig-Holsteiner sich o n e n d mit den neuen Verhältnissen zu befreunden.

Viel richtiger als der Regierungspräsident beurteilte Scheel-Blessen die Verhältnisse. In einem Bericht vom 13. 4. 1868 sagt er: „In der öffentlichen Stimmung läßt sich eine Wendung zum Bessern nicht verkennen. Zwar hat die ehemalige augustinburgische oder partikularistische Partei aus ihrer früheren festen Organisation in den sogenannten Schleswig-Holsteinischen Vereinen und den Kampfgenossenvereinen her noch Kraft und Zusammenhalt genug sich bewahrt, um bei öffentlichen Wahlhandlungen und ähnlichen Akten, bei denen die Majorität entscheidet, ihren Willen durchzusetzen; aber die Besserung der Lage besteht eben darin, daß die Partei keine greifbaren politischen Ziele der früheren Art mehr verfolgt. Denn bei allen Verständigen ist doch das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Monarchie im Wachsen, eine Wahrnehmung, die man bei dem besseren Teil der sonst oppositionell gefärbten Presse zu machen nicht umhin kann . . .“ Offenbar ist mit den letzten Worten auf die „Kieler Zeitung“ hingedeutet.

Leider aber hat Ahlmann von dieser guten Besur nichts erfahren. Wohl „konnte er gleichfalls nicht umhin“, in Scheel-Blessens Wirken auch Günstiges festzustellen. Er begrüßte es, daß die Landratsposten durchgehends mit Schleswig-Holsteinern besetzt wurden³. Als freilich die „Weserzeitung“ von einem Bündnis zwischen Scheel-Blessen und den Augustenburgern zu melden wußte, erklärte die „Kieler Zeitung“ das für baren Unsinn; aber Ahlmann, den wir als Verfasser dieses Artikels vermuten dürfen,

¹ R. Z. 1868. Nr. 1285 vom 13. 12. Einladung zur Versammlung. -- R. Z. 1868. Nr. 1286. „** Kiel“ Artikel dagegen.

² Die nach einem „nationalen“ Zwischenpiel in der Interimszeit nun unter der Leitung Endrulat's in ein entschieden preußenseindliches Fahrwasser eingebogen waren.

³ R. Z. 1868. Nr. 1034 vom 19. 2.

⁴ An Herzog Friedrich. 12. 4. 68.

fügte hinzu: „Zwischen dem Oberpräsidenten Scheel-Blessen und den „Augustenburgischen Partikularisten“ besteht nur das Einverständnis, daß sie sich mehr oder weniger gegen die Zubereitung des Landes nach der bürokratischen Schablone sträuben¹.“

Die Persönlichkeit Scheel-Blessens, des ersten Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein, hätte viel größeren Segen wirken können, wenn nicht mit Ahlmann so viele der Landsleute in ihm nichts als den skrupellosen Karrieremacher gesehen hätten, und wenn vor allem Ahlmann diese Ansicht nicht nur unterm Siegel der Verschwiegenheit geäußert hätte, so daß Scheel-Blessen sicherlich wußte, was man von ihm dachte. Ein Regierungsorgan freilich hätte die „Kieler Zeitung“ nie werden können², ebenso wenig als sie ein augustenburgisches Hoforgan gewesen ist. Aber wenn sie und die Schleswig-Holsteiner so lange im Geruche des Protestkulturs gestanden haben, hat das vielmehr an der Natur der preussischen Beamten und des preussischen Verwaltungssystems gelegen, als an den Schleswig-Holsteinern. Schlagartig beleuchtet eine Bemerkung in einem „Zeitungsbericht“ des Regierungspräsidenten vom 28. 1. 1870 die Verhältnisse. Da heißt es, daß die ländliche Bevölkerung sich in die neuen Institutionen noch sehr wenig eingelebt habe, aber sie sei sehr folglosam. Forchhammer beklagte sich, das Land werde mit einer Anzahl von Gesetzen überschwemmt, die für andere Verhältnisse gegeben seien³. Und Ahlmann machte die bissige Bemerkung: „Ob unser Land „eine geregelte Verwaltung nicht gekannt“, überlassen wir Männern vom Fach zu beurteilen. Jedenfalls würden die alten wie die neuen Provinzen sich besser stehen, wenn etwas weniger von oben regiert würde.“ Die Unterdrückung der lokalen Selbstverwaltung, das ist es vornehmlich gewesen, was trennend zwischen dem Lande und den neuen Verhältnissen gestanden hat, „die Bürokratie“, um Ahlmanns Ausdruck zu gebrauchen. So wenig, wie Scheel-Blessen es sich merken ließ, daß er die vernünftige Haltung der „Kieler Zeitung“ zu schätzen wußte, so wenig konnte Ahlmann es über sich

¹ R. Z. 1868. Nr. 1012. 24. 1. 68.

² Ein diesbezüglicher Versuch des Regierungspräsidenten Bitter 1872 ist nämlich gescheitert. Staatsarchiv Kiel. P. 309.

³ R. Z. 1868 vom 13. 1. 68.

⁴ R. Z. Nr. 1012 vom 24. 1. 68.

gewinnen, das Gute, das die preußische Verwaltung dem Lande gebracht, öffentlich anzuerkennen¹.

In einer Weise hat Treitschke allerdings recht behalten, wenn er die Klagen der Schleswig-Holsteiner nicht ernst nahm. Es ist dem preußischen System nicht gelungen, eine dauernde Abseitstellung der Bevölkerung des meerumschlungenen Landes zu erzielen. Man konnte sie behandeln, wie man wollte, sie blieben doch gute Deutsche. Ahlmann und andere² sagen in ihren Briefen aus der Zeit nach der Einverleibung, selbst bei den Dänen sei es nicht so schlimm gewesen, oder, das gehe fast noch über das Däneregiment. Aber gerade solche Stellen sind geeignet, das Verhältnis des Landes und, was uns angeht, das Verhältnis Ahlmanns zu Dänisch und Preußisch zu beleuchten.

Die Beschwerden über die Preußen sind und bleiben ein häuslicher Streit. Eine Trennungslinie gegen Preußen sah Ahlmann nur in Sitte und Volkscharakter. Wie anders war die Trennungslinie gegen Dänemark! Was hier im Laufe der Jahrzehnte der Brennpunkt der schleswig-holsteinischen Politik werden sollte, hat er schon in den ersten Jahren, die so voll häuslichen Zwistes waren, gesehen und seitdem nie aus den Augen verloren. Nordschleswig erschien damals in der Gestalt des § 5 am politischen Horizont. Zu der Frage einer Teilung Schlesiens hat Ahlmann von dem ersten Auftauchen einer Meldung über die betreffende Bestimmung des Prager Friedens einen sich gleichbleibenden, scharf ausgeprägten Standpunkt eingenommen³ und ihn in der „Kieler Zeitung“ vertreten⁴.

Man könnte denken, daß der Liberalismus Ahlmanns ihn einer Abstimmung geneigt gemacht hätte. Aber man würde damit die Gedanken eines späteren Zeitabschnittes in einen früheren verlegen, der noch ganz anders geartet war. Ahlmann ist von den Zeiten der Londoner Konferenz an dem Gedanken einer Teilung Schlesiens auf Grund einer Volksabstimmung abgeneigt gewesen. Als geborener Nordschleswiger meinte er ein Recht zur

¹ Wie es Thomsen-Oldenswort in Nr. 1082 der R. Z. (vom 17. 4. 1868) tat.

² J. B. Volquardsen-Hadersleben.

³ Im Kieler Stadtparlament im September 1866. Konzept im Nachlaß.

⁴ Zuerst beim Bekanntwerden des Prager Friedens.

Beurteilung der Verhältnisse dort oben zu haben. Im Jahre 1869 machte er sich zum Wortführer der deutschen Nordschleswiger, indem er von der Tribüne des Abgeordnetenhauses „im Sinne und Interesse eines großen Teiles der Bevölkerung“ Nordschleswigs gegen das Auftreten der beiden dänischen Abgeordneten, Krüger und N. Ahlmann, Einspruch erhob. „Meine Herren, ich bin im Wahlkreise Apenrade geboren,“ sagte er, „bin dort aufgewachsen, zahlreiche Verwandte wohnen noch daselbst und durch zahlreiche Beziehungen bin ich mit Personen und Verhältnissen dieser Kreise völlig vertraut . . .“ und erklärte dann, daß der Teil der Bevölkerung, in dessen Sinne er spreche, „niemals aus der staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Verbindung mit ganz Schleswig-Holstein und Deutschland losgetrennt zu werden wünsche und gegen alle Bestrebungen, welche darauf ausgehen, sie an Dänemark auszuliefern, protestiere“¹.

Vielleicht hätte sich Ahlmann mit einer Abtretung eines Grenzstreifens beim Friedensschluß noch eher abgefunden als mit der Regelung, die durch den § 5 Tatsache wurde — wenngleich er, wie gesagt, in den Interimsjahren ein Gegner jeder Teilung Schleswigs gewesen war. Die in Aussicht stehende Absicht, den § 5 zu erfüllen, war jedenfalls viel nachteiliger, geradezu verhängnisvoll. Sie war ein Moment der Unruhe, welche das Land unter den neuen Verhältnissen am allerwenigsten brauchen konnte, ein unerträglicher Druck, der die Entfaltung der in Nordschleswig vorhandenen deutschen Volkstumskräfte verhinderte. Es war gewissermaßen für Nordschleswig eine Verlängerung des Provisoriums, unter dem das Land bis 1867 gelitten hatte. Auf jeden Fall mußte die Angelegenheit möglichst bald erledigt werden; Ahlmann und die „Kieler Zeitung“ machen jedoch — im Gegensatz zu Bismarcks Verlautbarungen aus dieser Zeit — kaum ein Hehl daraus, daß sie froh wären, wenn der § 5 aufgehoben würde.

Dabei weicht aber Ahlmanns Auffassung der nordschleswigschen Verhältnisse in bemerkenswerter Weise von den Anschauungen ab, die er zu Beginn der Auseinandersetzung über Nordschleswig, in den beginnenden 40er Jahren, gehabt hatte. Der Berliner Student schrieb damals, die Nordschleswiger seien toll,

¹ Das Konzept zu dieser Rede findet sich im Nachlaß. In den Stenographischen Berichten dagegen findet sich die Rede nicht. Wahrscheinlich ist sie im Plenum nicht gehalten worden.

den eingewanderten Dänen zu glauben, daß sie auch Dänen seien. Er schrieb also zu jener Zeit dem Dänentum in Nordschleswig überhaupt keine Daseinsberechtigung zu. Das ist nun doch anders. In seiner Erklärung im Abgeordnetenhause¹ erkennt er ausdrücklich an, daß die Mehrheit in den Kreisen Hadersleben und Apenrade dänisch gesinnt sei, sonst wären diese Kreise ja nicht durch Krüger und Ahlmann vertreten. Und es ist auch nicht seine Meinung gewesen, daß dieser Zustand durch eine künstliche Germanisierung geändert werden sollte. So wenig er die Verhättschelung der Dänen in Schleswig billigen konnte, die durch die Preußen in den ersten Jahren, vornehmlich während der Zwischenzeit, geübt wurde, so sehr hatte er Verständnis für den Wunsch der dortigen Bevölkerung, ihre Art und Sitte aus der er selbst ja erwachsen war, weiterhin zu pflegen. Vorläufig war noch kein Anzeichen dafür vorhanden, daß die Behandlungsweise, welche die Behörden auf die nordschleswigsche Bevölkerung anwandten, in das gerade Gegenteil der zuerst geübten Methode umschlagen würde, und daß sich daraus ein Gegensatz zwischen dem schleswig-holsteinischen Liberalismus, den er in seiner Person verkörperte, und den preussischen Behörden entwickeln sollte. Aber eine erste Andeutung in dieser Beziehung liegt in der ehrlichen Anerkennung eines überwiegenden Dänentums in einem Gebiet, für dessen andersgesinnte Bevölkerung er sich eben anschickte, zu sprechen. Hier ist schon die Haltung Ahlmanns zu den späteren Kämpfen um Nordschleswig angedeutet, die ganz davon absieht, das andere Volkstum zum Verschwinden zu bringen, sondern es durch liberale, verständnisvolle Behandlung für eine loyale Anerkennung seiner Staatsbürgerpflichten gewinnen will. Von dieser Voraussetzung ausgehend war man in dem Kreise der schleswig-holsteinischen Abgeordneten auch nicht einverstanden mit der Haltung, welche die Mehrheit des Hauses gegenüber dem Verhalten der beiden Dänen einnahm: sie lehnten bekanntlich den von ihnen angebotenen bedingten Eid ab. Demgegenüber meinten Ahlmann und seine Freunde, es sei richtiger, den beiden nordschleswigschen Abgeordneten eine Brücke zu bauen, auf der sie von der „Demonstration“, wie Ahlmann sich ausdrückt, zur positiven Mitarbeit an den Aufgaben des Staates gelangen könnten — selbst wenn diese Brücke so künstlich sein

¹ f. o. S. 279.

sollte, daß man zwischen der bedingten Leistung eines Eides und der unbedingten Leistung eines bedingten Eides unterschied¹.

Das reine Protestklertum war Ahlmann überhaupt ein Greuel. Wie hatte er nicht, und seine Freunde mit ihm, sich halb erhobt, halb belustigt, als es hieß, daß Ed. Baudiffin und vielleicht auch Otto Jensen nach Berlin nur gehen würden, um zu protestieren! Es ist bezeichnend für die Stimmung der schleswig-holsteinischen Bevölkerung vor 1870, daß diese Absichten offenbar bestanden haben, aber fallen gelassen sind — nicht nur aus taktischen Gründen, sondern auch, weil eine solche Vorgehensweise an dem Verhalten Ahlmanns und des Kreises der „Kieler Zeitung“ zu scheitern verdammt gewesen wäre.

Zimmerhin ist es doch ungewiß, welche Entwicklung die Stimme im Lande genommen hätte, wenn nicht Ahlmann und der Kreis der „Kieler Zeitung“ die kluge und verantwortungsbewußte Mittlerpolitik unternommen hätte, die wir geschildert haben. So ist es schließlich sein eigenes Verdienst, daß die unbestimmte Vorahnung eines aus der engen Verwaltungspolitik der Übergangsjahre herauswachsenden großen Unheils sich nicht bewahrheitet hat. Daß sie an und für sich nicht unberechtigt war, haben die Stimmungsschwingungen im Lande zu einer so späten Zeit wie 1918 gezeigt, als nach dem Wegfall aller aus Gewöhnung und Opportunität erzeugten Hemmungen im preußischen Staatsfinne sich zeigte, wie stark in den langen Jahren die Abneigung gegen preußisches Wesen im Lande noch geblieben war. Angesichts dieser Tatsachen meint man zu verstehen, wie bitter ernst Ahlmanns anscheinend so theatralische Prophezeiung: „Das Gericht folgt nach!“ hätte in Erfüllung gehen können, wenn das Unglück von 1918 fünfzig Jahre früher über Deutschland hereingebrochen wäre. Sätte es dann nicht so kommen können, daß der Ahlmannsche Flügel der Landespartei noch nicht stark genug gewesen wäre, dem Jensen—Baudiffinschen die Waage zu halten?

Wie Ahlmann zu den schleswig-holsteinischen und den deutschen Dingen in dieser Zeit, also vor 1870 stand, zeigt am besten eine programmartige Niederschrift aus dem Jahre 1869, die dem künftigen Chefredakteur der „Kieler Zeitung“ die politische Linie

¹ Aufzeichnung von unbekannter Hand im Nachlaß.

der Zeitung andeuten sollte'. Die Aufzeichnung rührt von Hänel her, sie gibt aber die Anschauungen Ahlmanns so genau wieder, daß wir sie als seine eigenen ansehen dürften, wenn er auch in manchen Punkten einige Jahre vorher anders gedacht hat. So heißt es in dem Exposé:

„Die „Kieler Zeitung“ ist entstanden während des jüngsten Kampfes um die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark. Sie stand um jeden Preis auf deutscher Seite. Sie anerkannte aber rückhaltlos das Recht Herzog Friedrichs. Sie hat dasselbe verfochten im nationalen Sinne, wohl bewußt, daß die nationalen Interessen eine starke Beschränkung der Einzelsoveränität forderten, ja, daß sie nach damaliger Lage der Sache zu einer einseitigen engen Verbindung mit Preußen, namentlich auf dem ganzen Gebiet des Kriegs- und Marinewesens führen dürfte.

Sie hat aber niemals anerkannt, daß dies Interesse bis zur Vernichtung des von der Verfassung von 1848 anerkannten und in dem Rechtsbewußtsein des Volkes tief einwurzelnden Landesrechts führen dürfe.

Die „Kieler Zeitung“ hat darum die Anneziionspolitik Preußens bekämpft, und ist der Ansicht, daß die Krise von 1866 durch Gewalt und Unrecht Preußens herbeigeführt ist.

An diesem Standpunkt kann sie auch jetzt kein Jota verleugnen. Sie muß sich ein warmes Herz für die Vergangenheit Schleswig-Holsteins bewahren.

Nachdem die Neugestaltung Deutschlands sich vollzogen hat, ist ihre Ansicht, daß keine Partei berechtigt ist, auf den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden zu spekulieren, um ihre Ideale einer Einigung Deutschlands zu verwirklichen. Sie hält es für ihre Pflicht, auf der gegebenen Grundlage und mit den gegebenen Mitteln nach der Einheit und Freiheit der Nation zu streben.

Die „Kieler Zeitung“ hält den Einheitsstaat, mag man geschichts-philosophisch darüber denken, wie man will, nicht für das praktische Ziel, weil es nur durch neue Gewalttaten zu erreichen ist. Der deutsche Krieg ist ihr ein Verbrechen. Deshalb Ausbildung der norddeutschen Verfassung in einem bundesstaatlich konstitutio-

¹ Vergl. den Aufsatz des Verfassers: „Aus den Anfängen der Kieler Zeitung.“ N. 3. 1924.

nellen Sinne, welcher sie befähigt, die Vereinigung mit Süddeutschland vielleicht in langsamen Übergängen zu verwirklichen. Sie hält den preußischen Chauvinismus für den ärgsten Feind der deutschen Entwicklung. Sein Gegenbild ist die ultramontane, hyperdemokratische Koalition in Süddeutschland.

Die „Kieler Zeitung“ ist in den inneren Angelegenheiten des Landes entschieden freisinnig: sie will vor allen Dingen die Ausrottung der Bürokratie durch eine gesetzliche, mit geschichtlichem Charakter umgebene Verwaltung und durch die denkbar stärkste Ausbildung der Selbstverwaltung.

Die starke Betonung dieser Frage scheint ihr zurzeit wichtiger, als die landläufige Frage des demokratischen Wahlrechts und der konstitutionellen Schablone.

Gegenüber der sozialen Bewegung ist sie überzeugt, daß der Lassaleanismus eine müßige Agitation, daß aber auch ein Hinausgehen über die Schulze-Dehlschen Palliativen geboten ist.“

Dies Programm von 1869 läßt es greifbar deutlich werden, daß für Ahlmann und seinen Kreis nicht erst der Kriegsausbruch 1870 der Antrieb gewesen ist, den nationalpolitischen Kurs einer Ausöhnung mit der Annexion einzuschlagen. Er hatte ihn, wie wir auch gesehen haben, schon von der Annexion an inne gehalten. Die bekannte Erklärung der schleswig-holsteinischen Abgeordneten in der „Kieler Zeitung“ vom 16. Juli 1870¹ bedeutet demnach

¹ Schleswig-Holsteiner!

Die Entscheidung ist gefallen.

Frankreich bricht über den deutschen Rhein. Dänemark lauert an unserer nächsten Grenze.

Deutschland erwartet mutbig und zu jedem Opfer bereit den Feind.
Schleswig-Holsteiner!

Wir haben in langen, schweren Kämpfen, auch da uns Alles verließ, jeden Fuß breit deutscher Erde vertheidigt.

Was heute Pflicht und Ehe gebieten, das steht geschrieben in jeder deutschen Brust. Die Kinder unseres Landes werden kämpfen in den ersten Reihen. Wir aber werden jede Bürgerpflicht erfüllen, die das Vaterland von uns fordern kann.

Schleswig-Holsteiner!

Berufen die Wahlen zu leiten im Sinne der Freiheit und der Einigung Deutschlands geben wir feierlichen Ausdruck der Begeisterung, die Schleswig-Holstein erfaßt:

Daß in Freiheit und Macht geeinigte Deutschland über
Alles!

Gott segne unsere gerechten Waffen!

Kiel, den 16. Juli 1870.

Das Central-Wahl-Comite der liberalen Partei.

Hr. W. Ahlmann. Prof. Henfen. Prof. Forchhammer. Prof. Hänel.
Prof. Karsten. Chr. Kruse. A. Niepa. W. Schlichting.

nicht den Beginn einer neuen Entwicklung. Sie ist das Ergebnis einer schon seit Jahren verfolgten Politik. Die Stimmung, die der siegreiche Krieg geschaffen, hat dieser Politik im Lande die Bahn geebnet und ihr dadurch großen Auftrieb verliehen¹.

Der Ausgleich der Gegensätze wäre in dem Maße, wie er erfolgte, aber nicht möglich gewesen, wenn nicht Ahlmann und Hänel schon von 1865 an gesehen hätten, daß das Streben des letzten halben Jahrhunderts auch auf dem neuen und ungewollten Wege zum Ziele führen könne. 1869 schon hat Ahlmann in einer Rede gesagt: „Die Ideale der Jugend und die gereiften Hoffnungen eines Volkes, sie bleiben, wenn sie auf wahrhaft sittlichem Grunde erwachsen sind, auch wenn Irrwege und Umwege das Ziel verhüllen. Wer kennt nicht die Ideale unserer Jugend und, ich darf sagen, unseres Mannesalters, den heiligen Glauben in eines jeden deutschen Mannes Brust, daß Deutschland groß, stark, einig und frei werde! Dieser heilige Glaube darf nicht zerstört werden, er darf uns nicht genommen werden; denn das würde die Spannkraft zu vielem Gutem und Großem uns rauben, und der Widerstand gegen Unfreiheit und Knechtschaft müßte erlahmen. Wir sind niedergebeugt worden auf dem Wege, welche die Entwicklung des deutschen Staatslebens, gegen alle Erwartung und alle Bestrebungen der Vorkämpfer für deutsches Recht und deutsche Einheit, genommen hat . . . Wenn Preußen nicht mehr das spezifische Preußentum, sondern der Ausdruck der Gerechtigkeit und des Gemeinfinns ist, wenn Preußen und alle Stämme deutsch sein wollen, dann ist begründet der Gemeinfinn, die Freiheit, und das langerstrebte Ziel: ein einig starkes Deutschland wird Wahrheit.“

¹ Zeitungsberichte der Regierung in Schleswig. Bericht vom Januar 1871.

Ueberblick und Ausblick.

Wir haben den Werdegang Ahlmann's und seine Tätigkeit als schleswig-holsteinischer Politiker geschildert. Aber die Wirksamkeit Ahlmann's hat sich auf so viele andere Gebiete erstreckt, daß eine gerechte Würdigung seiner Persönlichkeit ein, wenn auch kurzes, Eingehen auf seine übrige Tätigkeit fordert.

In der Kieler Stadtverwaltung, in dem Kreistage, in dem Kieler Kirchenkollegium, auf dem Gebiete des Verkehrswesens, der landwirtschaftlichen Vereine, des Gartenbaus, im schleswig-holsteinischen Kunstverein, in der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und in derjenigen für Kieler Stadtgeschichte, im Verschönerungsverein, auf dem Gebiete der Volksbildung und der Wohlfahrtsfürsorge hat Ahlmann sich betätigt und auf allen diesen Gebieten hervorragende Arbeit geleistet.

Von allen diesen Arbeiten ist als früheste, auch als bekannteste zu nennen: Ahlmann's Bemühung um das **V e r k e h r s w e s e n** in unserem Lande.

Als Bürochef (Abteilungsleiter) im Departement des Innern unter den schleswig-holsteinischen Regierungen der Erhebungszeit war er in die Lage versetzt, neue Gedanken in reichem Maße zu verwirklichen, wie wir oben gesehen haben.

Überraschend schnell hatte der 31jährige Privatdozent der Nationalökonomie sich unter schwierigsten Bedingungen als ein guter Verwaltungsbeamter erwiesen, eine Tätigkeit, welche auszuüben er nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges keine Gelegenheit mehr haben sollte, denn als er ein Jahrzehnt später sich wieder in der Verkehrspolitik betätigte, geschah das nicht mehr als Beamter.

Lange Jahre hat er als Aufsichtsmitglied dem größten Verkehrsunternehmen des Landes angehört: der **Altona-Kieler Eisenbahngesellschaft**. Er ist dem Direktorium kein bequemer Aufsichtsmann gewesen, vielmehr im Aufsichtsrat so etwas wie ein Hecht im Karpfenteich; und man hat ihn schließlich hinausgewählt. Gewiß sind es zur Hauptsache Stadt-Kieler Interessen, die er vertrat; aber in den Zeiten zwischen den beiden schleswig-holsteinischen Kriegen hatte die Verkehrspolitik nationale Gesichtspunkte — auf der dänischen wie auf der deutschen Seite. Mehr viel-

leicht auf der deutschen; denn das Eisenbahnwesen Dänemarks lag damals in den Händen eines englischen Großunternehmers, des reichen Sir Morton Peto, den naturgemäß kaufmännische Gesichtspunkte leiteten. Immerhin war aber dessen Bestreben, das Monopol der Altona-Rieler Eisenbahngesellschaft zu durchbrechen, der wohlwollenden Unterstützung seitens der dänischen Regierung gewiß.

Der Differenzpunkte im Aufsichtsrat waren manche. Es handelte sich zu einer Zeit um die Konzession einer Bahn von Neumünster nach Oldesloe, ein andermal um den Verkauf der Neumünster—Rendsburger Eisenbahn, dann wieder um die Vertretung der Rieler Kaufmannschaft im Vorstand der Gesellschaft. Ahlmann vertrat immer den Standpunkt der Aktivität, des Handelns. Als er schließlich nicht wieder gewählt wurde, ging ihm das sehr nahe. Man kann es immer wieder beobachten, wie lebhaft sein Bedürfnis war, sich gegen den Widerstand anderer zu behaupten. Er war eine Kampfnatur durch und durch, er trat sehr ungern irgendwo vom Schauplatz ab, wenn er merkte, daß er der Gegenpartei damit einen Gefallen tun würde. Bei Widerständen im eigenen Lager — das war etwas anderes, da war er empfindlich.

In der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist kaum ein die Stadt Kiel berührendes Verkehrsprojekt bearbeitet worden, bei dem Ahlmann nicht mitgewirkt hätte. So war er die treibende Kraft bei dem Plane einer Bahn von Kiel nach Ostholstein, um dieses Gebiet wirtschaftlich an Kiel anzuschließen. 1858 war er Schriftführer der Kiel—Breeker Eisenbahngesellschaft, die 1863 liquidierte, als die Altona—Rieler Gesellschaft den Plan in Verbindung mit der zu erbauenden Bahn Neumünster—Neustadt mit übernahm. Die Kiel—Breeker Bahn sollte aber nach Ahlmann's Meinung nur das erste Glied einer schleswig-holsteinischen Ostküstenbahn sein. Er setzte es daher durch, daß die angesammelten Gelder aufbewahrt wurden, bis das nächste Stück in Angriff genommen würde: die Bahn Kiel—Flensburg. 1878 geschah das. Mit dem Gedanken einer Ostküstenbahn, bei der Kiel nicht mehr Kopf-, sondern Durchgangsstation wäre, war er der Zeit weit voraus. Denn erst 1914 hat die Kieler Handelskammer diesen Plan förmlich aufgenommen, und er harret immer noch, nach 70 Jahren, seiner Verwirklichung.

Wie hier, so erging es ihm oft: Daß die Entwicklung späterer Zeiten erst die Bedingung schaffte, unter denen seine Pläne Wirklichkeit werden konnten.

Dieser Satz gilt auch für seine Sorge um das Kieler Gemeinwesen. Wir haben oben schon davon gehört, wie sich das Interesse für die Kommunalpolitik in den Rahmen der politischen Persönlichkeit Ahlmann's einordnet. Einiges von dem, was er für die Stadt Kiel geleistet, sei hier erwähnt.

Während dieses langen Lebens ist Kiel aus einer kleinen Stadt von 14 000 Einwohnern zu einer modernen Großstadt geworden. Unermüdet ist Ahlmann darauf bedacht gewesen, ihre wirtschaftlichen Belange zu fördern, ihr geistiges Leben, ihre Wohlfahrtsseinrichtungen, vor allem aber ihre Verwaltung. Es gibt gewiß nicht viele bedeutende Unternehmungen Kiels in jenen Jahrzehnten, in deren Geschichte nicht der Name Wilhelm Ahlmann's eine wichtige Rolle spielt. Und das ist nicht nur der Fall, seitdem er den städtischen Verwaltungskörperschaften angehört: Mit Recht spricht er 1869 von 20jähriger Tätigkeit für das Kieler Gemeinwesen. So gab z. B. den ersten Anstoß zur Versorgung Kiels mit Leuchtgas eine Eingabe Ahlmanns aus dem Jahre 1853, der dies neue Beleuchtungsmittel auf einer Reise nach England kennen gelernt und sich sofort, mit der Absicht, die neue Erfindung daheim zu empfehlen, näher darüber unterrichtet hatte. Die erste größere Ausstellung in Kiel, die Gewerbeausstellung 1858, ist so gut wie ganz Ahlmanns Werk, in der Planung und in der Durchführung bis in die letzten technischen Einzelheiten.

Künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen in seiner Heimatstadt und im Lande zu unterstützen, war Ahlmann immer bereit. Kunstverein, Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte und Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte verdanken ihm viel Förderung. Dabei war es sein ausdrückliches Bemühen, besonders in den späteren Jahrzehnten, durch diese Einrichtungen den Zusammenhang der Gegenwart mit der besonderen schleswig-holsteinischen Überlieferung aufrecht zu erhalten. Bei der Frage der Ausschmückung des neuen Kieler Gymnasiums setzte er sich sehr stark in dieser Richtung ein. Die Bestrebungen der „Volksbildungsvereine“ hatten natürlich gleich sein besonderes Interesse. Aufklärung, Verbreitung von Allge-

meinbildung zu fördern, hielt er ebenso für seine Pflicht wie die Ausbreitung politischen Verständnisses. Als Mitglied der Kommission der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde war er es in erster Linie, welcher die erste Volksbibliothek in Kiel schuf, für welche er den nötigen Raum auf seinem Grundstück Holstenstraße 34 zur Verfügung stellte.

Mit gleicher Hingabe hat Ahlmann sich dem Kieler Schulwesen gewidmet, für das er als Mitglied der Schuldeputation sich verantwortlich fühlte. Einerlei, ob es sich um das höhere oder das Volksschulwesen oder um Fachschulen handelte, immer war er auch hier bereit, neuen Ideen Raum zu schaffen, zugleich aber auch sich um die Einzelheiten zu kümmern. Mancher Zettel und manches Schreiben, das sich in seinem Nachlaß erhalten hat, geben davon Zeugnis. Insbesondere galt seine Fürsorge der Gewerbeschule. Ein so blühendes und vergleichsweise modernes Unternehmen wie die Kieler Frauen-Gewerbeschule ist 1877 durch die Initiative Ahlmanns ins Leben gerufen worden. Auch diese Einrichtung ist eine Frucht einer seiner Sommerreisen. Das Vorbild war die Familienarbeitschule in Reutlingen. — Ihm war Reisen freilich ein Vergnügen, ein unentbehrliches und großes; aber, bezeichnend für seinen rationalistischen Grundzug: jede Reise, gründlich und genau vorbereitet, wie sie war, mußte auch nützliche Ergebnisse zeitigen. Er reiste, immer die Augen offen, nicht nur für das Schöne, er wollte überall auch lernen. Lernen, und das Gelernte daheim der Gemeinschaft, in der er lebte, nutzbar machen.

Er hat wohl jede der „Weltausstellungen“ besucht, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf europäischem Boden veranstaltet wurden, nicht aus müßiger Schaulust, sondern um sich und andere zu belehren.

Das, wodurch er der Stadt Kiel am meisten genützt hat, ist doch seine Tätigkeit in der Stadtverwaltung gewesen. In der Selbstverwaltung der Gemeinden sah er ja die Kernzelle des Staates. Von 1862 bis 1888 hat er der Stadtvertretung angehört, mit seinem Rat, aber auch mit der Tat. Er war ein eifriger und pflichtbewußter Arbeiter in den Kommissionen.

Er ist auch in den städtischen Kollegien kein bequemes Mitglied gewesen, nicht für den Magistrat und nicht für die Bürgerschaft. Den Handlungen des Magistrats stand er in der Haltung einer stets wachsenden Kritik gegenüber, die sich nicht durch persön-

liche Beziehungen bestechen ließ. Durch das erste Jahrzehnt seiner Zugehörigkeit zu den städtischen Kollegien und weit darüber hinaus bestand eine so weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Magistrat und ihm, daß sie schließlich einen Ansturm aller anders gerichteter Elemente zur Folge hatte. Das Inkrafttreten der neuen schleswig-holsteinischen Städteordnung, 1869, wurde der Anlaß dazu. Die „Kolosseumspartei“ (so genannt nach einer Versammlung im Kolosseum im Vorsommer 1869) kämpfte hauptsächlich gegen die Richtung, deren Mittelpunkt Ahlmann war. Das ist sehr merkwürdig. Denn er bekleidete kein leitendes Amt in der Stadtvertretung. Er war nicht Bürgerworthalter, auch nicht Vorsitzender der Stadtkämmerei, deren Tätigkeit besonders angegriffen wurde. Und doch ging der Kampf, ein Kampf, mit größter Leidenschaftlichkeit ausgefochten, gegen ihn. Gegen ihn und, wie Alexander Niepa gelegentlich richtig bemerkte, gegen die „Kieler Zeitung“. Das Schlagwort der Gegner war Entpolitisierung des Stadtparlaments. Ahlmann dagegen b e t o n t e seinen politischen liberalen Standpunkt.

Dabei war freilich für Ahlmann „Liberalismus“ etwas ganz Gegenständliches, Greifbares, es hieß: Selbstverwaltung, innere, lebendige Anteilnahme des Bürgers an den öffentlichen Dingen in Gemeinde und Staat. Einzig aus dem Bestreben, die Menge der Mitbürger für den liberalen Staat zu erziehen, deren Interesse für das öffentliche Leben zu erwecken, ist Ahlmann's Tätigkeit als Pressemann und Zeitungsgründer hervorgegangen. Zwei der bedeutendsten Zeitungen des Landes haben ihm ihr Bestehen verdankt: Die „Schleswig-Holsteinische Zeitung“ 1848 und die „Kieler Zeitung“, die er 1864 ins Leben rief. Die Zeitung betrachtete er als das Erheblichste seiner gemeinnützigen Verdienste, sie beanspruchte einen sehr großen Teil seines Wollens und Denkens. Man braucht nur den Briefwechsel zu verfolgen, den er während seiner Reisen oder während der Sitzungsperioden des Landtags mit dem Redaktionsstabe unterhielt, um zu ermessen, wie sehr ihn die Zeitung beschäftigte. überall suchte er für das Blatt und damit für politisches Interesse zu werben.

Es ist nicht zu viel gesagt, wo er ging und stand, hatte er seine Zeitung im Kopf. Er führte Briefwechsel mit Berlegern, gab Anweisungen über die in diesem oder jenem Fall

einzuschlagende politische Linie, tabelte, auch wenn er fern auf Reisen war, die mangelhafte Korrektur oder ungünstige Platzverteilung. Bis 1870, wo Niepa die Hauptredaktion auch formell übertragen wurde, war Ahlmann selbst der leitende Redakteur, ohne dessen Einwilligung, auch wenn er von Kiel fern war, nicht einmal eine Novelle zum Abdruck erworben werden durfte. Zeit und Arbeitskraft waren indessen nicht die einzigen Opfer, die Ahlmann für die „Kieler Zeitung“ brachte. Obgleich die Anzeigen in den ersten Jahren nach der Gründung mehr und mehr zunahmen, und die „Kieler Zeitung“ mit dem zweiten Jahrfünft ihres Bestehens das „Kieler Wochenblatt“ und das von der Regierung als Konkurrenzorgan gegründete „Korrespondenzblatt“ überflügelte, blieb die Zeitung noch lange ein Zuschußunternehmen. Die Abonnentenzahl war um 1870 noch weit vom zweiten Tausend entfernt. Aber Ahlmann dachte nicht daran, den Betrieb dadurch rentabel zu machen, daß er an den Kosten der Berichterstattung, der leitenden Artikel oder des übrigen Inhalts etwas sparte. Schließlich ist die „Ausdauer“, die Ahlmann mit Beziehung auf die „Kieler Zeitung“ 1868 mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnte, auch durch den Erfolg belohnt worden. In dem zweiten Abschnitt ihres Bestehens, als die Zukunft Schleswig-Holsteins nach menschlichem Ermessen gesichert schien und die letzten Nachwehen der Annexionszwistigkeiten verwunden waren, hat die „Kieler Zeitung“ auch auflagenmäßig die „Isehoer Nachrichten“ hinter sich gelassen. —

In einer Hinsicht entspricht Ahlmann nicht dem Bilde, das uns von dem Deutschen, dem Schleswig-Holsteiner, dem Kieler jener Jahrzehnte geläufig ist: Er hat nie Zeit gehabt! Beschauliche Ruhe hat er so wenig gekannt, wie ein Mensch des 20. Jahrhunderts, aber er hat sie auch nie geschätzt. Den Zeitgenossen erschien eine solche, stets neuer Dinge begierige und auf Tätigkeit drängende Natur unverstänglich, ja oft sogar unangenehm. Sein Betätigungsdrang kam manchem wie übereifer vor, sein Idealismus nicht echt. Aber das war ungerecht. Seine Lust, neue Wege zu finden, Anregungen zu geben, birgt nichts Unehliches. Daß das so war, erhellt schon aus der einen Tatsache, daß er bei fast allen Unternehmungen jener Zeit beinahe selbstverständlich der Mann war, der die Arbeit leisten mußte, der

Schriftführer. Er war keineswegs vorwiegend ein Mann der großen und klugen Worte, er nahm die Arbeit auf sich, die nötig ist, bei der aber doch kein Ruhm zu verdienen ist. Ahlmanns Tageslauf wurde durch Arbeit bestimmt. Vom Morgenfrühstück bis zum Mittagessen, nach dem Kaffee bis zum Abendbrot und nach 8 Uhr bis zum Schlafengehen arbeitete er in seinem Kontor, oder er blieb nach dem Abendessen in seinem Lesezimmer und las Bücher und Zeitungen. Selbst Sonntag vormittags war er regelmäßig in seinem Kontor. Gewiß war es nur zu einem Teil die Bank, die seine Zeit dort in Anspruch nahm. Sehr viel Zeit kostete ihn der ausgedehnte Briefwechsel mit allen möglichen Menschen wegen der vielen, vielen Dinge, für die er sich interessierte. Die regelmäßige Arbeit auf dem Kontor wurde freilich ebenso regelmäßig — unterbrochen. Denn von den unzähligen Vereinen, deren Mitglied, meistens Vorstandsmitglied, er war, hatte bestimmt jede Woche der eine oder der andere Sitzung, bei der er nie zu fehlen pflegte, ganz abgesehen von den Sitzungen der Stadtkollegien — die auf seinen Antrag hin vom März 1870 an jedem zweiten Freitag regelmäßig stattfanden. — Die Abende waren vielfach Gesellschaften gewidmet. Denn trotz der arbeitsamen Lebensweise des Hausherrn herrschte im Ahlmannschen Hause reger gesellschaftlicher Verkehr. Frau Dora Ahlmann liebte Geselligkeit. Und der große Kreis der Verwandten, Freunde und Bekannten gab hinreichend Gelegenheit, sie zu üben. Die großen, schönen Räume des Hauses in der Holstenstraße gaben einen stattlichen Rahmen für die Geselligkeit. Bei den Mahlzeiten war es sehr beliebt, Trinksprüche auszubringen. Ahlmann selbst verstand sich auf das Toasten. Gründlich, wie in allem, machte er nicht selten für solche kleinen Reden vorher Konzept. In kleineren Gesellschaften kam es oft vor, daß jeder Tischgenosse einen Trinkspruch ausbrachte. Es war ein anregender Kreis von Gästen, der sich im Ahlmannschen Hause zu treffen pflegte, vielfach dieselben Personen, die wir aus Geert Seeligs „Deutscher Jugend“ kennen. Hauptsächlich — außer den Ahlmanns und Feddersens — Professoren der Universität: Karsten, Thaulow, Forchhammer, Seelig, Hänel, Regierungsrat Kraus, Präsident Mommsen — die meisten auch politische Streitgenossen. Auf den Abendgesellschaften wurden mitunter kleine Lustspiele aufgeführt, bisweilen auch klassische Stücke mit verteilten Rollen gelesen.

Die Kinder hatten nicht viel von ihrem Vater. Die Erziehung der Neun lag hauptsächlich in den Händen der Mutter, die neben der Sorge um den großen Haushalt sich um jedes einzelne von ihnen mit ihrer großen Liebe und mit feinem Takt sorgte. Für die Kinder blieb eigentlich nur der Sonntag, wenn der Vater die größeren mit in die Kunsthalle nahm und wenn, was im Sommer die Regel war, die Familie nachmittags nach dem Düsternbrooker Gehölz hinauszog. Dort hatte Ahlmann schon 1856 in der Feldmark des Dorfes Brunswik am Rande des Gehölzes, zum Teil von ihm umgeben, eine 2½ Tonnen große Koppel gekauft, von der man einen schönen Blick über den Hafen hatte und noch hat. Das war auch so ein Zeichen seines vorausschauenden Unternehmungsgeistes, daß er da draußen das Grundstück erwarb. Der Schwanenweg war damals Peripherie, und kein Mensch ahnte die Entwicklung, die Riel in den nächsten Jahrzehnten nehmen würde. „Wat will he bloß dor buten?“ sagten die Rieler. Ahlmann wußte es ganz genau.

Er legte dort einen großen Obstgarten an. Der Gartenbau ist seine stets mit gleicher Freude gepflegte Liebhaberei gewesen. Aber selbst hierin hat sich, wie fast überall, jener Zug seines Wesens geäußert, den er selbst das „Gemeinnützige“ nannte: der Hang — fast könnte man es so nennen — zum Volkserzieherischen, zum Lehrhaften, und zum Gründlichen nebenbei, brachte ihn dazu, daß er auch diese Liebhaberei seiner Mußestunden zum Wohle der Allgemeinheit, zur Förderung des Fortschritts auswertete. Er ist der Gründer des Schleswig-Holsteinischen Gartenbauvereins gewesen. Eine Zeitlang unterhielt er im Keller des Hauses Holstenstraße 34 eine Samenhandlung, lediglich zu dem Zweck, um gute Sämereien in Riel einzuführen und gab, unter der Firma „Mann & Co.“ eine Gartenbauzeitschrift heraus.

Sein Verständnis für Gartenarchitektur und Gartenkunst hat Ahlmann einmal bewiesen durch die Anlegung des Südfriedhofes, die er als Vorsitzender der Friedhofskommission wesentlich in dem Sinne beeinflusst hat, daß der Friedhof einen parkartigen Charakter erhielt, und fernerer durch die Anlegung des Niemannsweges, dessen Gestaltung und schwierige Grunderwerbsregelung lediglich sein Werk waren.

In dem Garten in Düsternbrook setzte er in die Tat um, was er in Wort und Schrift so oft gefordert hatte: die Einführung guter und geeigneter Obstsorten in Schleswig-Holstein. 1878 baute Ahlmann draußen eine Sommervilla mit großer Halle und einer geräumigen Terrasse. Von da an wurden die Sommermonate im regen Verkehr mit dem großen Kreise der Freunde und bei häufigem Logierbesuch von Verwandten und Freunden in der Villa verbracht. Häufige Gäste waren Professor Georg Hanssen und Hermann Dahlmann.

Mit 1870 war für Schleswig-Holstein eine neue Zeit angebrochen. Ahlmann kam es jetzt zustatten, daß er eine fortschrittliche Natur war. Er gehörte nicht zu jenen vielen Kielern, die das Neue an der Zeit nicht sehen wollten. Und doch hat er sich in ihr nicht recht wohl fühlen können. Eine so tätige Natur konnte sich allerdings nicht selbst aus dem schaffenden Leben ausschalten. Aber 1888 war es doch soweit, daß er aus dem Kieler Stadtparlament austrat, weil die neue Zeit Entwicklungen mit sich brachte, die er nicht mehr mitmachen konnte. Er hat aber bis in unser Jahrhundert hinein nicht aufgehört, dem Kieler Gemeinwesen mit seinem Rat und seiner Erfahrung zu nützen. Erinnerung sei nur an den Bau des neuen Bahnhofs und an die Gründung der „Historischen Landeshalle“, die er in einem Alter von fast achtzig Jahren erdacht und geschaffen hat.

Im politischen Leben seines Heimatlandes ist es ihm ähnlich gegangen, wie in der Kieler Kommunalpolitik. Es war gekommen, was er gewollt, aber es war nicht auf dem Wege und auf die Weise gekommen, wie er es gewollt hatte. Doch auch hier — und gerade hier! — ist er einer derjenigen gewesen, die, freilich mit einer ganz besonderen Note, sich auf den Boden der nun einmal gegebenen Tatsachen stellte. Seine politische Wirksamkeit war nicht beendet, als die Aufgabe gelöst war, die er sich 1867 gestellt, sich und der „Kieler Zeitung“: die Masse der Schleswig-Holsteiner möglichst reibungslos und ruhig mit den neuen Zuständen auszuföhnen.

Das war in der ersten Hälfte der 70er Jahre schon erreicht. Der Bruchteil der landesparteilichen Wahlmänner, der bei den

Landtagswahlen 1876 noch herauskam, konnte darüber keinen Irrtum aufkommen lassen, daß die „partikularistische“ Strömung im Lande schwach und schwächer wurde. Aber nun hat Ahlmann, als er schon die 60 Jahre überschritt, noch einmal nachgefaßt und hat zusammen mit seinen Freunden die starke Organisation des aus den schleswig-holsteinischen Vereinen hervorgegangenen „Liberalen Wahlverein“ beisammen gehalten, trotzdem jetzt Protestler = tum die Massen nicht mehr zusammenhielt. Er hat da in die Tat umgesetzt, was sein Freund Hermann Dahlmann ihm seinerzeit als Aufgabe der Schleswig-Holsteiner gezeigt hatte: mitzuhelfen, daß im ganzen preußischen Staate die freiheitlichen Einrichtungen durchgeführt, den freisinnigen Anschauungen Raum geschaffen würde, deren er und seine Freunde in einem selbständigen Schleswig-Holstein sicher gewesen wären. Dazu war es nötig, daß die Truppe der schleswig-holsteinischen Wählerschaft geschlossen blieb, um die Stoßkraft nicht zu verlieren, die sie in den Parteikämpfen der folgenden Jahrzehnte tatsächlich gehabt hat. Deshalb hat sich Ahlmann mit seiner ganzen Kraft dafür ins Zeug gelegt, daß der schleswig-holsteinische Liberalismus die Spaltungen der 70er und 80er Jahre nicht mitgemacht hat.

So hat er seinen Namen mit der Geschichte Schleswig-Holsteins in jenen Jahrzehnten nach 1870 aufs neue verknüpft. Es war aber doch in diesem Tun keine volle Frische mehr. Der Schatten der schließlichen Erfolglosigkeit liegt darüber trotz der scheinbaren und lang andauernden Erfolge. Ahlmann selbst mußte fühlen, daß der Wurm in dem schleswig-holsteinischen Liberalismus saß. Nordschleswig zeigte es ihm. Was nützten die großen Zahlen der liberalen Wähler im Lande, wenn man der beginnenden Zwangspolitik in Nordschleswig in verschiedenen Graden freundlich gegenüberstand?

Ob es damit zusammenhängt, daß er aktiver Parlamentarier nicht sehr lange gewesen ist? Es ist nicht nötig, das anzunehmen. Der Außendienst war seine Sache nicht. Er hat eigentlich nie zu denen gehört, die die Öffentlichkeit im Lande am lautesten nannte. Er ist lange Jahre der Vorsitzende der liberalen Organisation im Lande gewesen. Er hat ihr die Gestalt und den Inhalt gegeben, die sie beide so lange gehabt hat. Seinen Einfluß merkt man, obgleich er nicht die Neigung hatte, mit seiner Persönlichkeit hervorzutreten. Immerhin hieße es, die Bedeutung seines Wirkens

überschätzen, wollte man annehmen, wie es geschehen ist, daß die Schleswig-Holsteiner wider Neigung und Veranlagung jahrzehntelang die freisinnigste Provinz im Staat gebildet haben, als seien sie nur durch das Geschick der Führer (deren einer Ahlmann war) auf die liberale Seite gezogen. Seine politische Persönlichkeit ist als der Typ des schleswig-holsteinischen Bürgers im 19. Jahrhundert zu betrachten.

Ein Schleswig-Holsteiner hat er nie aufgehört zu sein. Ja, in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens hat er den durch die Annexion geschaffenen Zuständen fremder gegenüber gestanden, als zu der Zeit unmittelbar nach 1870.

In den 90er Jahren teilt er weithin den Standpunkt Otto Jensefs, des Mannes, den er dreißig Jahre vorher so bekämpft hatte und der seinerseits sich gewiß wenig oder gar nicht gewandelt hatte. Nun fühlt er sich zu jenem hingezogen. Wenn er in einem Briefe aus den 90er Jahren meint, daß „der alte Stamm der treuen Schleswig-Holsteiner sehr gelichtet“ sei, spricht er nicht nur aus dem Gefühl heraus, das erklärlicherweise den Alten befällt, wenn er die Freunde und Kampfgenossen seiner Jugend und seiner Mannesjahre dahinschwinden sieht, das Gefühl des vereinsamten Alters. Es ist nicht nur das. Er hatte schon mehrmals in seinem Leben die Akteure wechseln sehen. Ihn, den alterprobten Fortschrittsmann, hätte auch die Wahrnehmung nicht zurückgestoßen, daß neue Gedanken, neue Anschauungen in den Köpfen der auf der Höhe der Bahn Befindlichen wohnten. Wenn diese neuen Inhalte des Denkens nur irgendwie in der Linie dessen lagen, wofür er gestrebt hatte, sei es auch noch so weit voraus — es würde ihm schon keine Schwierigkeiten gemacht haben, mitzukommen. Aber so war es nun nicht. Der Einsatz der Schleswig-Holsteiner hatte dem Liberalismus in Preußen-Deutschland nicht zum Siege verhelfen können. Langsam und, wie es ihm vorkommen mochte, immer schneller, rollte der Wagen zurück. Die Röllpolitik war ihm ein sichtbarer Ausdruck für diese Tatsache. Was ihn an dieser aber so sehr erregte, war weniger die Tatsache, daß das „kaiserlich-Bismarckische“ Regime derartige Methoden anwandte, als die Wahrnehmung, daß seine engern Landsleute in solchem Maße „Machtanbeter“ und „illiberal“ geworden waren, daß die „Vieler Zeitung“ in ihrem Kampf gegen diese Politik merklich in der Vereinzelung stand.

So erklärt sich der Ton des Briefwechsels, den der Achtzigjährige noch 1900 mit dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein führte, in dem er seine innere Abneigung gegen das „preußische“ Wesen deutlich kund gibt. Es ist auch bezeichnend für den Ahlmann der letzten Jahrzehnte, daß er in diesen Briefen wieder auf den Gedanken zurückkommt, den er 1868 dem Herzog Friedrich gegenüber geäußert hatte, von dem man aber denken sollte, daß er längst vergessen sei: daß das Haus Augustenburg in irgendeiner Form wieder dem öffentlichen Leben der Herzogtümer angehören möge. Im Vergleich mit der großen Menge seiner Landsleute scheint er 1900 eher „augustenburgisch“ als 1870.

Aber er war es doch nicht, der sich geändert hatte!

Das Gesicht der Zeit war ein anderes geworden. Als er am 15. September 1910 als Dreiundneunzigjähriger starb, war seine Zeit schon vorbei. Es ist gewiß mehr als eine stilistische Wendung, wenn der Nachruf der „Kieler Zeitung“ auf ihn sagt, daß die Gegenwart ihn vergessen habe.

Vielleicht könnte man meinen, daß auch Ahlmann an unserer Zeit, wenn er sie erleben könnte, manches finden würde, was ihm verwandter erschiene als die Periode von 1870 bis 1914. Zwar der Staat von heute gefiele ihm gewiß nicht. Er ist von dem, den er erstrebte, das Gegenteil: Im Inneren bemüht, sich starke Geltung zu verschaffen, nach außen ohnmächtig. Aber unser heutiges Streben nach Vertiefung und Verinnerlichung des Volkstums hätte gewiß sein Verständnis.

Er würde sich auch des neuen Lebens freuen, das in Schleswig-Holstein eingelehrt ist. Er würde empfinden, daß das neue Schleswig-Holsteinertum unserer Tage auf dem Wege sei, zu finden, was er sein ganzes politisches Leben lang gesucht: einen Ausgleich zwischen schleswig-holsteinischem Eigenleben und Deutschlands Staats-Notwendigkeit.

Verzeichnis der Personennamen.

(In dies Verzeichnis sind die Brieffschreiber, die in den Fußnoten erwähnt werden, mit aufgenommen, jedoch nicht mit Angabe der Seitenzahlen.)

A.

- Abler, David Baruch. 1826—78. Bantier und dänischer Politiker, Kopenhagen. S. 189, 192 f.
Ablefeld, August Detleff von, Olpenitz. 1811—91. Landrat. S. 221.
Ablefeld, Wilhelm von. 1819—97. Klosterpropst in Uetersen. S. 258.
Ablmann, Nicolai, Werthemine. 1809—90. Führer der dänischen Nord-schleswiger. S. 264, 279 f.
Algreen-Uffing, siehe Uffing.
Arnim-Boitzenburg, Adolf Heinrich, Graf von. 1803—68 Preussischer Staatsmann. S. 42.
Auerwald, Hans von. 1792—1848. Abgeordneter des Frankfurter Parlaments. S. 148.

B.

- Bachmann, Grüngrift, Gutsbesitzer. S. 6.
Bargum, Ludolf Conrad Hannibal. 1802—66. Advokat, schlesw.-holst. Politiker. S. 104, 106 f.
Baudissin, Eduard Johann Hermann Adolf, Graf von. 1803—1871. S. 265, 281.
Bauer, Bruno. 1809—1882. Bibelkritiker. S. 38, 67 f, 129 f, 148.
Baur, Ferdinand Chr. 1792—1860. Professor der Theologie in Tübingen. S. 63.
Bederath, Hermann von. 1801—70. Führer der rheinischen Liberalen. S. 128.
Beder, Hermann Heinrich (der rote Beder). 1820—85. Radikaler rheinischer Politiker. Mitglied des Abg. Hauses. S. 251.
Berthau, Wilhelm. Gest. 1870. Redakteur an der Kieler Zeitung. S. 269.
Befeler, Karl Georg Christoph. 1809—88. Professor der Rechte in Greifswald. S. 78.
Befeler, Wilhelm Hartwig. 1806—84. Statthalter von Schleswig-Holstein 1849—51. S. 78, 88 f, 95 f, 104—108, 110, 113 f, 133, 141, 148, 162, 164 f.
Bismarck, Fürst Otto von. S. 181, 195, 205, 226, 231, 236, 238—42, 245—48, 250, 253, 255 Anm., 263, 279.
Bitter, Karl Hermann. 1813—85. Preussischer Verwaltungsbeamter und Musikhistoriker. Regierungspräsident in Schleswig. S. 277.
Beust, Friedrich Ferdinand, Freiherr von. 1809—86. Sächsischer und österreichischer Staatsmann. S. 222.
Bleichröder, Bankfirma. S. 227.
Blome, Adolf Friedrich, Baron von. 1798—1875. Dänischer Staatsmann, schleswig-holsteinischer Politiker. S. 196 f.
Blum, Robert. 1804—48. Deutscher Politiker. S. 124 f, 155.
Bokelmann, Hieronymus Wilhelm. 1829—83. Kethwischhöbe. Publizist. S. 183, 215, 246, 258—60, 262, 268.
Bokelmann, Johann Conrad. 1830—75. Gutsbesitzer auf Müffen. S. 261 f.

II

- Bödel, Karl Peter Ludwig.** Geb. 1835. Expedient der Kieler Zeitung. S. 269.
- Bonin, Eduard von.** 1793—1865. Preußischer General. S. 121.
- Böninghausen, Ernst von.** Geb. 1817. Jurist und Publizist in Hamburg. S. 25.
- Bradel, Adolf Friedrich von.** 1811—73. Oberauditeur, Rendsburg. S. 106, 150.
- Bremer, Jürgen.** 1804—74. Mitglied der Provisorischen Regierung 1848
- Bruh, bekannte Sommerwirtschaft in Dorf Gaarden.** S. 17.
- Brunß, Karl Georg.** 1816—80. Rechtslehrer, Professor in Tübingen. S. 54, 77, 226.
- Busch, Moriz.** 1821—99. Publizist. S. 180, 234, 239.

C.

- Cavour, Graf Camillo Benso di.** 1810—61. Italienischer Staatsmann. S. 210.
- Clausen, Dr. Friedrich Wilhelm.** 1799—1884. Arzt in Gravenstein. S. 11.
- Clausen, Hans Keimer.** 1804—80. Advokat in Kiel. Schleswig-holstein. Ständeabgeordneter. Mitglied des Frankfurter Parlaments. S. 88, 91, 104, 118, 120, 125, 141 f, 165.
- Claussen, Henrik Nicolai.** 1793—1877. Dänischer Theologe und Politiker. S. 99.
- Claussen, Advokat in Kappeln.** S. 221 Anm.
- Colberg u. Cie., Hamburger Haus.** S. 22.
- Christiani, Dr. C., Brunßbüttel.** S. 183.
- Christiani.** Verfasser einer schleswig-holsteinischen Geschichte. S. 78.
- Christian August.** Herzog von Schleswig-Holstein. 1798—1869. S. 75, 88, 140, 173, 186, 202 f.
- Christian, Prinz von Schleswig-Holstein.** 1831—1913. S. 296.
- Christian VIII., König von Dänemark.** 1786—1848. S. 84, 86.
- Christian IX.** 1818—1906. König von Dänemark (Herzog von Glücksburg). S. 185.

D.

- Dahlmann, Friedrich Christoph.** 1785—1860. Historiker und Politiker. S. 120, 125, 134 f.
- Dahlmann, Hermann,** preußischer Abgeordneter. S. 56, 62, 64, 125, 249, 251, 254, 255 Anm., 259, 293.
- Debrient, Eduard,** berühmter Schauspieler. 1801—77. S. 50.
- Dieß, Eduard Friedrich Karl August.** 1809—70. Direktor der Altona-Kieler Eisenbahn.
- Dithmer, Biegeleibbesitzer auf Kennberg.** S. 6.
- Dithmer, Fritz,** Kennberg. S. 12.
- Drescher, Familie.** S. 4.
- Drescher, Karl,** Sophienhof. S. 15.
- Dreis, H. C., Dr. phil.** 1808—72. Kiel. Schleswig-Holsteinischer Abgeordneter der Landesversammlung. S. 120.
- Droßfen, Johann Gustav.** 1808—64. Historiker. S. 82, 95, 106, 108, 120, 125, 133.
- Dunder, Franz.** 1822—88. Fortschritt. Politiker. Der Bruder Max Dunders. S. 269.
- Düvernou, Dr., Heinrich Gustav.** Württembg. Ständeabgeordneter. 1802—1890. S. 64, 77 f.

E.

- Egestorff, Georg. 1802—68. Großindustrieller, Hannover. S. 177 f.
 Eggers, Dr., Johannes Martin Heinrich, Lehrer in Hamburg, geb. 1815.
 S. 202, 207.
 Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich. 1779—1856. Preuß. Staatsmann.
 Enbrulat, Bernhard Ferdinand Julius. 1828—86. Augustenburgischer Poli-
 tiker. S. 276 Anm.
 Enghaus, Christine, die spätere Gattin Hebbels. S. 17.

F.

- Fald, Niels Nicolaus. 1784—1866. S. 95, 139, 145.
 Fallati, Johannes. 1809—55. Nationalökonom und Statistiker. S. 54,
 61, 126.
 Feddersen, Familie. S. 6, 111.
 Feddersen, Luise. 1804—84. S. 84 f., 102, 110.
 Feddersen, Peter (Staun). 1802—86. S. 109—114, 144, 171, 173, 199, 219,
 221—24, 242 f., 265, 268.
 Fellmer, Schüler des Johanneums in Hamburg. S. 26.
 Ferdinand, Erbprinz von Dänemark, Bruder Christians VIII., S. 201.
 Feuerbach, Ludwig Andreas, Bibelkritiker. 1804—72. S. 23, 27, 46, 67, 85.
 Fichte, Johann Gottlieb. 1762—1814. S. 191.
 Flügge, Mademoiselle. Im Hause Ahlmann in Gravenstein. S. 9.
 Fod, Heinrich Otto Friedrich. 1819—72. Privatdozent. Liberaler Poli-
 tiker. S. 98, 103, 106 f., 153 f., 156 f., 190, 195.
 Forchhammer, Peter Wilhelm. 1801—94. Archäologe. Professor in Kiel.
 Politiker. S. 277, 283 Anm., 291.
 Frauer, Studienfreund Ahlmanns. S. 58.
 Frande, Karl Philipp, Staatsrat. 1805—70. Schleswig-holsteinischer Poli-
 tiker. S. 135, 211, 216 Anm., 228, 258 f., 261 f.
 Frese, Dr. Julius, Journalist und preußischer Abgeordneter. 1823—83.
 Friedrich Wilhelm IV. 1795—1861. König von Preußen. S. 28, 30, 36, 67.
 Friedrich VII., König von Dänemark. S. 100, 203, 206.
 Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein. 1829—1880. S. 186, 201—210,
 211—215, 219, 223 f., 226, 229 f., 233, 235 f., 241, 243 f., 247—49, 271 f.,
 273, 282, 296.
 Friedrich, Prinz von Schleswig-Holstein (Noer), 1800—1865. S. 88, 102,
 114 Anm., 115, 148.
 Friederici, August Jacob Karl, Advokat und schleswig-holstein. Politiker,
 Gest. 1857. S. 120.
 Fries, Jacob Friedrich, Jena, Philosoph. 1773—1843. S. 21.
 Fuchs, Friedrich August, Dr. phil., Hamburg. Schüler und Freund Mar-
 heimekes. S. 25.

G.

- Gabler, Georg Andreas, Prof. der Philosophie. 1786—1853. S. 30.
 Gablenz, Ludwig, Freiherr von. 1814—74. Oesterr. General. S. 240 f., 244.
 Gagern, Heinrich Wilhelm, Freiherr von. 1799—1880. Politiker. S. 131.
 Gärtner, August, Sohn des Stadtdirektors von Stuttgart. S. 54, 90, 94.
 Georg V., König von Hannover. 1819—1878. S. 271.
 Godt, Bertel Petersen. Geb. 1814. Später Generalsuperintendent von
 Schleswig. S. 139.
 Gram, Frederik Torkel Julius. 1816—1871. Dänischer Rechtsgelehrter. S.
 62 f., 79 f., 83, 192.

IV

- Gravenhorst, Friedrich Wilhelm, Hamburg, Jurist. S. 24.
 Grimm, Jacob Ludwig Karl. 1785—1863. S. 30, 32, 47 f, 80, 135.
 Grunholzer, Heinrich. 1819—73. Schweizer Schulmann. S. 40, 43.
 Gülich, Jacob Guido Theodor. Schlesw.-holst. Politiker. 1801—77. S. 73, 88, 125.
 Gußmann, Polizeimeister in Kiel. S. 204, 206.

§.

- Hantens, Boye, Lating. Schleswigscher Stände-Abgeordneter, Reichsratsmitglied. Gest. 1883. S. 219, 221 f.
 Hänel, Albert. 1833—1918. Rechtslehrer und Parlamentarier. S. 235, 237 f, 258, 264—266, 269 f, 274 f, 283 Anm., 291.
 Hansemann, Bankfirma. S. 227.
 Hansen, Lehrer in Alpenrade. S. 13.
 Hansen. Andreas. Grumby. Schlesw. Städteabg. 1818—84. S. 221 Anm.
 Hansen, Peter Brodersen. 1832—1878. Bürgermeister in Hadersleben.
 Hanssen, cand. theol., Friedrichshall. S. 48 Anm.
 Hanssen, Andreas Ferdinand. 1811—60. Bruder Georg Hanssens, Journalist. S. 151—153, 157.
 Hanssen, Ferdinand Goriffen. S. 12, 16—18, 20 f, 23.
 Hanssen, Georg. 1809—94. Nationalökonom. S. 28, 32 f, 54, 83 f, 91, 103, 151, 259, 269, 293.
 Hanssen, Jürgen J., Hamburg, Kaufmann. S. 6, 17, 23.
 Harns, Friedrich. 1816—80. Professor der Philosophie in Kiel. S. 142.
 Hauser, Kaspar. S. 14.
 Hävernich, Heinrich Andreas Christoph. Professor der Theologie. 1811—45. S. 37.
 Hebbel, Friedrich. S. 17, 50.
 Hecker, Friedrich Karl Franz. Badischer Politiker. 1811—81. S. 67, 107, 140, 165.
 Heckscher, Johann Gustav Wilhelm Moritz, Hamburg. Jurist und Politiker. 1797—1865. S. 127, 134 f, 142 f.
 Hedde, Friedrich. 1817—83. Advokat und schlesw.-holst. Politiker. S. 98.
 Hedde, Heinrich Peter, 1820—1900. Justizrat in Segeberg. S. 183.
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. Philosoph. 1770—1831. S. 30—32, 59—61.
 Hengstenberg, Ernst Wilhelm. Führender orthodoxer Theologe. 1802—69. S. 30, 37.
 Hensen, Viktor, Physiologe und Politiker, Professor in Kiel. 1835—1924. S. 283 Anm.
 Herwegh, Georg. Dichter. S. 36, 68.
 Hirsching, Ernst. 1827—1881. Redakteur der Kieler Zeitung. S. 234, 265, 267, 269.
 Hoffmann, Hamburger Verleger. S. 21.
 Hoffmann von Fallersleben. S. 39, 47 f.
 Hvidt, Lauritz Nicolai. 1777—1856. Dänischer Politiker. S. 99.

§.

- Ihstein, Adam von. 1775—1855. Vorkämpfer des Liberalismus im Vormärz. S. 128 f.
 Jacoby, Johann. 1805—77. Radikaler preussischer Politiker. S. 275.
 Jacobsen, Landwirt, Munkmühle. S. 6.
 Jakobsen, Ferdinand, Bankier in Hamburg. S. 250.

- Jakobsen, Friedrich Karl Ferdinand. 1798—1875. Hardeßvogt, Departementschef, Amtmann von Hütten. S. 113 f.
 Jensen, Otto, Obergerichtsrat. S. 165, 210 f, 261 f, 267, 281, 295.
 Jensen, Hugo, Agent des Erbprinzen von Augustenburg. S. 202.
 Jörgensen, Polizeimeister in Schleswig. S. 187.
 Johannsen, Joseph Chr. G. F. 1833—82. Adv. in Neumünster. 1864—67 Redakteur der Schlesw. Nachrichten. S. 199, 233.

K.

- Karberg, Firma in Sonderburg. S. 4 f.
 Karberg, Lorenz, Alpenrabe, Kaufmann. S. 89.
 Kardorff, Wilhelm von. 1828—1900. Preussischer Politiker. S. 270—72.
 Karsten, Gustav. 1820—1900. Professor der Physik in Kiel. S. 283 Anm. 291.
 Kaufel, Dr. phil. Lehramtskandidat in Hamburg. S. 23, 25 f, 32.
 Kerner, Justinus. S. 67.
 Klenze, Karl Friedrich. Schlesw.-Holst. Jurist und Politiker. 1795—1878. S. 261.
 Knuth, schlesw.-holst. Student in Berlin. S. 50, 71 f.
 Köller, Ernst Matthias von. Preussischer Staatsmann. 1841—1928. S. 295.
 Krabbe, Herausgeber der konstitutionellen Jahrbücher. S. 78.
 Kraus, Paul Friedrich Werner Hugo. 1818—1901. Regierungsrat, Reichstagsabgeordneter, Kiel. S. 258, 264, 291.
 Kriege, H. Kaditeler deutscher Politiker um 1850. S. 42, 147 f.
 Krohn, August Friedrich von. 1781—1856. Schlesw.-Holst. Militär. S. 105.
 Krüger, Hans Andersen (Westoft). 1816—81. Führer der dänischen Nord-schleswiger. S. 279 f.
 Kruse, Christian. 1818—98. Bürgerworthalter in Kiel. S. 197, 211, 283 Anm.
 Kruse, Heinrich. 1815—1902. Redakteur der Neuen Berliner Zeitung und später der Köln. Zeitung. S. 153.

L.

- Lange, H. D. Kaufmann in Eckernförde und Kiel. 1800—75. S. 140, 211.
 Lange, Kaufmann in Altona. S. 170.
 Langenheim, schlesw.-holst. Student in Berlin. S. 50, 71.
 Lassalle, Ferdinand. S. 39, 125, 283.
 Laffen, Kaufmann in Flensburg. S. 5.
 Laube, Heinrich. 1806—84. Dichter und Politiker. S. 265.
 Lehmann, Johannes, Apotheker in Rendsburg. Bruder Th. Lehmanns. S. 48, 150, 235.
 Lehmann, Orla. 1810—70. Dänischer Politiker. S. 99, 103.
 Lehmann, Theodor. 1824—62. Schlesw.-Holst. Politiker. S. 52, 66, 75, 181—85, 188, 191, 193—95.
 Lesser, Wilhelm, Regierungsrat. S. 249.
 Lichnowski, Fürst Felix. 1814—48. Führer der Konservativen in der Paulskirche. S. 148.
 List, Friedrich. Deutscher Nationalökonom. 1789—1846. S. 65.
 Löff, Georg. 1782—1858. Jhehoe. Advokat und Ständeabgeordneter. S. 119.
 Loeß, Lehrer in Gravenstein. S. 12.
 Louis Philipp, König der Franzosen. 1773—1850. S. 109.

- Lorenzen, Karl. Publizist. S. 40, 43—45, 47 f, 72, 76, 78, 87—89, 92 f, 99, 118, 137, 148, 165, 195, 206, 210, 222, 230, 269 f.
- Lorenzen, Peter Hjort. 1791—1847, schlesw. Politiker. S. 12, 71, 73.
- Lorenzen, Eduard, Kaufmann in Altona.
- Lornsen, Uwe Jens. S. 21, 70, 77.
- Lüders, Peter. 1785—1878. Regierungsrat in Schleswig.
- Lüders, Carl Ferdinand. Geb. 1824. Lehrer am Johanneum in Hamburg. S. 28.
- Lüders, Theodor. 1823—58. Verfasser von „Denkwürdigkeiten zur neuesten schlesw.-holst. Geschichte“ und anderer Werke. S. 103 Anm.
- Lühr, Karl Wilhelm Johannes. Geb. 1849. Pastor in Eternförde. S. 267.

M.

- Madai, Karl Otto von. 1809—50. Professor der Rechte, Vertreter der Provisorischen Regierung in Frankfurt. S. 125, 133.
- Mann u. Co. Ahlmanns Firma als Herausgeber einer Gartenbauzeitung. S. 292.
- Manteuffel, Edwin, Freiherr von. 1809—85. Preussischer General. S. 240, 245 f.
- Marheinecke, Philipp Konrad. 1780—1846. Protestantischer Theologe. S. 30.
- Maurer, Konrad von. 1823—1902. Professor der nordischen Rechte an der Universität München. S. 58.
- Marg, Karl. 1818—83. S. 125.
- Mah, Martin. Redakteur der Schleswig-Holsteinischen Zeitung in Altona. Geb. in Schlesien. Gest. 1880. S. 227, 232.
- Meier, Ernst Heinrich. 1813—66. Professor der Theologie in Tübingen und Zürich, bekannter Bibelkritiker. S. 62 f.
- Metternich, Clemens, Fürst. Oesterr. Statthalter (Metternichsches System). S. 19, 33, 90, 127.
- Meher, Dr. In der Redaktion der Schleswig-Holsteinischen Zeitung. 1849. S. 153.
- Mehn, Claus Christian Ludwig. 1820—78. Schlesw.-Holst. Volkswirt und Geologe. S. 183, 255.
- Michelet, Karl Ludwig. 1801—93. Philosoph. S. 30.
- Michelsen, Andreas Ludwig Jakob. 1801—81. Jurist, Politiker, Historiker, Professor in Jena. S. 122, 125.
- Mohl, Eduard von. S. 41, 52, 57, 58, 63.
- Mohl, Moritz von. 1802—88. Nationalökonom und deutscher Parlamentarier. S. 54, 57—60, 127.
- Mohl, Robert von. 1802—88. Nationalökonom und Politiker, Professor in Tübingen. S. 41, 54, 56 f, 61, 66, 68 f, 127.
- Moltke, Graf Adam Friedrich Adamsen. Präsident der holst. Regierung in Plön. S. 210.
- Moltke, Graf Carl von. 1798—1866. Dänisch-Schleswig-Holsteinischer Staatsmann. S. 93, 100 f, 146.
- Moltke, Adam Wilhelm, Graf von. 1785—1860. Dänischer Minister. S. 169.
- Moltke, Helmut Graf von. S. 216.
- Mölling, Heinrich Johann Georg. 1825—88. Bürgermeister von Kiel. S. 258.
- Mommsen, Fedder, Kaufmann in Flensburg.
- Mommsen, Friedrich. 1818—92. Jurist, später Präsident des Konsistoriums in Kiel. S. 12, 258, 267.

- Wommsen, Theodor Christian Matthias, 1817—1903. Historiker. S. 118, 120, 130 f, 135, 137 f, 151—153, 238 f, 243, 269, 291.
- Wontez, Lola, die Geliebte König Maximilians von Bayern.
- Müllenhoff, Karl Viktor. 1818—84. Germanist. Professor in Kiel und Berlin. S. 120 Anm.
- Müller, Johannes. 1801—58. Anatom und Physiologe, Professor in Berlin. S. 32.
- Müller, Advokat in Burg a. F. S. 122.
- Mundt, Theodor. 1808—61. Einer der Schriftsteller des „Jungen Deutschland“. S. 21.

N.

- Nassau, Adolf, Herzog von. Regierte 1839—66. S. 271.
- Nauwerd. Privatdozent in Berlin. S. 38, 45 f, 127.
- Nebenius, Karl Friedrich. 1785—1857. Nationalökonom, badischer Staatsmann. Vorkämpfer des Zollvereinigungsgedankens. S. 54.
- Neergaard, Lucius Karl Joseph von Bruun-. 1797—1865. Schlesw.-holst. Ständeabg. Abg. der Paulskirche. (Develgönne). S. 125.
- Neergaard, Niels. Geb. 1854. Dänischer Politiker und Historiker. (Verfasser des Werkes: „Under Junigrundloven“). S. 103.
- Neergaard, Richard Jens Ernst von Bruun-. 1820—66. Advokat in Kiel. S. 236.
- Niepa, Alexander Karl Martin. 1841—1910. Chefredakteur der „Kieler Zeitung“. S. 227, 265—67, 269 f, 283 Anm., 289 f.
- Nitsch, Ernst August Traugott. 1823—77. Advokat und Beamter in Schleswig, Flensburg, Kiel. S. 187, 197, 213.
- Noer, Prinz von. Siehe: Friedrich, Prinz.
- Nygaard. Dänischer Kammerherr. S. 169.

O.

- Orsted, Andersas Sandbø. Dänischer Rechtsgelehrter und Politiker. 1778—1860. S. 101.
- Olshausen, Theodor, 1802—1869. Eisenbahndirektor, schlesw.-holst. Politiker. Mitglied der Provisorischen Regierung 1848. S. 88 f, 91, 94 f, 98, 102, 104 f, 118, 125, 132, 137, 141—43, 145, 148 f, 156 f, 165, 170 Anm. 259.

P.

- Pauls, Jacob Friedrich. Rating. 1834—1919. S. 264.
- Pauls, Paul Matthiesen. Ulvesbüll. S. 264.
- Paulsen, Peter. 1778—1855. Propst in Lpenrade und Altona.
- Paulsen, Schlachter, Grabenstein. S. 11.
- Pfizer, Paul Mathias. 1801—67. Süddeutscher Politiker. Bekannt durch sein frühes Eintreten für die preussische Führung („Briefwechsel zweier Deutscher“ 1831). S. 64—66, 95, 185.
- Pbilipp, Ferdinand. Schleswig-Dolsteinischer Jurist. 1834—1917. S. 209, 258.
- Peter, Großherzog von Oldenburg 1827—1900. Machte Ansprüche auf Schleswig-Holstein. S. 208.
- Petersen, Pastor in Gattorf. S. 140.
- Peto, Sir Morton. Englischer Großunternehmer. S. 286.
- Pland, Joh. Julius Wilhelm. Professor in Kiel. Geb. 1817. S. 206.

VIII

- Blessen, Baron Carl Th. H. von Scheel: 1811—92. Schleswig-holst. Politiker. Dänischer Staatsmann. Erster preussischer Oberpräsident von Schleswig-Holstein. S. 197, 209, 234, 245, 247—52, 255 f, 270, 273, 276 f.
- Breuer, Alexander Fr. W., Obergerichtsrat. 1799—1855. S. 204.

N.

- Nadowitz, Karl Maria von. 1779—1853. Preussischer Staatsmann. S. 134, 136.
- Nanke, Leopold von. Geschichtsschreiber. 1795—1886. S. 30, 32.
- Nasch, Gustav. Deutscher Publizist. S. 224.
- Natjen, Henning. 1793—1880. Professor in Kiel. S. 90.
- Nau, Karl Heinrich. 1792—1870. Deutscher Nationalökonom. S. 54.
- Naumer, Friedrich von. 1781—1873. Historiker. Professor in Berlin. Mitglied des Frankfurter Parlaments. S. 41, 135.
- Nave, Christian Theodor. 1821—1912. Schleswig-holst. Jurist und Politiker. S. 198, 202, 213, 215.
- Navit, Johann Christian. 1806—68. Nationalökonom und Statistiker, Kiel, Hamburg, Lübeck. S. 89, 192 f.
- Née, Großkaufmann in Hamburg. S. 5 f.
- Needer, Eouard Louis. 1824—76. Büllsbüll. Schleswig-holst. Politiker, Reichstagsabgeordneter. S. 264.
- Nehder, H. S. Proturist im Banthause Nhlmann. S. 234 Anm., 265, 269.
- Neinde, Theodor 1805—82. Kaufmann in Altona. Mitglied der holst. Ständeversammlung. S. 197, 259.
- Nendtorff, Gustav. 1810—88. Advokat. Mitglied der holst. Ständeversammlung. S. 195, 197, 223, 225.
- Neventlow, Ernst Graf von. Farbe. 1799—1873. S. 92.
- Neventlow-Criminil, Joseph Carl Graf von. 1797—1850. S. 161.
- Neventlow, Graf Friedrich von. Preeß. Statthalter 1849—51. 1797—1874. S. 77, 104 f, 107 f, 146, 164 f, 255, 260.
- Neventlow, Ludwig Graf zu. 1822—96. Advokat in Kiel. Später Landrat in Dufum. S. 188, 195, 197 f, 205, 208—11, 213, 215, 227, 230, 235 f, 255, 274.
- Neventlow, Theodor Graf von. Zerßbed. 1801—73. S. 142, 146 f.
- Nicardo, David. 1772—1823. Englischer Nationalökonom. S. 128.
- Nichelsen Buschmoos, Gutbesitzer in Sundewitt. S. 6.
- Nichter, Eugen. 1838—1906. Deutscher Politiker. S. 265.
- Nichthofen, Carl Otto Johannes Theresius. 1811—88. Rechtshistoriker.
- Nitter, Karl. 1779—1859. Hervorragender Geograph. S. 30, 32.
- Noed, Kaufmann in Hamburg. S. 16, 18.
- Nömer, Friedrich von. 1794—1864. Liberaler süddeutscher Führer im Vormärz. Mitglied des Frankfurter Parlaments. S. 64, 66, 127.
- Nömer, August Peter Christian. 1821—85. Schleswig-holst. Politiker und Jurist. Gest. als Landgerichtsdirektor in Altona. S. 120, 185, 195 bis 198, 202, 205, 208 f, 213, 215, 219, 227 f, 230 f, 235—237, 255.
- Nöper, Kaufmann in Hamburg. S. 18, 21, 27.
- Nößler, Constantin. 1820—96. Deutscher Publizist. S. 47.
- Nohwer, Johann. Holtorf (d. J.). S. 268.
- Nommel, Karl Eberhard Eugen. Geb. in Württemberg. Jurist und Journalist. 1863—65 an den Isehoer Nachr., 1865—66 an der Nordd. Btg. Gest. 1881. S. 233.

- Rouffseau, Jean-Jaques. S. 62.
 Ruge, Arnold. 1802—88. Philosoph und junghegelscher Politiker. S. 23, 30, 37 f, 148.
 Huttenberg, Dr. Journalist und radikaler Politiker um 1850. S. 28, 34, 38.

S.

- Samwer, Karl Friedrich Lucian. 1819—82. Schleswig-holst. Politiker. Ratgeber Herzog Friedrichs VIII. S. 82, 88, 95, 99, 106, 118, 186, 209 f, 211 f, 227, 231, 243, 253, 263.
 Sand, Carl Ludwig. 1795—1819. Der Mörder Kozebues. S. 32.
 Schauenburg, Student in Berlin. S. 42
 Scheele, Kaufmann in Lübeck. S. 15.
 Scheele, Ludwig Nikolaus von. 1794—1876. Geborener Schleswig-Holsteiner. Dänischer Staatsmann. S. 89, 93.
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph. 1775—1854. S. 30 f.
 Schemm, deutsch-baltischer Journalist. S. 267.
 Schiller, Friedrich. S. 28, 191.
 Schleiden, Karl Heinrich. Geb. 1809. Inhaber eines Knabeninstituts in Hamburg. S. 20 f, 24, 26.
 Schleiden, Rudolph. 1815—95. Schleswig-holst. Politiker. Reichstagsabgeordneter. S. 258 f, 261 f.
 Schlichting, Markus. 1804—75. Schleswig-holst. Abgeordneter im preuß. Landtag. Lehrer in Kiel. S. 256, 283 Anm.
 Schmidt, Martin Thorfen. 1807—83. Mitglied der Provisorischen Regierung 1848. Kaufmann in Kiel. S. 15 f, 106 f, 156.
 Schmidt, Julian. Literaturhistoriker und Journalist. Berlin.
 Schmerling, Anton Ritter von. Österreichischer Staatsmann. 1805—93.
 Schneefloth, Großkaufmann in Kiel. S. 15.
 Schoum, Joachim Frederik. 1789—1852. Dänischer Politiker und Professor. S. 78, 99.
 Schrader, Ludwig. 1815—1907. Hauptpastor in Kiel. S. 204, 211, 256, 260 bis 263.
 Schulze-Delitzsch, Hermann. 1808—83. S. 283.
 Schwarz, Georg Heinrich Wilhelm, Student in Halle, später Propst in Eiderstedt. Geb. 1819. S. 47.
 Schwegler, Friedrich Karl Albert, 1819—57. Deutscher Theolog und Philosoph. S. 92.
 Schwerin-Buzar, Maximilian Graf von. 1804—72. Preuß. Politiker. S. 24² Anm.
 Seelig, Geert. Rechtsanwalt in Hamburg. S. 291.
 Seelig, Wilhelm. 1821—1906. Professor der Nationalökonomie in Kiel. S. 291.
 Seydelmann, Karl. 1793—1843. Berühmter deutscher Schauspieler. S. 50.
 Soltau, Schleswig-holst. Schulmann. S. 75, 83.
 Smith, Adam. 1723—1790. Englischer Nationalökonom. S. 60.
 Spethmann, Advokat in Kiel. 1864 Bürgermeister in Ebernförde. S. 193, 197, 215, 218.
 Stahl, Friedrich Julius. Deutscher Staatsrechtslehrer und Politiker. S. 30, 37.
 Stein, Lorenz Jakob. 1850—90. Staatsrechtslehrer, in Kiel und Wien. S. 69, 82, 88, 90, 95, 98, 107, 121, 140.

X

- Steindorff, Magnus Friedrich. 1811—69. Schleswig-holst. Politiker, Arzt in Kiel. S. 179, 186, 197 f, 211.
Stirner, Max Johann (Kaspar Schmidt). Deutscher Philosoph. S. 38.
Storm, Theodor. S. 165, 253.
Strauß, David Friedrich. 1808—74. Bibelkritiker. S. 23, 27, 67 f, 85.
Streit, Verlagsbuchhändler in Coburg. S. 217.
Stuhr. Komm. Bürgermeister in Husum 1864.

Z.

- Zempeltheg, Eduard. 1832—1910 Privatsekretär Herzog Ernsts von Coburg. S. 224.
Zhaulow, Gustav Ferdinand. 1817—83. Professor in Kiel.
Zhomsen. Inhaber eines Knabeninstituts in Plön. S. 13—15.
Zhomsen, Adolf Theodor, Oldenswörth. 1814—91. Ständeabgeordneter und Reichsratsmitglied. S. 219, 269, 278.
Zhomsen, Senator in Kiel. S. 223, 225.
Zburn und Tazis (Post). S. 124.
Ziedemann, Christoph Willers Marcus von. 1834—1907 Advokat in Segeberg. Später Chef der Reichskanzlei. S. 205.
Ziedemann, Heinrich. 1801—51. Johannisberg, Roogsinspektor. S. 73.
Zhode, Timm. S. 270
Zobsen, Johann Christian, Londern 1797—1879. S. 113.
Zreitschke, Heinrich von. 1834—96. S. 30 Anm., 31 Anm., 46 Anm., 47 f, 240, 243, 246, 260, 274, 278.
Zrendelenburg, Friedrich Adolf. 1802—72. Philosoph, Professor in Berlin. S. 30, 39 f.
Zscherning, Anton Frederik. 1795—1874. Dänischer Politiker. S. 99.
Zwesten, Karl. 1820—70. Führer der Fortschrittspartei und der National-liberalen.

II.

- Zhland, Ludwig. S. 63, 65, 77, 127.
Zuffing, Algreen-, Tage. Dänischer Politiker. 1797—1872. S. 76, 78.

III.

- Zalentinier, Christian August. 1815—91. S. 74, 84, 144, 155.
Zischer, Friedrich Theodor. 1807—89. S. 67 f.
Zolbehr, Friedrich Ludwig Christian. Kiel 1819—88, Publizist. S. 251.
Zolquardsen, Christian August. 1840—1917. 1864 Lehrer am Gymnasium in Paderleben. 1873 Professor der Geschichte in Kiel. S. 278 Anm.
Zolz. Professor in Tübingen. S. 55.

III.

- Zaiz, Georg. 1813—86. Historiker. S. 120, 135.
Zallichs, Julius. Dr. med. Neumünster. Geb. 1829. S. 198.
Zallichs, Christian Adolf Geb. 1831. Schleswig-holst. Schulmann und Politiker.
Zarnstedt, Adolf Eduard Friedrich Johannes von (Göttingen). 1813—94. S. 261.
Zedel-Heinen, Graf, Julius Christian Frederik. 1814—87. Dänischer Beamter. S. 161 Anm.
Zarburg, Moritz Wolf. Altona, Justizrat, Mitglied der schleswig-holst. Landesversammlung, preuß. Landtagsabgeordneter.

- Welder, Carl Theodor, Professor in Kiel und Heidelberg. Politiker. 1790 bis 1869. S. 64, 66 f, 77 f, 127 f.
- Wichmann, August. 1811—76. Advokat in Kiel, Politiker. S. 95, 122.
- Wiggers, Wilhelm Eduard. 1815—92. Untergerichtsadvokat, Rendsburg. Politiker. S. 183, 197, 205, 215, 259, 263, 268.
- Wilhelm I., König von Preußen. 1797—1888. S. 185.
- Wille, Jean Francois Arnold. Geb. 1811 in Hamburg. Dr. phil. Redakteur der „Börsenhalle“. S. 25.
- Windthorst, Ludwig. Führer der deutsch. Zentrumsparlei. 1812—91. S. 263.
- Wöllner, Johann Christoph von. 1732—1800. S. 37. Preuß. Staatsmann
- Woldsen, August Friedrich. 1792—1868. Kaufmann in Hamburg. S. 202.
- Wolf, Dr. phil. „Zehoer Nachrichten“. S. 138.
- Wrangel, Friedrich Heinrich Ernst Graf von. 1784—1877. Generalfeldmarschall. S. 218.
- Wurm, Friedrich Christian. 1803—76. Professor der Geschichte am Akademischen Gymnasium zu Hamburg. S. 78.

B.

- Zabel, Eugen. Geb. 1851. Redakteur der „Nationalzeitung“ in Berlin.
- Zedlitz, Freiherr von. Zivilkommissar in Schleswig. S. 224.
- Zeller, Eduard. 1814—1908. Geschichtsschreiber der Philosophie. S. 62.

DIS-Danmark



1 2 9 8 4 0